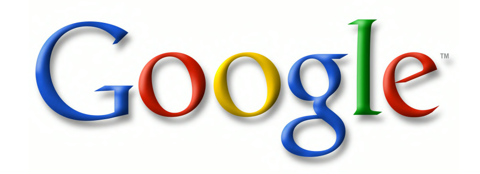
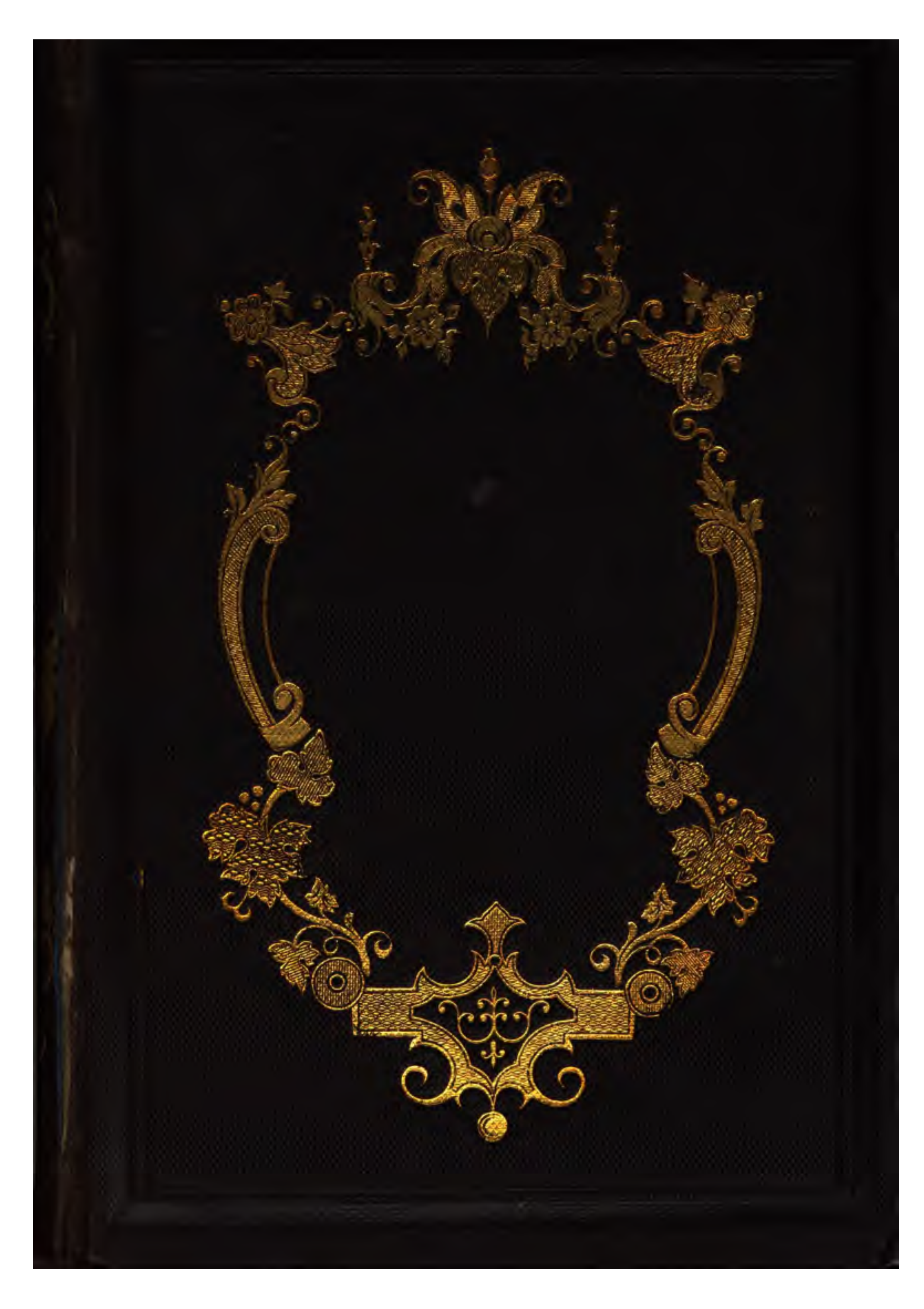






Deutsche Dichterhalle

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. J. Schenckel.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von C. G. Kunze.
1851.

Buchdruckerei: Chr. Friedr. Will in Darmstadt.

Viertes Buch.

Joh. Christian Friedr. Hölderlin. — Justinus Kerner. — Gottfried Kinkel. — Albert Knapp. — August Kopisch. — Theodor Körner. — Nikolaus Lenau (Niembsch Edler von Strehlenau).

Willst du lesen ein Gedicht —
Sammle dich, wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest,
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Ludw. Adolph Stöber.

Joh. Christian Friedr. Hölderlin.

Ein Sohn der Erde bin ich,
Zu lieben gemacht, zu leiden.
Fr. Hölderlin.

Den Klugen leiten sicher stets die Horen,
Nur mit dem Genius spielen oft die Winde;
Daß er so Glück, wie Unglück, früher finde,
Wird er mit Schwingen in die Welt geboren.
Doch bleibt ihm treu die Gottheit zugeschworen;
Sie legt am bösen Tag dem armen Kinde
Mit weicher Hand ums Aug des Wahnsinns Binde,
Daß es nie sehe, was das Herz verloren.
Die Götter haben freundlich dein gedacht,
Die du so fromm gehalten einst in Ehren,
Und lebend schon dich aus der Welt gebracht.
Nichts Irdisches kann fürder dich versehren,
Und reiner, denn ein Stern zum Schooß der Nacht,
Wirst du zurück zur großen Mutter kehren.
G. Herwegh.

Johann Christian Friedrich Hölderlin wurde am 29. März 1770 zu Laufen, unweit Heilbronn, geboren. Sein Vater und Großvater waren Verwaltungsbeamten des dortigen Klosters. Hölderlin war kaum drei Jahre alt, als sein Vater starb. Die Mutter, welche sich wieder verehelichte und darauf in dem schönen Nürtingen wohnte, verlor 1779 auch ihren zweiten Gatten und besorgte nun die Erziehung ihrer 4 unmündigen Kinder mit frommer, liebevoller Hingebung, wobei sie von der ehrwürdigen, greisen Großmutter unterstützt wurde, die Hölderlin an ihrem 72. Geburtstage besungen hat. Der Sohn erbte die vortrefflichen Eigenschaften seiner achtbaren Mutter, nämlich ein „edles Gemüth,

inniges Gottvertrauen und reines, sittliches Gefühl". Die große Liebe, welche der Knabe schon zur Natur hatte, erklärt die herrliche Begeisterung des Mannes für dieselbe. Mit gereiftem Geiste sagte er später:

„Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains.
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen."

In der trefflichen lateinischen Schule zu Nürtingen sammelte er sich gute Kenntnisse in den altklassischen Sprachen und verkehrte freundlich mit dem 5 Jahre jüngern F. W. J. Schelling, dem später so berühmten Philosophen. Auf den Wunsch seiner Mutter wählte er die theologische Laufbahn und trat in die niedern Seminare zu Denkendorf und Maulbronn. Ossian's Gedichte machten durch ihre großartige Naturanschauung und zwanglose Andacht einen ungeheuern Eindruck auf ihn. Schiller und Schubart zogen ihn an und Klopstock liebte er noch aus seiner ersten Knabenzeit her. Inzwischen hielt er sich wegen Kränklichkeit einige Zeit bei seiner Mutter auf und quälte sich viel mit Todesgedanken. Als 18jähriger Jüngling bezog er die Universität Tübingen und das theologische Seminar. In Maulbronn entließ man ihn als einen „planen" Lateiner, der auch schöne deutsche Verse mache. Seine Mitschüler hielten ihn für einen ausgezeichneten Hellenisten. Auf der Universität lernte er Hegel, Ludw. Neuffer, Conz, L. v. Seckendorff, Sinklair ꝛc. kennen und in Stäudlins Musenalmanach von 1792 erschienen schon viele Hölderlin'sche und Neuffer'sche Gedichte. Musik übte und liebte er sehr und Kaffee war ihm ein belebendes, geisterregendes Mittel. Matthisson lernt ihn kennen in „überwallend lyrischem Reichthum". 1793 machte er auch die Bekanntschaft seines großen Vorbildes Schiller. Mit Ernst widmete er sich philosoph. Studien, las mit Hegel ꝛc. den Plato in der Ursprache und studirte „Winkelmanns Geschichte der schönen Künste Griechenlands". Als er 1793 seine akademische Laufbahn vollendet hatte, ward er durch

Schillers Vermittlung Erzieher beim Freiherrn v. Kalb in Waltershausen bei Meiningen, wo er an seinem „Hyperion" arbeitete und Kants Philosophie studirte. In Jena, wohin er mit seinem kränkelnden Zögling gegangen, verkehrte er freundlich mit Schiller und saß als ein glühend begeisterter Jünger zu den Füßen des großen Meisters Fichte. Bald lernte er auch Goethe und Herder kennen und weil ihn Schiller's Freundschaft und Fichte's Philosophie so sehr anzog, so nahm er als Erzieher seine Entlassung, um in Jena zu bleiben. Leider gestatteten es aber seine Verhältnisse nicht die wohlthätige Nähe der großen Geister länger zu genießen, weßhalb er trüb und schwermüthig gestimmt zu den Seinigen zurückkehrte. Sein Freund Sinklair verschaffte ihm in einem Frankfurter Bankierhause 1796 eine Hauslehrerstelle. Hier ward ihm die wohlwollendste Behandlung zu Theil und er verliebte sich in die Mutter seiner Zöglinge, die nun die Seele seines Hyperion, seiner Lieder und Elegien „an Diotima", wie das Fatum seines irdischen Lebens wurde. Diotima's Familie flüchtete sich mit Hölderlin nach Cassel, der daselbst Heinse kennen lernte und, nach Frankfurt zurückgekehrt, auch Goethen auf seiner Schweizerreise begrüßen konnte. Im Herbste 1798 trennte sich Hölderlin von Frankfurt und seiner Diotima und legte so den Grund zu namenlosem Elend. Bei Sinklair in Homburg arbeitete er fleißig, um sich zu ermannen, vermochte aber die Liebe zu Diotima nicht zu bemeistern. Unruhig und bewegt irrt er umher und nimmt am „Eingange in die Reife des Mannesalters" noch eine Hofmeisterstelle bei Constanz und bald darauf beim Hamburgischen Consul in Bordeaux an. Im Juli 1802 erschien er plötzlich vor seiner Mutter mit „verwirrten Mienen, tobenden Geberden, im Zustande des verzweifelsten Irrsinns und in einem Aufzuge, der die Aussage, daß er unterwegs beraubt worden sei, zu bestätigen schien." Wenige Tage vorher war Diotima gestorben, das Wesen, welches „das wandellose Leben der Gottheit lebte" und in dem er die sonst vergebens gesuchte Idealwelt gefunden hatte. Die Nacht des Wahnsinns umlagerte seinen Geist nun mit geringer Unterbrechung 40 Jahre hindurch. In lichten Augenblicken dichtete

er wieder und, als man ihn im Sommer 1804 für genesen hielt, ward er Bibliothekar beim Landgrafen zu Homburg; allein schon 1806 mußte er wegen Irrsinns nach Tübingen gebracht werden, wo er im Hause des Tischlermeisters Zimmer die sorgfältigste Pflege fand. Die Musik, namentlich das Klavierspiel, liebte er bis an sein Ende und unermüdlich variirte er die Melodie: „Mich fliehen alle Freuden". Manchmal war er heiter, oft aber auch lebensüberdrüssig, wenn er fühlte, daß es mit ihm vorbei sei. Er sagte:

„Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,
Die Jugendstunden sind wie lang! wie lang! verflossen,
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin Nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne".

Als 1826 unter Mitwirkung Uhland's, Kerner's und Schwab's Hölderlin's gesammelte Gedichte im Druck erschienen, da freute er sich sehr und hatte das Buch immer auf seinem Zimmer. Auf alle Papierschnitzel, die er fand, schrieb er Verse. Den Namen Hölderlin wollte er später nicht mehr hören. Gern ließ er sich „Bibliothekar" tituliren. Er unterschrieb und nannte sich „Buonarotti" oder „Skartanelli". In letzter Zeit dichtete er, wie in seiner Jugend, nur in Reimen. Jedem Besucher schrieb er auf dessen Bitte Etwas in Poesie oder Prosa. Er erinnerte sich seiner Freunde, wollte aber von Frankfurt und Bordeaux Nichts wissen und freute sich 1843 „rasend" über einen Blumenstraß, den ihm Uhland an seinem Geburtstage schickte, sowie über die hübsche 2te Auflage seiner Gedichte. Am 7. Juni 1843 machte der Tod seinem unglücklichen Erdenleben ein Ende. „Die Sektion zeigte eine ausgebildete Brustwassersucht als Ursache seines Todes, außerdem eine bedeutende Herzverknöcherung und Gehirnwassersucht". —

Schiller, welcher Hölderlin seinen „liebsten Schwaben nannte", erkannte in dessen Gedichten: „An den Aether" und „Der Wandrer" viel von seiner eignen sonstigen Gestalt und fühlte sich dadurch an sich und seine „heftige Subjectivität" erinnert, was ihm auch Goethe zugesteht, dem er die beiden Gedichte über-

schickte. Goethe war ihnen nicht ungünstig, fand sie lieblich und innig und meinte sie müßten gewiß Freunde im Publikum finden, nur vermißt er Schillers Tiefe, Stärke und Fülle. Später findet er Hölderlin „liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja bis zur Aengstlichkeit offen". Hölderlin lehnt sich zunächst an Schiller, mit dem er das ideale Streben gemein hat, der aber das Ideal schöner Menschlichkeit in seinem Volke gefunden und Nichts „gegen den edeln deutschen Geist, sondern Alles nur für denselben schuf und bildete", während Hölderlin, der sich theoretisch zu den Grundsätzen der Schlegel'schen Schule und der Naturphilosophie bekannte, sich nicht, wie die Romantiker, in das ältere National-Leben der Deutschen, sondern in idealer Ueberspannung in das der alten Griechen versetzte und namentlich am Schlusse seines Hyperion sein idealisirtes Griechenthum dem geschmähten deutschen Volke gegenüber zu verherrlichen suchte. Er schreibt: „Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er sich regt, ist von Natur auch nicht so einig in sich und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht, als ein Grieche." Ihm galt es, „die Vereinigung und Versöhnung mit dem Leben, der Kunst, und des Geschmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten mit der Natur" zu vollbringen. Die versuchte Vereinigung bewirkte in hohem Grade die Spaltung im Innern des Dichters, die neben der unglücklichen Liebe die Hauptursache seines Wahnsinns wurde. In seinen Gedichten müssen wir die reine, oft „wahrhaft antike klassische Form" bewundern, ohne darin die Klarheit und Lieblichkeit in der Schilderung, wie die tiefergreifende Wehmuth zu übersehen. Neben der Liebe besingt er mit innigem Gefühl auch die Natur, wie in den Gedichten: „Der Neckar", „Heidelberg", „Die Eichbäume", „Die Heimat", „Rückkehr in die Heimat", „Der gefesselte Strom" ꝛc. Wolfg. Menzel vergleicht die Seele Hölderlin's mit einer zartbesaiteten Aeolsharfe, die erst leise melodisch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter

furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen zerrissen wird. Wenn je ein Dichter fühlte, was er sang, so ist es Hölderlin; denn im Strom seiner Lieder ist jeder Tropfen aus seinem innersten Herzen entsprungen. Er bat die Lebens- und Schicksalsgöttinnen nur um Einen Sommer und Einen Herbst zu reifem Gesange, damit sein Herz, vom süßen Spiele gesättigt, williger sterbe. Wohl klagt er, daß der Seele im Leben ihr göttlich Recht nicht ward, fügt aber getröstet hinzu:

„Doch ist mir einst das Heilige, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen“.

Schriften: Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen. 1846. 1r Band: Gedichte und Hyperion oder der Eremit in Griechenland. 2r Band: Hölderlin's Briefwechsel, vermischte Briefe, Jugendgedichte, Prosaisches, Hölderlin's Leben, Gedichte aus der Zeit des Irrsinns, Anhang. — Gedichte. Stuttgart 1826, herausg. von L. Uhland und G. Schwab. — Gedichte. Stuttgart 1843, herausgegeben von Gustav Schwab und (dessen Sohn) Ch. Th. Schwab.

1. An den Aether.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
11 Keiner, o Vater Aether! mich auf, noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an, und goßest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber du nährest sie all mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.
Himmlischer! sucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,

Streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Saame die Hülse;
Daß er, belebt von dir, in deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee, wie ein überlästig Gewand ab.
Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
Aus der Woge zu dir; auch den edelen Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt
In die Höhe sein Hals, mit dem Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend hinab schäumt,
Hin und wieder schweift, kaum sichtbar durch die Gebüsche.
Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel,
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters,
Raums genug ist für alle. Der Pfad ist Keinem bezeichnet;
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken sie mir und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimat
Winkt es von oben herab und auf die Gipfel der Alpen
Möcht ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd; o Vater Aether! Vergebens;
Denn es treibt uns die Lust, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meersflut werfen wir uns, in die freieren Ebenen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügts ihm nicht! denn der tiefere Ocean reizt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt — o, wer dort an jene

Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte,
Aber, indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo du fremde Gestad' umfängst mit bläulicher Woge,
Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

---

2. Der Wanderer.

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin schlich das hagere Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt.
Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der quellende Wald hier
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom,
Keiner Heerde verging am plätschernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.
Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
Aengstlich und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste,
Wasser bewahrte mir treulich das fromme Kameel,
Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.
Auch den Eispol hab ich besucht; wie ein starrendes Chaos
Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülle von Schnee schlief hier das gefesselte Leben,
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.

Hier bewegt er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und im Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und Nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strahle des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durch-brichst du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen glühen und Wein sprudelt im kärglichen Nord.
Aber jetzt kehr ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimat,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
14 Doch, wie Aurora den Tithon, empfängst du in lächelnder Blüte
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ists hier, kaum rauscht von fern die geschäftge Mühle
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.

Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelndem Schlaf;
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder ins duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimatliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir ans Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Waldes unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne, dein Licht!
Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Mildere Sonne! zu dir kehr ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

---

3. Seiner Großmutter
zum zwei und siebenzigsten Geburtstag (1799).

Vieles hast du erlebt, du theure Mutter! und ruhst nun
Glücklich, von Fernen und Nahn liebend beim Namen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters silberner Krone,
Unter den Kindern, die dir reifen und wachsen und blühn.

Langes Leben hat dir die sanfte Seele gewonnen
Und die Hoffnung, die dich freundlich im Leiden geführt.
Denn zufrieden bist du und fromm, wie die Mutter, die einst den
Besten der Menschen, den Freund unsrer Erde, gebar.
Ach! sie wissen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
Und vergessen ist fast, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erscheinet erheiternd
Mitten in stürmischer Zeit ihnen das himmlische Bild.
Allversöhnend und still, mit armen Sterblichen ging er,
Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin.
Keins der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,
Und die Leiden der Welt trug er an liebender Brust.
Mit dem Tode befreundet er sich, im Namen der Andern
Ging er aus Schmerzen und Mühn, siegend zum Vater zurück.
Und du kennest ihn auch, du theuere Mutter, und wandelst
Glaubend und duldend und still ihm, dem Erhabenen, nach.
Sieh! es haben mich selbst verjüngt die kindlichen Worte,
Und es rinnen, wie einst, Thränen vom Auge mir noch;
Und ich denke zurück an längst vergangene Tage,
Und die Heimat erfreut wieder mein einsam Gemüth,
Und das Haus, wo ich einst bei deinen Segnungen aufwuchs,
Wo, von Liebe genährt, schneller der Knabe gedieh.
Ach! wie dacht ich dann oft, du solltest meiner dich freuen,
Wenn ich ferne mich sah wirkend in offener Welt.
Manches hab ich versucht und geträumt und habe die Brust mir
Wund gerungen indeß, aber ihr heilet sie mir,
O, ihr Lieben; und lange, wie du, o Mutter! zu leben,
Will ich lernen; es ist ruhig das Alter und fromm.
Kommen will ich zu dir, dann segne den Enkel noch einmal,
Daß dir halte der Mann, was er, als Knabe, gelobt.

---

4. Der Gott der Jugend.

Gehn dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für selige Gesichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen,
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Alterthums empor:

Wird da, wo sich im Schönen
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe dir gestillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenspiel:

So such im stillsten Thale
Den blütenreichsten Hain,
Und gieß aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

8 Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der *Dichter* saß,
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblüten spielte,
Die Flut des Anio;

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe schien,
Wenn alle Lüfte schliefen,
Und, sanft bewegt vom Schwan,
Cephisus durch Oliven
Und Myrtensträuche rann:

So schön ists noch hienieden!
Auch unser Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch mischen brüderlich
In unsers Herzens Töne
Des Frühlings Laute sich.

Drum such im stillsten Thale
Den düftereichsten Hain,
Und gieß aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

---

5. Der gefesselte Strom.

Was schläfst und träumst du, Jüngling! gehüllt in dich
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achtest nicht des Ursprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

Die Liebesboten, welche der Vater schickt,
Kennst du die lebenathmenden Lüfte nicht?
Und trifft das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir sendet?

Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust! es quillt,
Wie da er noch im Schooße der Felsen spielt',
Ihm auf; und nun gedenkt er seiner
Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er.

Der Zauberer, er spottet der Fesseln nun,
Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen
Im Zorne, spielend, da und dort zum
Schallenden Ufer; und von der Stimme

Des Göttersohns erwachen die Berge rings,
Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern und schaudernd regt im
Busen der Erde sich Freude wieder.

Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihn;
Er aber wandelt hin zu Unsterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

---

6. Rückkehr in die Heimat.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihrs wieder.

Du stiller Ort! in Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosen Tagen den Sehnenden,
Und du, mein Haus, und ihr, Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lange ists, o wie lange! des Kindes Ruh
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb und Glück,
Doch du, mein Vaterland, du Heilig-
Duldendes, siehe, du bist geblieben!

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freun, erziehst du, Theures! die deinen auch,
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächtigen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Gibt der Geläuterte dir sich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb und all ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder!

---

7. Die Heimat.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid, geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimat

Verehrte sichre Gränzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr Treu-gebliebnen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,
Dieß singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

---

8. Der Neckar.

In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmst uns mit
Zum still erhabnen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und lustgen Inseln.

Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug entflieht
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,
2 Zum goldenen Paktol, zu Smyrna's
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht ich

1 Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o, ihr schönen
Inseln Joniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt.
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum
Vom Harze träuft, und Pauk und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

---

9. Heidelberg.

Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehn,
In die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All ihm nach und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

---

10. An die Natur.

Da ich noch um deinen Schleier spielte,
Noch an dir, wie eine Blüte, hing,
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
Der mein zärtlichbebend Herz umfing,

Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
Reich, wie du, vor deinem Bilde stand,
Eine Stelle noch für meine Thränen,
Eine Welt für meine Liebe fand,

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernähme seine Töne sie,
Und die Sterne seine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
In des Herzens stiller Welle regte,
Da umfingen goldne Tage mich.

Wenn im Thale, wo der Quell mich kühlte,
Wo der jugendlichen Sträuche Grün
Um die stillen Felsenwände spielte
Und der Aether durch die Zweige schien,
Wenn ich da, von Blüten übergossen,
Still und trunken ihren Odem trank,
Und zu mir, von Licht und Glanz umflossen,
Aus den Höhn die goldne Wolke sank —

Wenn ich fern auf nackter Haide wallte,
Wo aus dämmernder Geklüfte Schooß
Der Titanensang der Ströme schallte
Und die Nacht der Wolken mich umschloß,
Wenn der Sturm mit seinen Wetterwogen
Mir vorüber durch die Berge fuhr
Und des Himmels Flammen mich umflogen,
Da erschienst du, Seele der Natur!

Oft verlor ich da mit trunknen Thränen
Liebend, wie nach langer Irre sich
In den Ocean die Ströme sehnen,
Schöne Welt! in deiner Fülle mich;

Ach! da stürzt' ich mit den Wesen allen
Freudig aus der Einsamkeit der Zeit,
Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
In die Arme der Unendlichkeit. —

Seid gesegnet, goldne Kinderträume,
Ihr verbargt des Lebens Armuth mir,
Ihr erzogt des Herzens gute Keime,
Was ich nie erringe, schenktet ihr!
O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
Ohne Müh und Zwang entfalteten
Sich der Liebe königliche Früchte,
Wie die Ernten in Arkadien. —

Todt ist nun, die mich erzog und stillte,
Todt ist nun die jugendliche Welt,
Diese Brust, die einst ein Himmel füllte,
Todt und dürftig, wie ein Stoppelfeld;
Ach! es singt der Frühling meinen Sorgen
Noch, wie einst, ein freundlich tröstend Lied,
Aber hin ist meines Lebens Morgen,
Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben,
Was wir lieben, ist ein Schatten nur,
Da der Jugend goldne Träume starben,
Starb für mich die freundliche Natur;
Das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,
Daß so ferne dir die Heimat liegt,
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

---

11. Die Eichbäume.

Aus den Gärten komm ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur, geduldig und häuslich,

Pflegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! steht, wie ein Volk von Titanen,
In der zahmeren Welt, und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist Jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, Jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.
Könnt ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Diesen Wald und schmiegte mich gern ans gesellige Leben.
Fesselte nur nicht mehr ans gesellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd ich unter euch wohnen!

---

12. Der Zeitgeist.

Zu lang schon waltest über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ists ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! wie ein Knabe seh ich zu Boden oft,
Such in der Höhle Rettung vor dir, und möcht,
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Alleserschüttrer! wo du nicht wärest.

Laß endlich, Vater! offenen Augs mich dir
Begegnen! hast denn du nicht zuerst den Geist
Mit deinem Strahl aus mir geweckt? mich
Herrlich ans Leben gebracht, o Vater!

Wohl keimt aus jungen Reben uns heilge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn sie still im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächtiger weckst du

Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrst
Die Alten weise Künste; der Schlimme nur
Wird schlimmer, daß er bälder ende,
Wenn du, Erschütterer! ihn ergreifest.



Justinus Andreas Kerner.

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesieen
Schweigen, wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochne Herz.

J. A. Kerner.

Justinus Andreas (Christian) Kerner ist geboren am 18. September (nicht 18. Februar!) 1786 zu Ludwigsburg, wo sein Vater Regierungsrath und Oberamtmann war. Seinen ersten Unterricht genoß der Knabe in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg und später im Kloster zu Maulbronn, wohin sein Vater (1795) versetzt wurde. Justinus hatte an den römischen Schriftstellern große Freude. Cäsar, Sallust ꝛc. wurden seine Lieblingsbücher und als er an die Dichter kam, namentlich an Ovids Verwandlungen, da erwachte in ihm auch die Poesie immer mehr und er lieferte dem Lehrer häufig seine Uebersetzungen in gebundner Sprache. Dabei wurde nun auch Französisch und Italienisch geübt und Vieles von Metastasio, Petrarca ꝛc. in Versen übersetzt. Später zog ihn die deutsche Volkspoesie mehr an, als alles Klassische. Im Jahr 1799 starb Kerner's Vater, viel zu frühe für die Familie und den unmündigen Sohn. Die Mutter kehrte nun mit ihren Kindern wieder nach Ludwigsburg zurück und Justinus wurde bald von seinem ältern Bruder Georg zu einem Schreiner gebracht, der ihn täglich 2 Stunden außer der Schulzeit in seiner Kunst unterrichten sollte. Hier sägte und hobelte er fleißig und konnte bald die gröbsten Möbel allein verfertigen; namentlich hat er viele Särge gemacht, woran ihn in spätern

Jahren die Leichen seiner ärztlichen Praxis noch oft erinnerten. Damals verfertigte er sich auch den Tisch, auf dem er jetzt noch speist. Zu den Bildern, die er malte, machte er sich bei dem Schreiner selbst die Rahmen. Sein Bruder Georg lehrte ihn auch das Spiel auf der Maultrommel und „hinterließ ihm einige seiner kleinen Instrumente“. Justinus übte sich fleißig auf der Maultrommel, die noch heute sein Lieblingsinstrument ist. Er erzählt selbst: „Ich brachte es so weit, daß ich mein tiefstes Innere, mein ganzes Gemüth, meinen Kummer, jeden leisen, ungeborenen Seufzer in die Töne dieses Instrumentes legen und in ihnen ausdrücken konnte. Es klang bei mir nicht, wie die Weisen der Tyroler, nicht zitherartig, mehr wie die Töne einer Aeolsharfe, die vor allen den tiefen Schmerz, der in der Natur liegt, ausdrücken. So konnte ich, wie die Natur in die Saiten einer Aeolsharfe, in die Zunge dieses Instruments all die Trauer meines Herzens legen.“

Als Kerner konfirmirt war, sollte er ein Handwerk lernen, weil die höhere Ausbildung seiner drei Brüder schon zu viel gekostet hatte und die Mutter wegen ihres kleiner gewordnen Vermögens sich sehr einschränken mußte. Der Amtsschreiber Heuglin wollte einen Conditor aus ihm machen, weil er zeichnen, malen und Reime dichten könne. Kerner wandte sich voll Jammer in einem Brief an seinen väterlichen Freund Conz — der inzwischen als Professor der Aesthetik nach Tübingen gekommen war — und dieser schrieb: „Nein, Conditor sollen Sie mir nicht werden“. Auf den weitern Vorschlag, die Kaufmannschaft zu erlernen, ging Kerner endlich ein. Er kam in das Comptoir der herzoglichen Tuchfabrik — welche in einer Ummauerung mit dem Irren-, Zucht- und Waisenhaus war — zu Ludwigsburg. Hier mußte er im 1. Jahr vom Morgen bis tief in die Nacht auf der Tuchleiter sitzen, Säcke von farbiger Glanzleinwand zuschneiden und die Tuchballen hinein nähen. Die Hände arbeiteten mechanisch fort, während der Kopf Poesieen aller Art dichtete, die dann mit Bleistift auf die unter Tücher versteckten Blätter geschrieben und in den Freistunden ins Reine gebracht wurden. Auch machte Kerner damals in Prosa eine Mystifikation, „die

noch im Vaterland von Hand zu Hand läuft und aus der gewisse Ausdrücke volksthümlich geworden sind." Auf der Tuchleiter entstand ferner ein Lustspiel in Jamben: „Die 12 betrognen würtembergischen Pastores", dem eine wahre Begebenheit aus damaliger Zeit zu Grunde lag. Endlich schrieb er in Reimen ein Gemälde von Originalen, welche damals die weiten, menschenleeren Straßen Ludwigsburgs (Grasburg!) durchwandelten und am äußersten Horizonte einer solchen Straße, wie ein Schattenspiel, vorüberschwebten. Diese Originalpersonen (der Brunnenmacher Kämpf, der Perrückenmacher Fribolin, der Stiftungspfleger, der zu Fuß und in Gedanken seinen Spazierritt auf seinem Schweißfuchs machte, der Todtengräber, welcher im Todtenhause bei der Laterne an einer Flugmaschine arbeitete ꝛc.) fanden später eine Stelle in den klassischen „Reiseschatten", in denen sich Kerner selbst als „Schattenspieler Luchs" einführte, um bald „die bunten Narretheien des Lebens und der Menschen mit gesundestem Gelächter zu überschütten, bald durch Thränen lächelnd die Mysterien des Menschenherzens zu enthüllen. — Er spielt uns das tollste Schattenspiel vor, in welchem sich wahnsinnige Poeten, Chemiker, Studenten, elfenhafte Mädchen, Klosterbrüder, Pfarrer, Philister aller Sorten, Schauspieler, Professoren, Grafen und Gauner, Kaiser, Nonnen, Teufel, Zwerge, Gärtner und Todtengräber, Nachtfräulein und Handwerksbursche, Mondschein und Regen, Blumen und Vögel, Weinen und Lachen, Liederschmetterling und Krähwinkeleien, Ironie und geisterseherische Anklänge in hastigem Gewirre durcheinanderdrängen." — Eine Stelle aus den Reiseschatten, die sich ganz auf die Dichter bezieht, mag ihrer Vortrefflichkeit wegen hier eingeschaltet werden. „Der Cantor eines Dorfes beschäftigte sich schon seit 30 Jahren die Gesänge aller Vögel auf Noten zu setzen, um sie nach dem Umfang ihrer Töne zu klassificiren. Der Geistliche aber mochte gern wissen, welcher Vogel ein rein lyrischer, welcher ein rein epischer, welcher ein rein elegischer Sänger sei, denn es laute doch nicht jeder Vogelgesang wie ein Lied". — „Vögel, die singen und Blumen, die duften, haben immer einige Aehnlichkeit mit-

einander, nicht nur in Gesang und Duft, sondern auch in der Farbe; sie sind beide mehr farblos. Die ersten Singvögel haben zugleich die allereinfachsten Farben, als da sind: die Lerche, die Nachtigall, die Amsel, der Kanarienvogel &c.; die buntesten sind immer keine Singvögel, als: der Pfau, Papagei und Colibri. Die duftvollsten Blumen sind die am wenigsten Farbe haben, als: Nachtviole, Lilie, Nelke, und zwar duften die einfarbigen Nelken und Hyazinthen mehr, als die bunten. Der tonreichste Vogel ist die Nachtigall, die duftreichste Blume ist die Nachtviole, jene singt, diese duftet nur bei Nacht."

Neben der Verskunst blieb das Studium der Natur für Kerner stets die liebste Beschäftigung und er las oft am frühen Morgen und in späten Nächten naturgeschichtliche Bücher. Täglich wuchs bei ihm der Widerwille gegen den Kaufmannsstand. Er schrieb deßhalb nach Tübingen an den Dichter Conz und klagte ihm sein Leid. Dieser rieth ihm, sich nach Tübingen zu begeben, um zu studiren, weil seine Vorkenntnisse zur Beziehung der Universität genügten, auch versprach er ihm gegen billige Entschädigung unter seinem eigenen Dache für Kost und Logis sorgen zu wollen. Im Herbste 1804 schied Kerner aus den Mauern jener Anstalten, deren Bewohner Fabrikarbeiter, Waisenkinder, Irre und Züchtlinge waren und wanderte nach Tübingen, um Medicin zu studiren. Die innige Freundschaft mit Ludwig Uhland und die Bekanntschaft mit „des Knaben Wunderhorn", dieser Sammlung köstlicher deutscher Volkslieder, erweckten seine dichterische Begabung. Nach 5jährigem Studium verließ er (1809) die Hochschule und begab sich auf wissenschaftliche Reisen nach Hamburg, Berlin und Wien &c. Heimgekehrt prakticirte er an verschiedenen Orten, gab 1811 die „Reiseschatten" und 1812 die erste Sammlung seiner „Gedichte" heraus. Schon damals beschäftigte ihn das Eingreifen und Hereinragen der Geisterwelt ins irdische Leben. Seit 1819 lebt er als Oberamtsarzt in Weinsberg, wo er sich am Fuße der Weibertreue sein Haus erbaute, das der Brennpunkt geworden ist, in dem die Strahlen des regsten geistigen Lebens zusammen-

strömen. „Von der Thurmwarte dieser gastfreundschaftlichen Wohnung hat schon mancher Trostsuchende getröstet, mancher Kranke gesundend, mancher Dichter dichtend in die Rebenhügel und grünen Thäler des schwäbischen Unterlands hineingeblickt". Der edle Greis weiß Kranke zu heilen, köstliche Lieder zu dichten und mit Geistern zu verkehren. In den letzten Jahren litt er an einem Augenübel, das ihm Lesen und Schreiben sehr erschwerte und jetzt ist er fast völlig erblindet. Vor einigen Jahren hat ihn der König von Bayern mit einer eigenhändigen Zuschrift überrascht, worin ihm wegen vorgerückten Alters und Augenleidens, wie wegen Schätzung des Dichtertalentes ein jährlicher „Bezug" von 400 fl. aus königl. Kabinetskasse angewiesen wurde. Sein Sohn Theobald ist ebenfalls Arzt und Dichter und ließ eine Sammlung Gedichte erscheinen, die auch einzele schöne Lieder enthält. „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit rc." ist das neueste Werk von Justinus Kerner. Es enthält ungeschmückte, wahre Erlebnisse, ist vielfach so voll frischen Humors, wie die Reiseschatten und ist außerdem noch in mannichfacher Beziehung ein höchst interessantes und lesenswerthes Buch.

Gegen die so häufig gebrauchte falsche Bezeichnung: „die schwäbische Dichterschule" hat sich Kerner in seinem Gedicht: „Die schwäbischen Sänger" (An Goethe 1835) ganz entschieden ausgesprochen:

„Die Nachtigall im frischen Hain
Singt wohl gar schöne Weisen;
Doch ist der Vogel nicht allein
Ob solcher Kunst zu preisen.
Kein König ist im freien Wald,
Wo bunt ringsum Gesang erschallt.

Da singet Jeder seine Weis'
Nach seinem eignen Schnabel,
Ob Nachtigall, ob Fink er heiß,
Wenn schön nicht, doch passabel.

Die Wachtel bleibt beim Wachtelschlag,
Fink nicht, wie Lerche, singen mag.

So ists im schwäbschen Sängerhain.
Preis, Sänger dir von Thule!
O hör es unterm Leichenstein:
Bei uns gibts keine Schule.
Mit eignem Schnabel Jeder singt,
Was halt ihm aus dem Herzen bringt".

In einem andern Gedicht: „Die schwäbische Dichterschule" fragt ein fremder Wandersmann, wo er die Dichterschule der guten Schwaben finden könne und erhält vom Dichter zur Antwort: Im dunkeln Waldrevier, wo lustig die Vögel singen und Hirsch und Reh aus dem Dickicht brechen und über Granitfelsen wegsetzen; im schönen Neckarthal, wo sonnige Rebenhügel, epheuumrankte Burgen, stille friedliche Dörfer und goldne wogende Saatfelder sich finden, wo der Jubelruf der Lerche und das Lied der Winzer und Schnitter durch Berg und Flur ertönt: „Da ist schwäbischer Dichter Schule und ihr Meister heißt Natur!"

Wie schon erwähnt, so hat Kerner sein lyrisches Talent vorzugsweise durch das Studium der alten Volkspoesie gebildet. In vielen seiner Gedichte schlägt er die echten Töne des Volksliedes so vortrefflich an, daß selbst Arnim und Brentano, diese Kenner der Volkspoesie, das Kerner'sche Lied: „Mir träumt ich flög gar bange", als altes, deutsches Volkslied ins Wunderhorn aufnahmen. Kann die Stimme des Volkes wahrer und inniger erklingen, als in den Liedern: „Geh ich einsam durch die schwarzen Gassen", „Was macht dir Herzliebster die Wange so blaß"? ꝛc. Gewiß wenig deutsche Lieder sprechen die Wandersehnsucht und Heimatliebe des deutschen Herzens mit derselben Innigkeit aus, wie Kerner's Lied: „Wohl auf noch getrunken den funkelnden Wein" (Vgl. damit: „Zuversicht" v. L. Tieck), dem sich die beiden andern: „Trinklied zum neuen Wein" und „Trinklied im Juni" würdig anreihen. Das Wesen der

Kerner'schen Poesie ist tiefes Schmerzen und Schmerz ist ihr auch der Grundton der Natur; denn:

„Lausch der Aeolsharfe nur!
Schmerz ist Grundton der Natur;
Schmerz, des Waldes rauschend Singen,
Schmerz — des Baches murmelnd Springen,
Und am meist aus Menschen Scherz
Tönt als Grundton Schmerz, nur Schmerz".

Eine andere, für Kerner höchst charakteristische Stelle ist seine Erwiederung auf eine Kritik über ihn von Dr. Amadeus Ottokar im Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben (Juli 1833):

„Feine philosophische Nasen!
Schmerz ist Grundton meines Herzens,
Von Natur ihm eingeblasen,
Schmerz der Grund selbst seines Scherzens.

Jener Schmerzenslieder viele
Hat der Knabe schon gesungen,
Die ihr in der Geisterschwüle
Manneshherzen meint entsprungen. —

Gottes Liebe tief im Busen,
Lieb ich, die er schuf, die Erde,
Lieb ich Liebe, Wein und Musen,
Bis ich Geist bei Geistern werde."

Wie der Schmerz, so ist auch das stille Sehnen und rastlose Ringen nach dem Ueberweltlichen in Kerner's Liederseele heimisch und die wehmüthige Sehnsucht seiner Lieder schwankt, wie Wilhelm Müller sich ausdrückt, zwischen Himmel und Erde, ohne daß sie recht zu sagen weiß, was sie verloren und was sie suche und doch fühlt sie, daß ihr Etwas fehlt, dessen Bild ihr in den Blüten der Erde und in den Sternen des Himmels vorgespiegelt wird. Scherr sagt: „Wir glauben in der That oft eine Somnambüle singen zu

hören, wenn Kerner seinem Heimweh nach der höhern Heimat Luft macht; aber wir fühlen uns stets mit fortgezogen von dem gläubigen Zug dieser reinen Dichterseele, wenn sie, fern von aller Unduldsamkeit, in kindlicher Hingebung zum Himmel emporstrebt und selbst aus dem Verlassensein von aller Welt neue Nahrung saugt für ihr frommes Gottesvertrauen, wie in dem Lied: „Glück des Verlassenseins". — Religiöse Lieder, wie sie Kerner ausgesäet, stehen wirklich als duftreiche Lilien unter dem farbenprangenden Blumenflor des deutschen Liedergartens." Viele der Kerner'schen Gedichte ergreifen durch ihre herzinnigen Weisen und echte Seelenworte und wissen selbst das heitere Gemüth nach und nach mit der wehmüthigen, ahnungsvollen Sehnsucht, dem tiefsinnigen Schauen nach dem Jenseits, dem irdischen Schmerz und der Trauer des Dichters zu befreunden, der in dem flüchtigen Dahinleben der Natur und des einzelen Menschen alle Schauer des Todes fühlt. Die Gedichte: „Stille Thränen", „Todesprobe", „Der todte Müller", „Preis der Tanne", „Der Wandrer in der Sägemühle", „Das Lob des Flachses" 2c., sind um so vortrefflicher, als der Dichter seine wehmüthige Stimmung nicht in den Stoff hineinzutragen sucht, weil sie ihm aus denselben schon entgegen kommt und er ihr blos das rechte poetische Wort zu geben braucht. Unter seinen Romanzen, die meist wie Stimmen der Geister ertönen, ist „Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe" die vollendetste und zugleich die, welche am meisten bekannt geworden ist. Sie schildert das Ende des vortrefflichen Kaisers auf echtpoetische Weise und ist zugleich eine würdige Ergänzung der Schiller'schen Romanze: „Der Graf von Habsburg". Wie Rudolph durch seine Thaten und durch den Mund der Dichter ewig fortlebt, so auch Eberhard im Bart, „der reichste Fürst" seiner Zeit; denn er besaß das höchste Kleinod, die Liebe und das Herz seines Volkes, durch welche er sich selbst im tiefsten Walde weit sicherer gebettet sah, als die andern mit allen ihren Reichthümern in ihren festen Burgen und Pallästen. Das schöne Gedicht: „Zwei Särge" ist ein würdiges Seitenstück zu „des Sängers Fluch" von Uhland.

Es zeigt in wenigen Worten die Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe, wie den Segen und die Unsterblichkeit der Poesie und des Sängers, dessen Harfe in ewigem Gesang ertönet.

Schriften: Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux. Karlsruhe 1811. — Poetischer Almanach. Heidelb. 1812. — Deutscher Dichterwald (mit Beiträgen von Uhland, Schwab, Eichendorff ɛc.) Tübingen 1813. — Romantische Dichtungen. Karlsruhe 1817. — Geschichte zweier Somnambülen. Karlsruhe 1824. — Die Seherin von Prevorst. Stuttgart III. Auflage 1838. — Blätter aus Prevorst. Karlsruhe 1831—38. — Dichtungen. III. sehr vermehrte Auflage. Stuttg 1841 I. Bd. Lyrische Dichtungen. II. Bd., enthält die Reiseschatten, die Heimatlosen, ein ärztliches Spiel und der Bärenhäuter im Salzbade.—Lyrische Gedichte. IV. Aufl. Stuttgart 1847. — Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. Braunschweig 1850.

13. Trost im Gesang.

Der Wandrer, dem verschwunden
So Sonn als Mondenlicht,
Der singt ein Lied ins Dunkel
Und härmt sich länger nicht.
Er schreitet muthig weiter
Die menschenleere Bahn,
Viel lichte Sangesbilder,
Die ziehen ihm voran.

Nacht ists auch mir geworden,
Die Freunde stehen fern,
Von meinem Himmel schwindet
Der allerletzte Stern;
Doch geh ich muthig weiter
Die menschenleere Bahn,
Noch ziehen Sangesbilder
Ja mir auch licht voran.

14. Sängers Trost.

Weint auch einst kein Liebchen
Thränen auf mein Grab;
Träufeln doch die Blumen
Milden Thau hinab;

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberziehn;
Blickt auf seiner Reise
Doch der Mond dahin.

Denkt auf diesen Fluren
Bald kein Erdner mein;
Denkt doch mein die Aue
Und der stille Hain.

Blumen, Hain und Aue,
Stern und Mondenlicht,
Die ich sang, vergessen
Ihres Sängers nicht.

---

15. Frühlingsmorgen.

Wann die Lämmer wieder springen,
Lerchen jubeln, Rosen glühn,
Muß das kränkste Herze singen
Und im Welken noch erblühn.

Wer in bangen Lebensschmerzen
Einsam jetzt die Straße geht,
Singet selbst aus düsterm Herzen,
Wie ein Lied aus Wolken weht.

Wer verbannt, das Aug in Thränen,
Jetzt im fremden Lande zieht,
Durch bethaute Blumen tönen
Läßt er seiner Heimat Lied.

Flüsse, Saaten, tönend wallen; —
Aus dem fernsten Himmelsblau
Weht ein Singen, lieblich Schallen,
Ueber Wald und helle Au.

Alter Gram, nun zeuch von hinnen,
Fülle nicht dieß Herze bang!
Strömet ein von Himmelszinnen,
Morgenroth und Lustgesang!

---

16. Guter Rath.

Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Lust,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Brust.

Blick ihm ins Auge unverwandt,
Tief in den selgen Grund:
Hab Acht, du siehst das beste Land
Allein in seinem Rund.

Dann drück es fester an das Herz,
Was anschlägt bang und laut:
Hab Acht, es zieht heraus den Schmerz,
Recht wie ein heilend Kraut.

Dann leg es ganz ins Herz hinein,
Und schließ das Herze zu,
Und laß nichts anders zu ihm ein;
Hab Acht! — so heilest du.

---

17. Stille Thränen.

Du bist vom Schlaf erstanden
Und wandelst durch die Au,
Da liegt ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.

So lang du ohne Sorgen
Geschlummert schmerzenlos,
Der Himmel bis zum Morgen
Viel Thränen niedergoß.

In stillen Nächten weinet
Oft Mancher aus den Schmerz,
Und Morgens dann ihr meinet,
Stets fröhlich sei sein Herz.

---

18. Todesprobe.

Wohl ihr Aug erloschen steht,
Wohl die Pulse nicht mehr schlagen
Und mit Klagen
Jedes von der Todten geht.

Doch, sie kann noch lebend sein!
Todeskälte, Blick der Leichen,
Schlechte Zeichen!
Bringet schnell ihr Kind herein!

Legt ihr das ans kalte Herz!
Rührt auch dann ihr Herz sich nimmer,
Dann auf immer
Ist sie todt, — und aus ihr Schmerz.

19. Der todte Müller.

Die Sterne überm Thale stehn,
Das Mühlrad nur man höret.
Zum kranken Müller muß ich gehn,
Er hat den Freund begehret.

Ich steig hinab den Felsenstein,
Es donnert dumpf die Mühle
Und eine Glocke tönt darein:
„Die Arbeit ist am Ziele!“

In Müllers Kammer tret ich nun:
Starr liegt des Greisen Hülle,
Es stockt sein Herz, die Pulse ruhn —
Und draußen auch wirds stille.

Die treuen Lieben weinen sehr,
Still bleibt sein Herz und kühle;
Die Wasser fließen wohl daher,
Still aber steht die Mühle.

20. Preis der Tanne.

Jüngsthin hört ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt!

Spend auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimat zu.

Und im Herbste, — welche Wonne
Bring ich in des Menschen Haus!
Schaff ihm eine neue Sonne,
Wann die alte löschet aus."

So sich brüstend sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg — und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

---

21. Der Wandrer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh,
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir, wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bists, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du bists, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir wards ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

---

22. Lob des Flachses.

Wohl hat der Sommer sich zum Kranze
Manche Blüte zart gewoben;
Aber, Flachs, dich mildste Pflanze
Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zart-geschaffnen Frauen.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüte trägt des Himmels Helle,
Leis vom Westhauch angerühret,
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüte dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feur zu Silber werden.

Und die Hand geschäftger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen,
Klar, wie Mondschein, anzuschauen
Bist du theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wandrer wird der Sorg entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder,
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

---

23. Glück des Verlassenseins.

Wohl ist es schön, zu stehen
In trauter Freunde Reihn,
Doch schöner ists, zu gehen
In weiter Welt allein.

Mensch! bist du ganz verlassen,
Klag keinen Augenblick!
Da kannst du erst dich fassen,
Kannst gehn in Gott zurück.

Es täuscht die Welt, die trübe,
Dir nimmer Aug und Ohr;
Die innre Welt der Liebe
Eröffnet dir ihr Thor.

In ihr lebst du versunken
In Gottes Angesicht,
Die Andern, erdetrunken,
Gewahren deiner nicht.

Ja! möchten sie dich lassen
In deinem Innern stumm,
Verlassen, ganz verlassen,
Bis deine Zeit ist um.

In Tiefen unberühret
Wächst einsam das Metall;
Wos nachtet und gefrieret,
Sich bildet der Krystall.

---

24. Der schwere Traum. (Lied aus den Reiseschatten.)

Mir träumt ich flög gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen,
Bis vor Feinsliebchens Haus.

Feinsliebchen ist betrübt,
Als ich so flieg und weint:
Wer dich so fliegen lehret,
Das ist der böse Feind.

Feinsliebchen! was hilft lügen,
Da du doch Alles weißt:
Wer mich so fliegen lehrte,
Das ist der böse Geist.

Feinsliebchen weint und schreiet,
Daß ich am Schrei erwacht,
Da lieg ich, ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.

Und morgen muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schweb ich in freier Luft.

---

25. Graf Asper. (Lied aus den Reiseschatten.)

In Waldes Dunkel steht ein Bronn
Beim Kloster der weißen Frauen,
Der Bronn viel hundert Klafter tief
In Felsen gut gehauen.

Saß auf dem Baum Waldvögelein,
Sank auf den Berg die Sonne,
Hört an, o hört an! was sich begab
Da bei demselben Bronne.

Graf Asper von der Heerfahrt kam,
Wollt' kühlen Trunk sich langen,
Er trieb wohl um das eiserne Rad,
Die Ketten hell erklangen.

Bum! bum! herauf der Eimer flog,
Dumpf tönt es in dem Grunde,
Kein kühles Wasser in ihm war,
Ein Zwerglein darin stunde.

Steig ein, steig ein, du Recke kühn!
Dein begehrt mein Herr zur Stunde!
Graf Asper kehrt nicht mehr zur Burg. —
Dumpf tönt es in dem Grunde.

Flog von dem Baum Waldvögelein,
Stieg über den Berg die Sonne,
Hört an, o hört an! was sich begab
Da bei demselben Bronne.

Eine Klosterjungfrau trat heraus,
Wollt' kühlen Trunk sich langen,
Sie trieb wohl um das eiserne Rad,
Die Ketten hell erklangen.

Bum! bum! herauf der Eimer flog,
Dumpf tönt es in dem Grunde,
Kein kühles Wasser in ihm war,
Graf Aspers Geripp drin stunde.

---

26. Abschied.

Geh ich einsam durch die schwarzen Gassen,
Schweigt die Stadt, als wär sie unbewohnt;
Aus der Ferne rauschen nur die Wasser,
Und am Himmel zieht der bleiche Mond.

Bleib ich lang vor jenem Hause stehen,
Drin das liebe, liebe Liebchen wohnt,
Weiß nicht, daß sein Treuer ferne ziehet,
Stumm und harmvoll, wie der bleiche Mond.

Breit ich lange sehnend meine Arme
Nach dem lieben, lieben Liebchen aus,
Und nun sprech ich: Lebet wohl, ihr Gassen!
Lebe wohl, du stilles, stilles Haus!

Und du Kämmerlein im Haus dort oben,
Nach dem oft das warme Herze schwoll,
Und du Fensterlein, draus Liebchen schaute,
Und du Thüre, draus sie ging, leb wohl!

Geh ich bang nun nach den alten Mauern,
Schauend rückwärts noch mit nassem Blick,
Schließt der Wächter hinter mir die Thore,
Weiß nicht, daß mein Herze noch zurück.

---

27. Ade. (Lied aus den Reiseschatten.)

Was macht dir, Herzliebster!
Die Wange so blaß?
Was macht dir das Auge
Von Thränen so naß?

O Liebchen, Herzliebchen!
Wohl ist es mir weh;
Weit muß ich von hinnen,
Weit über die See!

Und mußt du von hinnen —
Dort über der See
Gibts wohl noch ein Liebchen,
Herzliebster! Ade!

Es scheinen viel Sterne
Am Himmelsgezelt;
Doch keiner von allen,
Wie Luna gefällt.

So nimm nur dies Ringlein
Vom Golde so schwer
Und wird es zu eng dir,
So wirfs in das Meer!

So steck nur dies Blümlein
Ans klopfende Herz;
Und duftets dir nimmer,
Verging auch dein Schmerz.

---

28. Ein Lied.

Im Faß singt mannigfaltig
Der Geist des jungen Weins.
Herzblut! du tobst gewaltig,
Doch ist dein Lied nur Eins.

Es liegt ein Reif von Eisen
Ums Faß zur sichern Hut,
Sonst würd es ja zerreißen
Des jungen Weines Muth.

Es liegt ein Reif von Eisen
An eines Menschen Herz,
Sonst wird es ja zerreißen
Der alte, bittre Schmerz.

Wer sang dies Lied, dies kleine?
Der Schmerz hat es gethan!
Vom milden Sonnenscheine
Klingt keine Saite an.

Im Wind und Regenschauer,
Bei düstrem Himmel nur
Erbebt, doch nur von Trauer,
Die Harfe der Natur.

29. Wanderlied.

Wohl auf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher,
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneste Land.

30. Trinklied zum neuen Wein.

Laßt uns heut mit Geistern ringen;
Blickt der Alte noch so klar,
Bringet jetzt den Neuen dar,
Der dem Kerker will entspringen!

Hört sein unterirdisch Beben!
Aus der Nacht will er hinaus,
Mächtig dringt sein Geist durchs Haus,
Daß wir stehn von ihm umgeben.

Horcht! der weiß von Jugendwonne
Noch zu singen euch ein Lied:
Wie er hat in Duft geblüht,
Wie ihn hat durchglüht die Sonne;

Wie von hohen Bergen nieder
Frei er sah die Welt entlang,
Unter ihm der Flußgott sang,
Um ihn tönten Vogellieder;

Wie mit Sonn und Stern im Bunde
Mählig seine Traube schwoll,
Bis sie war des Saftes voll,
Der von Geistern nun gibt Kunde.

Füllet muthig bis zum Rande
Den Pokal mit seiner Glut!
Stoßet an! Dem Jugendblut
Heil im weiten deutschen Lande!

Ach! Es liegt erstarrt, veraltet
Mancher Völker großes Herz,
Jugendwärme, Lust und Scherz
Sind in ihrer Brust erkaltet.

Laßt der Jugend warmes Leben
Strömen euch ins Herz hinein!
Trinkt in Lust den neuen Wein,
Den der neue Stern gegeben!

---

31. Trinklied im Juni.

Was duftet von des Berges Haupt
So tief ins Thal hinab?
Die Rebe ists, die, neubelaubt,
Sich blühend hebt am Stab.

Was regt sich in des Hauses Grund,
In den Gewölben tief?
Der Wein ists, der in Fasses Rund
Schon längst gebunden schlief.

Die Blüte hat ihn aufgeregt,
Der Duft im Heimatland,
Daß er, von Sehnsucht tiefbewegt,
Will sprengen jetzt sein Band.

Zwingherren, Freunde, sind wir nicht,
Bringt die Pokale her
Und laßt den Armen jetzt ans Licht,
Wie er es wünscht so sehr!

Und singend hebt dem Berge zu
Den schäumenden Pokal:
Befreiter, siehst die Heimat du
In Duft und Sonnenstrahl?

Seht, wie mit tausend Augen er
Die Heimat schaut entzückt,
Aus der die Rebe blütenschwer
Ihm in die Augen blickt!

Er braust, er singt: „Willkommen du,
O Heimat voller Licht!
Und jetzt, ihr Lieben, trinkt nur zu!
Ich bin der Letzte nicht!“

Du edler Saft, du bringst mit Macht
Uns in das Herz hinein!
Wohlan, stoßt an! du sollst gebracht
Der theuern Heimat sein!

Und dem, der irrt an fremdem Strand,
Und dem in Kerkersnoth,
Daß ihm erschein sein Heimatland,
Wie dir noch vor dem Tod.

---

32. Zwei Särge.

Zwei Särge einsam stehen
In des alten Domes Hut,
König Ottmar liegt in dem einen,
In dem andern der Sänger ruht.

Der König saß einst mächtig
Hoch auf der Väter Thron,
Ihm liegt das Schwert in der Rechten,
Und auf dem Haupte die Kron.

Doch neben dem stolzen König,
Da liegt der Sänger traut,
Man noch in seinen Händen
Die fromme Harfe schaut.

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land,
Das Schwert, das regt sich nimmer
Da in des Königs Hand.

Blüten und milde Lüfte
Wehen das Thal entlang —
Des Sängers Harfe tönet
In ewigem Gesang.

33. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich“, sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht“.

„Seht mein Land in üppger Fülle“,
Sprach der Churfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein“!

„Große Städte, reiche Klöster“,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

12 Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr!
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch Ein Kleinod hälts verborgen: —
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß“.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!“

34. Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim
Stark am Geist, am Leibe schwach,
4 Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen,
Wann aus dem zerbrochnen Leib,
Wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr!
Wohl noch heut erscheint die Stunde“.
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!“

„Auf nach Speier! Auf nach Speier!“
Ruft er, als das Spiel geendet,
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, seis vollendet!

Blast die Hörner! Bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all,
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ewgen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund!
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich, aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien;
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpfe Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten,
Sitzend dort auf goldnem Stuhl
Hört man für sein Volk ihn beten.

„Reichet mir den heilgen Leib!“
Spricht er nun mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächtge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überirdschem Lichte
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.

Glocken dürfens nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels;
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

---

35. Der Geiger zu Gmünd.

Einst ein Kirchlein, sonder Gleichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Baute Gmünd der sangesreichen,
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heilgen, mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Goldne Rosen den Altar.

Schuh' aus reinem Gold geschlagen,
Und von Silber hell ein Kleid,
Hat die Heilige getragen,
Denn da wars noch gute Zeit.

Zeit, wo überm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Land,
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilias Kirchlein viel;
Ungesehn, woher, erschallten
Drin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach! den drückte große Noth;
Matte Beine, bleiche Wangen
Und im Sack kein Geld, kein Brot.

Vor dem Bild hat er gesungen,
Hat gespielet all sein Leid,
Hat der Heilgen Herz durchdrungen;
Horch, melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten, goldnen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er, ganz von Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh, du armer Sohn der Lieder!
Sangest wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug.

Bußgesänge hört man singen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mitzuführen,
War des Geigers letzte Bitt:
„Wo so Viele musiciren,
Musicir ich Geiger mit!"

An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht im tiefen Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: „Das arme Geigerlein!"
„Eins noch bitt ich", singt er, „lasset
Mich zur Heilgen noch hinein!"

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde;
Horch, melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen sieht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst der Heilgen theuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus.
Und der Geiger ist gesessen
Obenan beim lustgen Schmaus.

Aber, als sie voll vom Weine,
Nimmt er seinen Schuh zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Lustig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen,
Und es muß getanzet sein.

Drum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn Unterlaß,
Und wenn alle Saiten springen
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lustiger Klang.

Gottfried Kinkel.

'Was denn fehlt' ich so schwer?
Warf ich feige das Banner hinweg,
Wenn zum Kampfe der Geist mich rief?
Hat mein liebergeweihter Mund
Frevelnd vergiftet das Herz des Volkes?
Hab ich die gastliche Schwelle
Schleichend im Finstern mit Mord befleckt?
Nein: ich habe geliebt,
Ach und die Liebe verzeiht mir die Welt nicht!'

Gottfr. Kinkel.

Gottfried Kinkel wurde geboren am 11. August 1815 zu Oberkassel, unweit Bonn, wo sein Vater protestantischer Pfarrer war. Seine Erziehung und erste Bildung wurde ganz vom Vater und einer Mutter von großartiger Charakteranlage und strenger Frömmigkeit geleitet. Die weitern Vorstudien zur Hochschule machte er auf dem Bonner Gymnasium und in seinem 16. Jahre bezog er schon die Universität daselbst, um Theologie zu studiren. Er verwendete aber die Zeit hauptsächlich auf Altdeutsch und altdeutsche Literaturgeschichte unter Leitung des trefflichen Diez. In Berlin setzte er ein Jahr lang seine Studien fort und das Theater und die dortigen Kunstschätze weckten seinen Sinn für schöne Kunst aufs Neue. Es hing fast nur an einem Zufalle, sonst hätte er schon damals der Theologie entsagt. Von Berlin aus reiste er mit einem Freunde nach Rügen, um den Anblick des baltischen Meeres zu genießen. Ins elterliche Haus zurückgekehrt, beschloß er, sich dem akademischen Lehrfache zu widmen; er predigte viel und mit Beifall und trat 1837 als Licentiat und Privatdocent bei der evangelisch theologischen

Fakultät in Bonn ein. Mit Geibel, der um diese Zeit in Bonn studirte, pflog er herzlichen Umgang und ward von ihm durch Wort und Lied mächtig zur Poesie angeregt und zum poetischen Wettkampf gereizt. Kinkel hatte schon als Student die traurige Erfahrung gemacht, daß ihn der Freund betrogen und die Geliebte verlassen hat; er rief deßhalb begeistert aus: „Hinaus denn, und, dem jungen Adler gleich, selbst die Schwingen versucht! Auf zur höchsten Höhe, zur nächsten Nähe der Geistersonne! Brausen wird um mich der Sturm, aber im Aufschauen zum ewigen Lichte wird er meine Geisteskraft nicht lähmen: schaudern werde ich vor dem wogenden Meer in meiner Brust, aber festhalten in dem elektrischen Kreise, aus dem Leben und Gesundheit strömt, glauben an Gott und ihm vertrauen, aufblicken zu Christi Kreuz und den Geist wirken lassen an meinem Herzen. So mag denn jedes Band sich lösen, das mich fesselt an die Erde. Scheide die Freundschaft — ich finde einen Bruder in dem Heilande; scheide die Liebe — der Glaube sei meine Braut; scheide die Schwestertreue — ich bin kommen zu der Gemeine von viel tausend Gerechten! Hinaus denn, mein junges Herz und lerne allein sein mit deinem Gotte 2c." —

Kurz nach dem Tode seiner Eltern machte er (1838) wegen geschwächter Gesundheit und um christliche Kunst zu studiren, eine Reise nach Italien. Er nahm seinen Weg durch die Schweiz, sah die riesigen Alpen, die Wunder des tiefblauen Genfersees, ging die Rhone hinunter ins mittägliche Frankreich (Lyon, Avignon, Marseille) und pilgerte über Nizza, Genua, Lucca, Pisa und Florenz nach Rom. Auf dem klassischen Boden der „ewigen Stadt" ragten ihm großartige Erinnerungen in das frische Leben der Gegenwart herein. Dort war das Leben selbst Poesie und der heitere, ewigblaue Himmel, wie der Reichthum und die traumhafte Ruhe der Natur ließen den Dichter im fernen Süden Großes denken und doch heimisch fühlen. Leben und Kunst drängte sich an ihn heran. Gar gern wäre er auch nach Griechenland gegangen, wo es, wie Schlegel sagt, dem Deutschen sogleich heimatlich zu Muthe wird; allein seine Verhältnisse bestimmten ihn nach Neapel zu gehen, sich dort einzu-

schiffen und von da in die Heimat zurückzukehren, wo er im Frühjahr 1839 wieder ankam. Theologischer Liberalismus, der sich mälich zu freiern Ansichten über alles Religiöse entwickelte, hinderte seine Anstellung in diesem Fache. Er trat deßhalb nach 8jährigem Dienste als außerordentlicher Professor der neuern Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte in die philosophische Facultät über, hielt mit den Studirenden Uebungen im freien Vortrag und lehrte auch über verwandte Fächer in Bonn und Cöln vor einer gemischten Zuhörerschaft von Männern und Frauen. — Kinkel, der öfters unglücklich liebte und dem eine Braut untreu ward, lernte in Bonn seine jetzige Frau, die Liederkomponistin J. Mathieux (Johanna Mockel) kennen, die schon mehrere Jahre von ihrem Manne, dem Buch- und Musikalienhändler Mathieux in Cöln geschieden war. Sie hatte sich in Berlin zu ihrer Ausbildung in den höchsten Zirkeln bewegt und verkehrte namentlich viel mit Bettina von Arnim. Kinkel hatte in ihr das Wesen gefunden, welches ihm die Gefährtin seines Lebens werden sollte. Vor ihrer Vermählung, die am 22. Mai 1843 erfolgte, war Johanna öffentlich aus der katholischen zur protestantischen Kirche übergetreten. Der Dichter schenkte seiner geliebten Gattin, als er sie in seine stille Wohnung einführte, ein herrliches Gedicht, wovon wir die 1., 5., 6. und 7. Strophe hier folgen lassen:

„Und sieh, nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht;
Nach all dem Kampf ist doch entglommen
Die Fackel stiller Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel und Leib,
Und laß dirs heimisch sein im Hause,
Darin du nun gebeutst als Weib! —

Klein ist mein Haus, doch meine Veste
Gewährt dir Schutz in Sturm und Noth;
Und der die Vöglein nährt im Neste,
Gibt wohl auch uns das täglich Brot.

Sieh, wir sind reich, — dieß unser Eigen:
Ein traulich Lager für uns Zwei,
Um uns der Lenznacht keusches Schweigen,
Der Weinkelch und die Kunst dabei.
Der Garten sendet seine Düfte,
Berauschend her in üppgem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: Komm, o komm! die Nachtigall.
Um jener Berge Gipfel glutet
Das Abendroth im hellsten Schein,
Und mit krystallnem Band umflutet
Dein Heimatland und meins der Rhein. —
So tritt denn ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel und Leib,
Und laß dirs heimisch sein im Hause,
Darin du nun gebeutst als Weib!
Vorbei der Kampf mit seinen Schmerzen,
Was uns getrennt, liegt ewig fern: —
Und ob den treu-verbundnen Herzen
Glüht hell der Liebe Morgenstern!"

Mehrere Jahre hindurch beschäftigte sich nun Kinkel mit Forschungen über niederländische und kölnische Kunstgeschichte. Das Jahr 1848 und mehr noch das 1849 riß ihn in den Strudel der politischen Bewegung. Er ging am 10. Mai 1849 Abends aus dem Collegium in eine politische Versammlung und von da in sein friedliches Haus, wo er die Muskete ergriff und Abschied nahm von seinem Weibe und seinen schlafenden Kindern, die nicht träumten, daß sie in dieser Nacht ihren Vater verlieren würden. Verwundet am Kopfe ward er im badischen Kriege gefangen nach Rastatt gebracht, um später das Urtheil lebenswieriger Gefängnißstrafe zu vernehmen. Aus Baden kam er nach Naugardt. Wegen Theilnahme an der Erstürmung des Bonner Zeughauses wurde er von Naugardt vor die Assisen in Cöln gebracht, von den Geschwornen daselbst aber freigesprochen. Ein Fluchtversuch auf dem Wege von

Cöln nach seinem fernen Gefängniß ist mißlungen und nun schmachtet er in der Veste Spandau. Welche politische Gesinnung man auch haben mag, immerhin muß man das traurige Geschick des Dichters beklagen, denn das Gefühl edler Menschlichkeit ist hoch erhaben über dem Haß verblendeter, unversöhnlicher Parteien.

Gottfried Kinkel zählt nächst Geibel zu den jüngsten deutschen Dichtern, die sich durch ihre Poesieen einen guten Namen erworben haben. Er zeichnete sich aus durch deutschen Sinn und deutsche Ehrenhaftigkeit und war tief durchdrungen von heißer Liebe für Kunst und Wissenschaft. Ein schönes Zeugniß lyrischer Befähigung sind seine beiden herrlichen Abendlieder: „Es ist so still geworden“, und: „Nun hat am klaren Frühlingstage ꝛc., wovon das erstere am 21. Oktober 1840 unter den rauschenden Wipfeln der Braunsburg im Abendschein gedichtet wurde. Zu Kinkels besten Gedichten gehört auch das: „An die Auswandrer“, welches in der Ausgabe der Gedichte von 1843 noch nicht aufgenommen ist, sondern sich in: „Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben“ ꝛc. findet. Meisterhaft bearbeitete er auch die Sage vom Tode des alten „Dietrich von Berne“. Sein „Otto der Schütz“ hat nicht blos den Ruhm des Dichters festgegründet, sondern gehört auch zum Besten, was seit langer Zeit im Epos geleistet wurde. Es ist eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern, welche der Reihe nach überschrieben sind: „Die Rheinfahrt“, „Mann und Jüngling“, „Der Meisterschuß“, „Die Werbung“, „Liebesnacht“, „Der Verrath“, „Die Jagd“, „Die Reiherbeize“, „Otto der Landgraf“, „Die Entdeckung“, „Der Ueberfall“, „Die Minneprobe“. Der Inhalt ist im Zusammenhange in kurzen Worten folgender: Der Landgraf Heinrich von Thüringen, der auf der Wartburg waltete, hatte zwei Söhne, von denen der Aeltere, schwach und zaghaft wie ein Weib, das Reich erben sollte, während Otto, der Jüngere, voll ritterlichen Muthes und früh geübt im sichern Schuß auf der Armbrust, nach des Vaters Machtspruch ein Mönch werden sollte. Otto entfloh, kam zum Rheine, that beim Schützenfest, das der Graf Dietrich von Cleve veranstaltet, den

Meisterschuß, begab sich seines hohen fürstlichen Ranges und trat, unerkannt, in die Dienste des Grafen. Trotz Verläumdung, Verrath und Lebensgefahr gelang es ihm Dietrichs Tochter, die schöne Elsbeth, zu minnen. Nach seines Bruders Tod ward er Landgraf zu Thüringen und Herr zu Hessen. Die Worte, mit denen der Dichter das wohlgelungene Ganze beschließt, mögen auch hier als passende Schlußworte für ihn selbst stehen:

„Es sang ein Mann des Rheins dies Lied,
Dem Minne Lust und Leid beschied.
Ihm war das Lied ein Zeitvertreib:
Er minnet selbst ein hohes Weib;
Des eignen Herzens süße Sorgen
Hat er im schmucken Reim verborgen.
Die Hehre, die dieß Lied nicht nennt,
Er weiß, daß sie den Klang erkennt,
Den voll und klar aus Mannesbrust
Heraufrief ihrer Küsse Lust.
So spiegle denn in Otto's Glück
Die eigne Zukunft sich zurück,
Und lehr uns diese Mähr fortan:
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!"

Schriften: Journalistisches über neuere Kunst, besonders Kunstausstellungen. — Gedichte. Stuttg. 1843, daraus besonders in Miniaturausgabe abgedruckt: Otto der Schütz. Stuttg. 1846. Dritte Aufl. 1850. — Lothar von Lotharingien, oder: Gekränktes Recht. Historisches Trauerspiel. Als Theatermanuscript gedruckt. Bonn 1842. (Nirgendwo aufgeführt.) — Ein Traum im Spessart. Märchen. (In Dräxler-Manfreds Rhein. Taschenbuch für 1845). — Der Hauskrieg und: Man soll nicht um des Kaisers Bart streiten. (Zwei volksthümliche Erzählungen in Benedix Rhein. Volkskalender für 1847 und 48). — Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung 1847. (Dieses Jahrbuch scheiterte schon mit dem ersten Jahrgang und enthielt u. a. Margret, eine Geschichte vom Lande und einen Aufsatz über Karl Simrock). — Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern. Erste Lieferung. Bonn 1845. — Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben. Bonn 1846. (Hierin mehrere seiner besten Gedichte). — Erzählungen von Gottfr. und Johanna Kinkel. Stuttg. 1849. — Ueber ihn: Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Biographisches Skizzenbuch von Adolf Strodtmann. Zwei Bände. Hamburg 1850.

36. Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluten rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskundgem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heimschen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du mein Herz! In Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Seis mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Seis mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort

37. Ein geistlich Abendlied.

Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man aller Orten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Thale senket
Sich Finsterniß mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Tosen ist vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
Hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht.

Und hast du heut gefehlet,
O schaue nicht zurück;
Empfinde dich beseelet,
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht.

Nun stehn im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät;
In gleichem festen Gleise
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht.

38. An die Auswanderer*).

(Aus: „Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben".)

So wollt ihr fort? O seht im Abendbrande
Die ernsten Felsenstirnen mild erglühn!
Schaut diesen weiten Blick in lichte Lande
Vom Fels herab aus dunkelm Rebengrün!
Lockt euch nicht mehr des Herbstes würzger Segen,
Der purpurn in die Tonnen niederrinnt?
Nicht mehr das Lied, das rings auf schroffen Stegen
Um Burgentrümmer seinen Eppich spinnt?

Hält euch nicht fest des Dorfes duftge Linde,
Die schon der Väter Lust und Liebe sah,
Wo euch beim Flußgeräusch beim Abendwinde
Von euerm Schatz der erste Gruß geschah?
Ihr wollt nicht mehr vom Wald den Maibaum bringen,
Und mit den Dirnen, die nach altem Brauch,
14 Am Maifest ihr erkauft, im Tanz euch schwingen? —
Ach, Bräuche sterben mit der Heimat aus!

Und doch, was schelt ich? Die Natur nur fehlte,
Als sie einst dichtend formte diese Höhn,
Und nicht die Fülle mit dem Reiz vermählte;
Denn ach dieß Land, sie schuf es allzuschön!
Sie gab den Geist euch in des Weines Gabe,
Doch Korn und Weizen maß sie euch zu klein —
Nun darbet ihr in eurer eignen Habe
Und nicht für euch mehr zieht ihr euern Wein!

So geht in Frieden denn und nehmt den Segen
Des Dichters, den das Vaterland noch hält!
Nicht zagt mein Herz um euch, ihr tragt entgegen
Gesparte Kraft dem Werk der neuen Welt.

---

*) Vergl. Freiligrath: „Die Auswanderer" und Prutz: „Die erste Saat".

Zieh hin, o Greis! wenn schon dein Haupt sich lichtet,
Die Faust ist fest noch und von Arbeit stark;
Bis du den Kindern hast ein Haus errichtet,
Vertrocknet dir noch nicht im Arm das Mark.

Du Rothkopf, der auf schneebedeckten Fluren
So scharf die Fährte sieht beim Otterfang,
Leicht witterst du im feuchten Gras die Spuren,
8 Die dir verrathen einer Rothhaut Gang.
Den Fuchs zu fangen kennst du jede Finte
Und wohl zu messen weißt du Kraut und Loth;
Nicht beben wird in deiner Hand die Flinte,
Wenn dort das Horn des Bisons dich bedroht.

Das weiße Tuch ums braune Haar geschlagen,
Mit Wangen roth, mit Augen deutsch und blau,
Du muntres Mädchen willst den Zug auch wagen;
Die weiße Haut nur hüte dir genau!
Arm fährst du aus des Vaterlandes Hafen,
Dort gibt dein Blut schon Adel dir und Stand;
Vielleicht gebeutst du selbst noch über Sclaven
An eines farbigen Pflanzers derber Hand.

Auch manche Thräne wird die Täuschung kosten!
Der Hauch der Freiheit ist wie Märzluft scharf;
Schwer pflanzen sich der neuen Hütte Pfosten,
Und Jeder wird euch nehmen, was er darf.
Doch euch wird auch die neue Freiheit stärken,
Ihr werdet rasch ergreifen euer Recht;
An euern Kindern werdet bald ihr merken,
Wie klug und stark erwächst ein frei Geschlecht!

O, haftet an der mütterlichen Erde,
Die dort aus unerschöpftem Schooß euch speist!
Seid treu dem Pflug und der geliebten Heerde,
Seid treu der Heimat traulich stillem Geist!

1 Bleibt fern von Bostons lautem Weltmarkttosen
2 Und von des Yankee kalter Gierigkeit!
Bleibt rein vom nichtgen Hochmuth des Franzosen,
4 Von des Creolen träger Lüsternheit!

So zieht denn hin mit euerm kargen Gute,
Ein Einzelkorn in jener Völkersaat!
Und wenn in Zukunft aus gemischtem Blute
Ein einig Volk wird, eins in Sinn und That,
Dann gebt hinzu die keusche deutsche Ehre,
Dann haltet fest den redlich deutschen Muth,
Mit frommem Sinne pflegt des Geists Altäre
Und weckt im kalten Volk der Künste Glut!

---

38. Dietrich von Berne.

Nun höre mich, Vater, nun höre mein Wort!
Nun hole mich heim zu dir.
Bin satt des Lebens und will nun fort;
Was soll der Alternde hier?
Mein dunkler Vater nun höre geschwind,
Dich ruft dein gewaltiges Heldenkind,
11 Der alte Dietrich von Berne.

Seit ächzend die Mutter ans Licht mich gebracht,
Hab ich nimmer dein Antlitz geschaut.
Nun komm, du dunkler Elfe der Nacht,
Vor dem den Sterblichen graut!
Das Feuer, das du mir gegossen ins Blut,
Es lohet zu scharf, es verzehrt die Glut
Den alten Dietrich von Berne.

Bin werth, o Vater, ich bin dein werth!
Genug nun hab ich geschafft,
Es hat zum Tode mein Heunenschwert

Genug der Helden gerafft.
Mich scheuet der Tod, seit ich Hagnen schlug,
Du hole mich nun, das ist Ehre genug
Dem alten Dietrich von Berne.

Nicht blieb zu bekämpfen ein Feind zurück,
Zu Bern steht fest mein Palast;
Die Ruhe, des weichen Alters Glück,
Ist meinem Marke verhaßt.
Wohl jag ich den Ur in dem finstern Wald,
Doch ists zu gering mir, drum hole mich bald,
Den alten Dietrich von Berne.

So rief der König, er stand im Forst:
Das hörte der Vater bald:
Auf lanschte der Held, das Gezweige borst,
Ein Hirsch brach her aus dem Wald.
Wohl griff Herr Dietrich zum Waidgeschoß,
Doch hat er zur Stelle kein schnelles Roß,
Der alte Dietrich von Berne.

Und wie er sich umsah, unmuthsvoll,
Da stand ein mächtiges Roß,
Deß ungeberdiger Hufschlag scholl
Und Schaum vom Gebiß ihm floß,
War schwarz und glänzend, da schwang er sich auf,
Und spornt es zum Jagen im schnellsten Lauf,
Der alte Dietrich von Berne.

Da schnaubet das Roß, daß Feuer und Rauch
Den offenen Nüstern entloht,
Und stürmet dahin, wie ein Wüstenhauch,
Dem folget der schwarze Tod.
Da hebt sich jauchzend die Heldenbrust,
Da fühlt sich jung, wie in Schlachtenlust,
Der alte Dietrich von Berne.

Doch jäher und jäher wird der Ritt,
Vorbei jagt Felsen und Baum.
Wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der straffe Zaum:
Es stürmt, das ist nicht Galopp noch Trab,
Ist Windsbrautsausen; nicht kann er herab,
Der alte Dietrich von Berne.

Ihm schließt sich das Aug und es starret das Blut;
Doch als er, betäubt noch, erwacht,
Da schaut er, und höher wächst ihm der Muth,
Den Vater, den Elfen der Nacht.
Der fasset die Hand ihm; wie fühlt er sich stark,
Wie schwillt in den Knochen ihm jugendlich Mark,
Dem alten Dietrich von Berne.

So sprach der Vater: „Mein stolzer Sohn,
Du hast dich in Ehren bewährt,
Wohl mußt' ich selber dich holen schon,
Schon rittst du ein Geisterpferd:
Drnm auf, dich grüß ich, Schwarzelfe der Nacht,
Nun jagst du mit mir in der wilden Jagd,
Mein starker Dietrich von Berne!"

---

39. Die Rheinfahrt. (I. Abent.: Otto der Schütz.)

In klarer Frühlingsabendpracht,
Wenn schon der Sterne Heer erwacht,
Wenn kühl der Mond im Ost sich hebt,
Die Flur mit blauem Duft umwebt,
Indeß im West des Abends Strahlen
Den Himmel heiß mit Purpur malen;

Wenn Nachtigallenschlag erschallt
Und drein im Nachthauch rauscht der Wald;
Wenn aus des Wassers dumpfer Schwüle
Der Fisch mit lustgem Sprung sich schnellt,
Und in der weichen Schlummerkühle
So still und heimlich liegt die Welt;
Wenn in der Uferweiden Dunkel
Der Elfen Chor den Reigen schlingt,
Und aus dem Strom ein leis Gemunkel
Der Nixen auf zum Lichte klingt:
Das ist die zauberhafte Stunde,
Wo Tag und Nacht in gleichem Bunde
Dich kränzen mit dem schönsten Schein,
Du Fürst der Ströme, trauter Rhein!

Auf deinem Grund geschmolzen rollt
14 Der Nibelungen rothes Gold;
Das spielt wie Scharlachfeuerglut
Herauf ans Licht aus deiner Flut.
Dein Stromgott tief zum Schlaf sich neigt,
Sein Odem leis nach oben steigt,
Das quillt wie weißen Silbers Schaum,
Und stickt des Goldgewandes Saum,
Indeß vom Ufer Bergesschatten
Das lichte Blau dem Purpur gatten.
Drum gibt sich Roth und Weiß und Blau
Als Rheinlands Farbe stolz zur Schau.

Zu solcher Stunde treibt hinunter
Im bunten Kahn ein Bursch, und munter
Beschaut er, leis das Steuer regend,
Ringsum sich Fluß und Berg und Gegend.
Wo ihm ein Thurm vom Ufer winkt,
Andächtig auf das Knie er sinkt

Und spricht ein flüchtiges Gebet;
Doch wo ein hübsches Mädchen geht,
Der wirft er einen raschen Kuß
Zum Strand hinüber von dem Fluß.
Und ob sie mit verschämtem Schrecken
Ihr Auge wendet von dem Kecken —
Er ist zu hübsch, sie muß sich wenden
Und einen Gegengruß ihm senden.
Den Fischer aber in dem Ried
Neckt er mit einem lustgen Lied;
Laut platscht der Lose in die Flut
Und jagt ihm fort die stumme Brut,
Und lacht, wenn um den Fang betrogen
Das Netz er leer heraufgezogen.
Doch wo am Fahr in Bauernschenken
Des lahmen Geigers Fiedel schallt,
Dahin treibts ihn den Kahn zu lenken,
Da kehrt er ein, da macht er Halt;
Und mit dem schmuckfsten Bauernkinde
Schwingt er sich einmal in die Runde,
Stürzt einen Becher Wein geschwinde
Und kehrt zum Kahn hinab zur Stunde:
Daß noch die ganze Nacht mit Staunen
Die Mädchen von dem Gaste raunen,
Wie ihm vom blauen Sammtbarette
So stolz die weiße Feder weht,
Wie zierlich ihm die goldne Kette
Auf knappem Kleid von Grauwerk steht,
Wie er im Tanz so wild sie schwang
Und wie sein Gruß so lockend klang,
Wie mächtig blonder Locken Wogen
Als Heilgenschein sein Haupt umflogen;
Und Alle kamen überein,
Es müsse halb ein Engel sein!

Er aber fragt dem wenig nach,
Was man von ihm da stritt und sprach.
Er fährt hinab der Nacht entgegen;
Still ward es auf den feuchten Wegen,
Kein Dreibord mehr, kein Fischerkahn
Durchfurcht die glatte Wasserbahn.
Er lauscht, wie von dem Strom getrieben
Am Grund sich fort die Steine schieben;
Er sieht die langen Silberstreifen
Von seinem Kiel geschnitten schweifen,
Und wie der Mond mit Zitterschein
Sich ausgießt in den dunkeln Rhein.
Die Nacht umspannt ihm seine Brust
Mit ihrer schaurigsüßen Lust.

So kam er in ein lieblich Land,
Zu beiden Seiten ebner Strand;
Weit ward und breit und tief der Strom,
Weit oben auch des Himmels Dom,
Denn rings auf den gestreckten Auen
War nirgend mehr ein Berg zu schauen.
Nur eines Lichtes ward er innen
Am Strand, als stünds auf hohen Zinnen.
Da ward er müd; des Schlafes Macht
Befiel ihn um die Mitternacht
Und drückt' ihn mit so schweren Lasten,
Daß er beschloß am Land zu rasten.
Dran mögt ein Wunder ihr begreifen:
Ob wir auch selbst ins Weite schweifen,
Die edle Frau, geheißen Minne,
Lenkt doch die unbewußten Sinne.
Sie wars auch, die mit bleirnem Schlaf
Des Knaben helles Auge traf,
Daß er nicht an des Glückes Thüre

Mit frevler Hast vorüberführe.
Hier war es, wo sein Lebensloos
Geworfen lag in Glückesschooß;
Denn jenes Licht, das er geschaut,
Vom Fenster kams der künftgen Braut,
Und Liebe kann des Ziels nicht fehlen,
Magst du auch eigne Pfade wählen.

Der Knabe lenkt den Kahn ans Land,
Daselbst er dürres Riedgras fand;
Er rüstete sich eine Streu,
Ein Feuer macht' er ohne Scheu;
Den Kahn band er ans Ufer fest,
Und holt vom Hirsche sich den Rest,
Den er gefällt mit Meisterschuß
Erst gestern mitten aus dem Fluß.
Durchs Uferdickicht brach das Thier,
Um aus dem Flusse sich zu tränken;
Schon will es der Geweihe Zier
Zum klaren Spiegel niedersenken,
Da zielt der Bursch — mit krauser Stirn
Will flink der Hirsch zur Flucht sich wenden,
Da trifft ihn mitten durch das Hirn
Ein Bolz, geschnellt von sichern Händen;
Drei Ellen sprang er hoch und fiel
Dem Schützen, der nicht fehlt sein Ziel.
Der Knabe briet sich heut zum Mahl
Den Ziemer, und beim Mondenstrahl
Sucht bittre Kräuter er als Würze.
Ein Blatt ist Handtuch ihm und Schürze,
Als Bratspieß dient sein Jägerspeer,
Im Jagdhorn trägt das Kraut er her;
Der Dolch ist gut zum Vorlegmesser,
Wenn du nur bist ein guter Esser.

Drauf spricht er seinen Abendsegen,
Und ohne weiter Ueberlegen
Schließt er zu festem Schlaf in Ruh
Die beiden hellen Augen zu.

Es knistert noch das Feuer lang,
Der Uhu ruft — er hört es nicht;
Es rauscht der Rhein den Wellensang,
Die Elfe klagt — ihn stört es nicht,
Denn in der Engel treuer Wacht
Verschläft er fest die ganze Nacht.

---

41. Liebesnacht. (V. Abent.: Otto der Schütz.)

Kennt ihr der Nacht geheimes Beben,
Das flüsternd durch die Blätter rauscht,
Wenn still der Schöpfung innig Leben
In Lust sich senkt und Liebe tauscht?
Um Liebe fleht aus kalten Mauern
Der Unke glockenheller Laut,
Der Nachtigallen Klagen schauern
Vom Busch herauf so heiß und traut;
Es stöhnt das Wasserhuhn im Schilfe
Den Sehnsuchtslaut aus heller Brust,
Des Abends leichtbeschwingter Sylphe
Sucht die Genossin seiner Lust.
Es eint der lichtdurchstrahlte Käfer
Dem glühnden Würmchen seinen Glanz,
Und selbst den Schlaf durchwebt dem Schläfer
Der Traum mit buntem Liebeskranz.
Denn auch des Menschen tief Gemüthe
Wird von der schwülen Nacht geweckt
Und duftet auf, gleich dunkler Blüte,
Wenn keusch die Nacht sein Sehnen deckt.

Dann klingen aus des Sängers Munde
Die höchste Lust, der stillste Schmerz,
Und offen schließt der nächtgen Stunde
Das Weib sein tiefgeheimstes Herz.
Was streng der wache Tag geschieden,
Was scharfe Satzung herb getrennt,
Die Nacht vereints im süßen Frieden,
Die nur das Recht der Minne kennt.

Dicht unter hohen Schlosses Warten
Liegt mondbestrahlt des Grafen Garten.
Viel Blumen drin von fremder Art
Verspenden Düfte stark und zart.
Tief unten liegen kühle Lauben
Durchgirrt von sanften Turteltauben;
Es senken Stufen sich zum Rhein,
Der rauscht mit leisem Plätschern drein.
Dort bei der Harfe sitzt und wacht
Schön Elsbeth um die Mitternacht.
Es schweben mild die weichen Töne
Durchs Mondenlicht den Strom entlang,
Bald wie der Geister bang Gestöhne,
Bald wie verlorner Sphärenklang.
23 Herr Walther von der Vogelweide,
24 Und Wolfram du von Eschenbach,
Von euerm Jubel, euerm Leide
Klingt in die Gruft das Lied euch nach.
Wie Lurlei auf der Felsenbrüstung
In ihrer Schönheit grauser Rüstung
Die Schiffer zu den Klippen lenkt
Und kühl in nasse Gruft versenkt:
So scholl in Elsbeth's lichten Klängen
Mit wildem Gram die eigne Qual,
Als lüde sie mit Zaubersängen
Den Liebsten mit ins Todesthal.

Zuletzt in tiefsten Tönen leise
Sang sie ein Lied, das sie erfand,
In das nach alter Klageweise
Sie all die grausen Schmerzen wand:

Grünt der Wald und röthet sich die Haide,
Winter floh mit seinem Flimmerkleide,
An der Halde schmolz der Schnee.
Wo die wilden Vöglein lockend schlagen,
Geht des Königs Kind mit leisen Klagen:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh.

Laß mich weinen, traute Waldesstille!
Hold ist mir des lockgen Knappen Wille,
Und ich weiß nicht, wie's ergeh:
Zu dem Armen neigt sich mir die Seele,
Weh was frommt, daß ich mirs selber hehle!
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Da scholls vom Rhein zu ihrem Ohr,
Der Zither Klang kam hell empor;
Es wiegte sich im leichten Kahn
Dort Otto auf der Spiegelbahn.
Schnell faßt er künstlich Wort und Weise
Und sang in gleichen Zeilen leise:

Kam der Knabe durch den Tann gezogen,
Jagte schweifend mit dem Pfeil und Bogen
Nach des Waldes schlankem Reh.
Sieht die Maid er, naht sich bang und schweigend,
Und er seufzt, das Knie zur Erde neigend:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Rings von Minne schlagen Nachtigallen,
Minne löscht in kühlen Schattenhallen
Aller Sehnsucht brennend Weh.
Locken dich in deiner stolzen Strenge
Nicht des Glückes jauchzende Gesänge?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Eine Hütte weiß ich tief im Walde,
Rehe grasen dort an grüner Halde,
Fischlein schwimmen tief im See.
Heimlich wird die Quelle dort uns tränken,
Und der Wald ein dichtes Dach uns schenken —
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Und Otto schwieg, der Ton verklang,
Doch zürnend scholl der Maid Gesang:

Stolzer Knabe! frevelnd will dein Minnen
Raub an deines Königs Kind beginnen!
Fleuch, daß ich dich nimmer seh!
Trug ich still dich im verzagten Herzen,
Trag ich ewig nun der Trennung Schmerzen.
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!

Und wie die Maid den Ton geendet,
Erhebt sie stolz sich aus der Ruh,
Und ungebrochnen Muthes wendet
Den Schritt sie rasch dem Schlosse zu.
Doch Otto mit verzagtem Schmerz
Riß wild die Zither an sein Herz,
Daß ihren scharfgespannten Saiten
Der Klage Töne bang entgleiten.

Er wirft sie grimmig in den Nachen
Und faßt das Ruder zorngemuth,
Und reißt es, daß die Balken krachen
Und kochend schäumt die dunkle Flut.
Dort in des Nachtwinds Schmeichelweben
Hoch auf dem düstern Mauerrand,
Sieht er hinweg die Holde schweben
Im mondenhellen Lichtgewand.
So lang er noch ihr Bildniß schaute,
Quoll Lust ihm tief aus bangem Gram;
Doch als verschwunden war die Traute,
Verzagen bald ihn überkam.
Wie wenn des Stromes Flut sich hebt,
Und rauschend auf zum Felsen strebt,
Doch bald mit lautem Donnerhalle
Zur Tiefe bricht in jähem Falle:
So tobt auch er. Er weiß es, ach,
Daß sie auch brennt in gleichen Gluten;
Das sprudelt wild in ihm, doch jach
Versprühen auch die raschen Fluten:
Denn scheuchte sie mit scharfem Wort
Nicht mitleidslos den Armen fort?
Er schaute nicht des Mondes Glanz,
Der jede aufgehüpfte Welle
Bekrönte mild mit goldnem Kranz
Und Netze spann aus Strahlenhelle;
Verloren war ihm alle Pracht
Der zaubermächtgen Sommernacht.
Der Kahn treibt langsam am Gelände,
Ihn kümmert nicht mehr Fahrt noch Strich, —
Er legt sein Haupt in beide Hände
Und schluchzt und weinet bitterlich.

Albert Knapp.

Vor deinem Throne liegt mein Saitenspiel;
Du bists, o Herr, der ihm die Töne leihet:
So sei dein Ruhm auch meines Liedes Ziel,
Und deiner Treue jeder Laut geweihet.
Alb. Knapp.

Albert Knapp wurde am 25. Juli 1798 zu Tübingen geboren, wo sein Vater, ein echt deutschgesinnter, gemüthlich ernster Mann als Hofgerichtsadvokat lebte, bald aber (1800) als Oberamtmann in den Klosterort Alpirsbach, in einem wildromantischen Schwarzwaldthale, berufen wurde. Dort verlebte der Dichter seine Kindheit unter der treuen Pflege eines edeln, gottseligen Lehrers und unter den reinsten, tiefgehendsten Naturanschauungen, die er in seiner „Christoterpe" von 1850 schildert; dort hat er alle Grundanschauungen zur Poesie gewonnen, die ihn heute noch beseelen und ihm jenen, einst vom Reformator Aulber, sogar von Melanchthon kurze Zeit bewohnten Jugendsitz im Gemüth aufs Innigste stereotypirt haben. Was Knapp an Naturanschauung besitzt, quillt von dort heraus und jenes stillherrliche Thal begegnet ihm immerdar noch in süßen idealisirenden Träumen. Im Frühling 1809 wurde sein Vater als Oberamtmann in die ehemalige Reichsstadt Rottweil versetzt, erlitt aber unter dem damaligen Regiment viele Mißhandlungen. Als suspendirter Mann ist er 1811 nach Tübingen übergesiedelt und blieb 7 Jahre unangestellt. Knapp und seine 3 Brüder hatten in dem elenden Lyceum zu Rottweil fast gar Nichts gelernt und bedurften deßhalb in Tübingen starker Nachnahme. Hier besuchte Knapp 3 Jahre lang die anatolische

Schule und hörte im letzten Jahre einige philologische Collegien, namentlich bei dem Dichter und Prof. Conz, der seinem jugendlich aufstrebenden Geist als poetischer Vater liebreiche Handreichung erwies. Von 1814 — 16 war er Alumnus im Seminar Maulbronn, wo ihn der treffliche Professor Baumann ungemein anzog; von 1816 — 20 durchlief er das theologische Stipendium in Tübingen, nicht ohne vom damals herrschenden Demagogengeiste zu seinem nachhaltigen Schaden angebrannt und beinahe aus seiner Carriere geschleudert zu werden. Bald aber fand er in dem „lautern Evangelium Jesu Christi Licht für seinen Geist und Frieden für sein Herz". Von 1820—25 stand er als Vicar in Feuerbach und Gaisburg, nahe bei Stuttgart, in sehr angenehmen, geschäftsreichen und gesegneten Verhältnissen. Innige Freundschaft schloß er mit dem sel. Hofacker, einem der größten Prediger unsers Jahrhunderts, dessen Predigtbuch in 60000 Exemplaren verbreitet ist und noch immer gleich stark verlangt wird. 1825 kam Knapp als Diakonus nach Sulz am Neckar, wo er sich mit der Tochter des würtembergischen Generals, Frhrrn. von Beulwitz, vermählte, die aber bald unwohl wurde und bis zu ihrem Heimgange kränkelte. Mit ihr zog er im Juli 1831 als Archidiakonus nach Kirchheim, in eine ungemein prächtige Gegend, die ihn zu vielen, meistens auf Bergspitzen niedergeschriebenen Gedichten begeisterte und wo er mit der frommen, geistvollen Herzogin Henriette, der Mutter der Königin, unvergeßliche Zeiten verlebte. In der herrlichen Gegend von Kirchheim, wo von allen Bergesgipfeln alte merkwürdige Burgtrümmer aufs reizende Vorland herniederschauen, dort verbrachte Knapp seinen Lebensmai; dort ruht aber auch seine vollendete Gattin, das traute Weib seiner Jugend.

Seit 1836 ist Knapp in Stuttgart als vielbelasteter Prediger und Seelsorger, 8 Jahre lang als Archidiakonus an der Stiftskirche und ins 5. als erster Stadtpfarrer an der Skt. Leonhards Kirche, um welche sich das größte Stadtviertel schaart. „Da gilts denn," wie er selbst sagt, „seine Zeit und Kraft im Aufblick zum Gott des neuen Testaments fein treulich auszukaufen und die Poesie darf

blos als ein Blumenstrauß über dem beladnen Schreibtisch stehen." Die christliche Poesie bleibt ihm aber immer die süßeste Freundin neben dem Worte Gottes, mit dem sie stets inniger harmoniren muß. — 1836 verehelichte sich Knapp zum andern Male und zwar mit einer Pfarrerswittwe. Dieses vielgetreue, ihrem Gotte felsenfest ergebne Weib, verlebte mit ihm 13 glückliche Jahre. Sie starb am 20. September 1849.

Aus Knapp's Lebensgang ergibt sich leicht, daß er in seinen Poesieen vorzugsweise den Ton entschiedner christlicher Frömmigkeit angeschlagen haben muß. Knapp hat es als Dichter des geistlichen oder religiösen Liedes zu einer Bedeutung gebracht, in welcher er nur von Spitta durch dessen „Psalter und Harfe" übertroffen und von Victor Strauß erreicht wird. Durchdrungen von reiner religiöser Begeistrung, christlicher Liebe und Glaubenstiefe hat Knapp so manches tief empfundene und erhebende Lied gedichtet. Der „Charfreitag", „Die eingesargte Mutter", das „Grablied eines Frommen", „Jung wie ein Adler" ꝛc. sind sprechende Belege dazu. Obgleich er von seinen religiösen Gegnern sehr stark des Mysticismus beschuldigt wird, so singt er doch in stiller Demuth und sein Saitenspiel ertönt nur dem Erlöser zum Ruhme. Ein großes Verdienst um die evangelische Kirche erwarb sich Knapp durch die Bearbeitung und Herausgabe des „evangelischen Liederschatzes", worin auch eine bedeutende Anzahl von seinen eignen Gedichten abgedruckt ist.

Schriften: Christliche Gedichte. 2 Bände. Zweite Auflage. Basel 1835. — Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten. 2 Bände. Stuttgart und Tübingen. 1837. Zweite Auflage 1850. — Christenlieder. Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit. Ein Nachtrag zum evangelischen Liederschatz. Stuttgart 1841. — Gedichte. 3. Sammlung. — Stuttgart 1843. — Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser. 18. Jahrgang. Stuttgart 1850.

42. Simeon.

1 Im Frieden darf ich fahren,
Ich habe dich gesehn!
In meinen alten Jahren
Ist mir noch wohl geschehn;
Dich, deines Volkes Sonne,
Dich, alter Heiden Lust,
Drückt dieser Arm mit Wonne
Nun endlich an die Brust!

Gesegnet sei die Stunde,
Da ich znm Tempel kam
Und solche Freudenkunde
Vom Geist des Herrn vernahm!
Hier ist mein Haupt ergrauet,
Und lange kamst du nicht, —
Nun hab ich doch geschauet
Dein göttlich Angesicht!

Sie werden fliehn und fallen,
Die dir zuwider sind;
Du bist den Frommen allen
Ein Auferstehungskind;
Ich aber will zu Grabe
Im Frieden Gottes gehn,
Will ruhen, denn ich habe
Dich, o mein Heil, gesehen!

---

43. Charfreitag. (1841.)

Wie heißt der Mann, der aus durchgrabner Hand
Vom Kreuze Paradiesespalmen spendet?
Der, wo das Leben sich zur Hölle wendet,
Mit einem Wort verleiht ein himmlisch Land?

Wie heißt der Held, der über Cherubim
Gesessen, und vom Lebensthron gestiegen,
Den Tod für Todte sterbend zu besiegen, —
Und Niemand aus den Völkern war mit ihm? —

Zeig ihn mir an, o Sonne, jeden Tag,
Du schönes Licht, deß goldne Pracht vergangen,
Daß es in Trauer über uns gehangen,
Als meine Nacht auf deiner Sonne lag! —

Zeig ihn mir an, du Erde, täglich neu,
Die unterm blutgen Kreuze du gezittert! —
O seit es dort auf Golgatha gewittert,
Grüßt dich ein Lenz, von Todeswolken frei!

Zeig ihn mir an, du stolzgethürmter Fels,
Darauf ein Adler freudevoll mag horsten;
Denn deine Brüder sind vordem geborsten
Am Todestag des Felsen Israels!

Zeigt ihn mir an, ihr Heiligen, die froh
Durch seinen Tod zum Leben aufgeflogen! —
Das Leben ist durchs Todtenreich gezogen, —
Und Israel blüht nun durch Salomo.

Zeigt ihn mir an, ihr Seelen, die so still
Emporgeweint am Kreuz, dran er verschieden,
Wo er zusammenband zu seinem Frieden,
Was lieben muß, und ewig lieben will.

Zeig ihn mir an, Maria, Mutterherz! —
Der alte Simeon hat wahr gesprochen:
Nun bringt die heiligste der Osterwochen
5 Uns höchste Lust, und dir den tiefsten Schmerz.

Zeig ihn mir an, du blutger, armer Mann,
Begnadigter, der weiland ein Verbrecher!
An dir zumeist, dem segensfrohen Schächer,
Ersehn wir, was der Dorngekrönte kann.

Ja, zeig ihn mir, dem du vom Kreuze riefst,
Der dich gespeist inmitten seiner Hasser
Mit Lebensbrot, getränkt mit Lebenswasser,
Daß du mit ihm zum Paradies entschliefst!

Zeig ihn mir an zu seines Glaubens Lohn,
Du Römerhauptmann, der am Kreuz gewesen,
Und dem die höchste Wahrheit gab zu lesen:
„Das war ein frommer Mensch, und Gottes Sohn!"

Zeig ihn mir an, zerrissner Vorhang du!
Einst blieben unvollendet die Gewissen; —
Nun, seit der Herr dich sterbend selbst zerrissen,
Strömt aus dem Heiligsten uns ewge Ruh.

Zeig ihn mir auch, du, mein verwundet Herz,
Das oft zu ihm hinauf geseufzt, geweinet, —
Du lieblos Wesen, das die Liebe meinet!
Erfasse Gottes Lieb im tiefsten Schmerz!

Zeigt ihn mir an, ihr Kreaturen stets,
Den Einzigen, der all sein hohes Leben
In meines Elends Tiefen wollte geben;
Gebt mir das Oel zur Flamme des Gebets!

Ihn will ich lieben und einst droben sehn! —
Er führe meines Willens Grundgedanken;
Er wolle mir, wenn alle Bilder sanken,
Als Urbild segnend vor dem Auge stehn!

Du stilles Fest, zeig mir sein Angesicht!
Wie heiligstill umwehns die Todesflöre! —
Fallt mit uns nieder, hohe Engelchöre, —
Und du, Erblaßter, sei mein ewges Licht!

---

44. Jung wie ein Adler.

Bedarf mein Herz im bunten Herbst
Nach Wehmuth weit umher zu wallen,
Wenn du dich, schöne Flur, entfärbst,
Wenn der Platane Blätter fallen?
Bedarf es dein, du spätes Roth,
Das überm Föhrenwald verglühet,
Zu fühlen, wie zum langen Tod
Mein Leben leise niederblühet?

Könnt ich, o goldne Jugend, dich
Noch ein Mal rufen aus der Ferne,
Da über meinem Haupte sich
Harmlos bewegten Gottes Sterne;
Da mich von seinem Angesicht
Geheimnißvoll ein Glanz umfangen,
Und ich, bewahrt von seinem Licht,
Getrost im Dunkel hingegangen!

Was ist ein Mensch, das Staubgebild,
Mit Allem, was sein Arm beginnet,
Wenn nicht im Seelengrunde mild
Ein Born des ewgen Lebens rinnet?
Das Innerste, was mir bewußt,
Es ruft: Erlösung! Wiederbringung!
Die tiefste Sehnsucht in der Brust,
Sie seufzt nach himmlischer Verjüngung!

Und wenn der Frühling Knospen treibt,
Die zarte Rose sich entfaltet,
Tönt mirs: O daß Nichts ewig bleibt,
Daß alles Menschliche veraltet!
Und wenn der Adler jugendlich
In blauer Höh den Fittig wieget,
Tönt mirs: O wer verjünget mich,
Daß dieses Herz nie mehr versieget?

Er fleugt dahin im Sonnenstrahl,
Durchkreisend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht einmal,
Wie lang er den Azur beschiffte;
Als Kind hab ich ihm nachgesehn,
Und wenn er jugendstark noch steiget,
Blick ich, ein Greis, in jene Höhn,
Das Haupt vom letzten Schnee gebeuget.

Wirst du, der ewig strebt und sehnt,
Mein Geist dich nie mit ihm erheben,
Und aller Schwachheit abgewöhnt,
In lichtem Himmelsraume schweben,
Verjüngt und wonnig dieses Herz
Mit ewiger Genüge füllen,
Und, aufgezogen, sonnenwärts,
Ins Licht dich, wie ein Adler, hüllen?

Du wirst, du sollst! — du selber nur
Verschließest dich mit ehrnem Riegel;
Verlasse dich, die Kreatur —
Schau immer in den Zauberspiegel,
Der Schönheit dir und Stärke lügt.
Tritt, als ein Sünder, zu dem Hügel,
Wo dein Messias dich ersiegt;
Dann löset Gott dir deine Flügel!

Das Alte stirbt, und Alles wird
Im Licht der Liebe neugeboren;
Zur Heimat kommt, was sich verirrt,
Zur süßen Kindschaft, was verloren;
Der Geist auf Liebesflügeln bringt
Hinauf zu ihm, der dich versöhnet,
Der wie den Adler dich verjüngt,
Und mit Barmherzigkeit gekrönet!

45. Prüfung am Abend.

Zum andern Leben wall ich hin; —
Ists auch zum ewgen Leben?
Daß, wenn ich einst gestorben bin,
Mich Engel sanft umschweben,
Und mich zu Gottes Heiligthum
Auf ihren goldnen Schwingen
Freudig bringen
Dort meines Mittlers Ruhm
In Ewigkeit zu singen? —

Den Himmel füllt so hehr und mild
Die Nacht mit tausend Sternen;
Sieh von der Ewigkeit ein Bild
Und ihren lichten Fernen!
Ach, dort ist wohl ein großes Feld
Für tausend Seligkeiten!
Wer kann deuten,
Was Gott nach dieser Welt
Den Seinen mag bereiten?

Ja, meine Seele kann dich nicht,
Du höchstes Gut, ermessen;
Und doch wirst du im Tageslicht
So oft von ihr vergessen;
Wie vor der Wolk ein Stern erblaßt,
Verhüllt der Welt Getümmel
Und Gewimmel
Und eitler Sorgen Last
Den hellen Blick zum Himmel.

Und offen steht er immerdar;
Viel sonnenhelle Nächte,
Viel Tage winken mild und klar
Dem irdischen Geschlechte,

Hinauf zu schaun, hinauf zu gehn,
Und eilig, ohne Säumen,
Ohne Träumen,
Sich Hütten zu ersehn
In jenen ewgen Räumen.

O nicht zur Erde sieh hinab,
Wenn Himmel dich umgeben!
Die Erde gibt dir nur ein Grab,
Der Himmel dir das Leben.
Von dort bist du, mein Geist entstammt,
Und dorthin sollst du kehren,
Dich verklären:
Drum hat ein Christus-Amt
Der große Herr der Ehren.

Wer sich zur großen Schar gesellt,
Kommt nicht zu seinen Heerden;
Der Heiland war nicht von der Welt,
Und wird es nimmer werden.
Hier stehe still und schau hinein
In deines Herzens Tiefe,
Denk und prüfe
Wo würd ich heute sein,
Wenn er zum Tod mich riefe?

Hab ich gehöret, als er rief,
Und mich vom Schlaf erweckte?
Blieb ich getreu, wenn oft so tief
Mein Herz sein Lieben schmeckte? —
Schau, diese Rechenschaft im Licht
Gib ihm vor seinem Throne,
Deck und schone
Dein altes Leben nicht,
Sonst geht es um die Krone.

Dem Glauben glänzt die Krone nur!
Gut ists, die zu erlangen,
Und, wenn die Welt zur Hölle fuhr,
Vor Gottes Stuhl zu prangen.
Gedenke dran: durch Christi Tod
Aus Sünd und Angst gerissen
Sich zu wissen,
Gibt in der letzten Noth
Ein sanftes Sterbekissen!

Gedenke dran, damit die Zeit
Nicht spurlos dir enteile,
Damit dich für die Ewigkeit
Dein Mittler stärk und heile;
Mit ihm gelebt, ist wohl gelebt,
Das wird in Kurzem droben
Sich erproben,
Wenn man den Leib begräbt
Und sich der Geist erhoben.

---

46. Die Mutter im Sarge. (1827.)

Eingesargt zum letzten Schlummer,
Blaß, im weißen Sterbekleid,
Ohne Schmerzen, ohne Kummer,
Seh ich dich mit stillem Leid;
Vielgetreue Mutter du!
Jetzo trägt man dich zur Ruh!
Schlummre süß im kühlen Grunde
Bis zur Auferstehungsstunde!

Auge, das mit Lieb und Sehnen
Oft die Seinen angeblickt!
Segnend, mit viel tausend Thränen,
Haben wir dich zugedrückt.

Nie auf dieser Erde mehr
Blickst du zärtlich auf uns her;
Doch zu Wiedersehens-Grüßen
Wirst du heller dich erschließen.

Hand, die treulich uns geleitet,
Die uns Nichts, als Liebe gab,
Freud und Trost um uns verbreitet,
Ruhe nun im stillen Grab.
Unermüdet war dein Fleiß,
Und dein Tagewerk war heiß;
Wenn die Todten auferstehen,
Wird in dir die Palme wehen!

Edler Mund, zum Reinen, Großen,
Und zu Lieb und mildem Wort
Freundlich, lieblich aufgeschlossen, —
Nimmer tönest du hinfort;
Aber was die Lippe sprach,
Tönt in unsern Herzen nach,
Bis nach langer Grabesstille
Halleluja dir entquille.

Herz, das ohne Falsch geschlagen
Für den Gatten, für das Kind,
Das uns sterbend noch getragen,
O wie ruhest du so lind!
Weinend, dankend rufen wir:
Ewger Segen folge dir!
Wenn die Grüfte sich bewegen,
Schlage wieder uns entgegen!

Dann wird froh die Thräne fließen,
Wie sie jetzt in Trauer fließt;
Froh wird dich dein Kind begrüßen,
Das dich heut in Thränen grüßt;

Dann, dann wird der schwere Stein
Weg von deinem Grabe sein, —
Jesus war im Tod dein Leben,
Ewig darfst du vor ihm schweben!

---

47. Grablied für einen Frommen.

Der Glaube bleibt! Früh weintest, glaubtest du,
Von Jesu Geist regiert;
Drum hat dich früh Gerechtigkeit und Ruh
Und edler Muth geziert;
Du fandest ihn, der Sünder sühnet,
Aus dessen Kreuz das Leben grünet.
Der Glaube bleibt!

Die Liebe bleibt! Er, der uns Arme liebt,
Gab dir sein Lieben auch;
Drum hast du uns erquickt und nicht betrübt,
Bis zu dem letzten Hauch.
Dein Heiland halt dich nun gerettet,
Doch ewig an uns festgekettet.
Die Liebe bleibt!

Die Hoffnung bleibt! Aus Lieb und Glaube bringt
Sie wunderstark empor,
Hebt sich mit Adlersflügeln auf, und schwingt
Sich durch des Himmels Thor.
So hat dein Hoffen auch gesieget,
Und ob der Leib im Grabe lieget:
Die Hoffnung bleibt!

Einst wird der Glaub ein Schaun der Herrlichkeit,
Der Hoffnung wird ihr Theil,
Deß sie geharret in der Prüfungszeit,
Sie erbt das volle Heil.

Doch Liebe bleibt, was sie gewesen:
Ein süßes, wandelloses Wesen.
    Die Liebe bleibt!

Die Liebe bleibt! — O Jesu dort im Licht
    Der Himmel schwebest du,
Und wendest doch dein huldvoll Angesicht
    Uns auf der Erde zu!
In dir sind eins all deine Lieben,
Seis hier im Todesthal, seis drüben.
    Die Liebe bleibt!

August Kopisch.

August Kopisch, der, wie Robert Reinick, Maler und Dichter zugleich ist, wurde am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren. Er war der Sohn wohlhabender und gebildeter Eltern, genoß eine gute Erziehung und übte sich schon sehr frühe im Dichten. Als Gymnasiast regte sich schon in ihm der Trieb zur Kunst, den er immer mehr nährte. 1815 bezog er die Prager Akademie, war aber stets schwankend in seinen Entschlüssen und wußte nicht recht, ob er die Dichtkunst, oder die Malerei, die griechischen oder altdeutschen Dichter zum Gegenstande seiner Studien machen sollte. In Wien wurde er durch Stephanowitsch mit den serbischen Volksliedern bekannt und fühlte sich veranlaßt, wie die serbischen Dichter, die weder lesen noch schreiben konnten, nur im Kopfe zu dichten und Nichts aufzuschreiben. Nachdem er einige Jahre in Dresden gelebt, reiste er nach Italien. In Rom entsagte er der Malerei, hauptsächlich wegen eines alten Uebels an der rechten Hand, das ihn an der Ausbildung als Maler sehr hinderte. Von Rom ging er nach Neapel, wo er 3 Jahre lang blieb. Er beobachtete das neapolitanische Volksleben, machte sich mit der italischen Volkspoesie bekannt und pflegte täglich freundlichen Umgang mit dem Lustspieldichter Camerano, der ihn als Don Augosto Prussiano zum großen Jubel des Volkes und seiner Freunde aufs Theater brachte. Eifrig durchforschte er die Insel Capri, wo er als ein ausgezeichneter Schwimmer die „blaue Grotte“ entdeckte. Dies ist eine Höhle mit niedrigem Eingang und läßt alle Gegenstände, das Meer und die Felsen, die eintretenden Menschen und ihre Geräthe rc. in der schönsten blauen Farbe erscheinen. Kopisch bereiste auch die Insel Sicilien,

um an Ort und Stelle ein großes episches Gedicht (den Krieg der Normannen mit den Saracenen) im Kopfe zu dichten; aber bald fesselte ihn Platens Freundschaft wieder an Neapel. Von dem innigen Freundschaftsverhältniß zwischen Platen und Kopisch geben die Gedichte derselben gegenseitig Zeugniß. 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und wählte sich Berlin zu seinem Aufenthaltsort. Seit 1844 hat er den Ehrentitel: „Professor".

Kopisch studirte seine Poesie im Leben und weiß durch seine launige, ungemein treuherzige, humoristisch heitere, fast improvisatorische Lyrik, unterstützt durch kunstvolle Gestaltung und sprachliche Darstellung, vortrefflich zu ergötzen. Der Wein, alte, schelmische Sagen und Volksschwänke, geschichtliche Stoffe werden von ihm in origineller Weise mit großer Vorliebe und seltenem Glücke poetisch bearbeitet. Seine „Historia von Noah" ist ein allbekanntes Volkslied, ausgezeichnet durch die glückliche Nachbildung der naiven, gemüthlichen Darstellungsweise älterer Dichter. Auch „Der Trompeter" ist ein kerniges, vielgesungenes Lied und „Die Heinzelmännchen" sind durch die heitere, echt-humorische Auffassung, wie durch die Eigenthümlichkeit in Reim und Strophenbau, außerordentlich ansprechend. —

Schriften: Carnevalsfest auf Ischia. Breslau 1831. (Eine schöne Novelle.) Gedichte. Berlin 1836. (Darin auch Uebersetzungen aus dem Neapolitanischen, Sicilianischen 2c.) — Agrumi. Berlin 1837. (Italische Volkslieder); dann eine Uebersetzung Dante's. Berlin 1837. Allerlei Geister. Märchenlieder, Sagen und Schwänke. Berlin 1848. —

48. Historia von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noäh Opfer fein
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und, weil du ein so frommes Haus,
So bitt dir selbst die Gnaden aus."

Fromm Noah sprach: „„Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht ich armer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke h'an!““ —

Da griff der Herr ins Paradies
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und sprach: „Den sollst du pflegen sehr!“
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm Alles so und so,
Der Noah ward ohn Maßen froh,

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanzt' Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut' Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noab war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus, zu Gottes Ehr:
Das macht ihm eben kein Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündflut war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

49. Der Trompeter.

Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
Kaum halt ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad, der hat ihn geblasen in der Schlacht,
Auch schönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt, in der grimmigsten Noth,
Erscholl er ihm vom Munde, bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
Gedenk ich seiner, rinnet mir eine Thrän' in den Bart.
Herr Wirth, noch einen Krug von dem feurigsten Wein,
Soll meinem Freund zur Ehr, ja zur Ehr getrunken sein.

Wir hatten musicirt in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
Doch schritten wir mit Lachen darüber, unverwandt,
Ich trug das Horn, und er die Trompete in der Hand,
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand!
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
Und rief: „Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!“

Drauf setzt er die Trompet an den Mund und schwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als gings mit Vater Blücher nach Paris hinein! ....
Da donnerte das Eis, die Scholle sie zerbrach
Und wurde eine bange, bange Stille danach! ....
Das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer ...
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?!

50. Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her:
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“ —
„„Der Feind? — dahier!““
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“
„„Paris? — dahier!““ —
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein,
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!“

---

51. Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Cöln es doch vordem
Mit Heinzelmäunchen so bequem!
Denn war man faul: — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe mans gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten .....
Und eh ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg in Eil:
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten und kappten,
Visirten, wie Falken,
Und setzten die Balken. —
Eh sichs der Zimmermann versah....
Klapp! stand das ganze Haus.... schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich,
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot, ... das neue, vor!

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind,
Wie die Mühl im Wind:

Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten, die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst da schon im Ausverkauf!

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank,
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein.
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh der Küfer noch erwacht:
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeuch und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch;
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten,
Und faßten und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.
Und eh mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen sacht,
Eins schlägt nun aus
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht, husch, husch, husch, husch! — verschwinden All!

O weh, nun sind sie Alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

Karl Theodor Körner.

Und sollt' ich einst im Siegerheimzug fehlen:
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn, was berauscht die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen.
K. Th. Körner.

Karl Theodor Körner, der Dichter von „Leier und Schwert", wurde am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater, der chursächsische Oberappellationsrath, war ein innig vertrauter Freund Schiller's. In seinem 17. Jahre bezog Körner als angehender Bergmann die Bergakademie in Freiberg und zwei Jahre später die Universität Leipzig, wo er sich mit Philosophie, Geschichte und Anatomie beschäftigte. Auf Ostern 1811 ging er nach Berlin und im August nach Wien. Hier wurde er als Hoftheaterdichter angestellt. Die Erhebung Preußens und der Aufruf des Königs für Freiheit und Vaterland zu kämpfen, erweckten auch die kriegerische Begeistrung in Körner's edler Brust. Er schrieb an seinen Vater: „Deutschland steht auf. Der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken &c." Damals errichtete der Major Frhrr. v. Lützow zu Breslau eine Freischar, der die edelsten und ausgezeichnetsten deutschen Jünglinge und Männer sich anschlossen, um Volksaufstände zu erregen, kleine Kämpfe im Rücken des furchtbaren Feindes zu führen und so am heiligen Kriege

Theil zu nehmen. Körner trat am 19. März 1813 in diese todeskühne Freischar ein und taufte sie: „Lützow's wilde, verwegene Jagd," weil sich die „schwarzen Jäger" (nach ihrer Kleidung so genannt) durch kühne Verwegenheit und kalte Todesverachtung sehr berühmt machten. Von seinen Kameraden wurde Körner zum Lieutnant gewählt und Lützow machte ihn später zu seinem Adjutanten. Das Gedicht: „Ahnungsgrauend, todesmuthig" 2c. dichtete Körner am 12. Mai, dem Tage, an welchem die geschlagenen und fliehenden Franzosen von den Lützow'schen Reitern verfolgt wurden. Während des Waffenstillstandes wurde in Leipzigs Nähe das Lützow'sche Corps von feindlicher Uebermacht umringt. Körner wurde abgeschickt, um Erklärung darüber zu verlangen, erhielt aber, statt aller Antwort. vom feindlichen Anführer einen tiefen Schwerthieb in den Kopf. Schwer verwundet und von Feinden verfolgt rettete er sich im nahen Gehölze durch Geistesgegenwart mit dem Rufe: „Die 4te Escadron soll vorrücken". Die Feinde zogen sich zurück und zwei Bauern nahmen sich des verwundeten Officiers an, der hilflos da lag und zu sterben meinte. In diesem bedauernswerthen Zustande dichtete er das Sonett: „Die Wunde brennt" 2c. Am 26. August, früh Morgens, dichtete Körner, während der Rast im Gehölze, das berühmte „Schwertlied": Dieses war der letzte Ton, den der sangesmuthige Held seiner Leier entlockte; denn wenige Stunden darauf, als er kühn den fliehenden Feind verfolgte, fand er, durch die Kugel des Musketiers Franz, den schönen Tod fürs Vaterland. Seine Waffenbrüder begruben ihn bei dem Dorfe Wöbbelin (in der Nähe der Schwerin'schen Sommerresidenz Ludwigslust unter eine hohe, kräftige Eiche mit herabhängenden Aesten. Das ist die „Körners Eiche", unter welche später auch des Dichters Schwester und Vater begraben wurden. Der Ruheplatz ist nun mit einer Mauer eingefaßt und durch ein in Eisen gegossenes Denkmal bezeichnet.

Der edle deutsche Dichter- und Heldenjüngling, welcher mit warmem Herzen das Vaterland heißer liebte, als seine Braut, als allen Dichterruhm, alle Freundschaft 2c., sollte den großen Tag

nicht erleben, an welchem die Sonne der Freiheit und des Friedens über Deutschland aufginge. Durch seine glühenden Freiheitslieder, im Augenblicke vaterländischer Begeistrung, im Sturm und Drange der Volksbewegung gezeugt, und, von Kampfslust und Schlachtenruf durchdrungen, begeisterte er die deutsche Nation und riß sie zum heilgen Kampfe mit sich fort, und bald antworteten dem herzerhebenden Freiheitsrufe die Donner siegreicher Schlachten. Die vaterländischen Kriegslieder in „Leier und Schwert“, gehoben von Weber'schen Melodieen, sind das Beßte von Körner's Muse und haben ihm neben seinem frühen ruhmvollen Heldentode die Unsterblichkeit gesichert. Seine übrigen Poesieen sind von weit geringerem Werthe; namentlich sind seine dramatischen Dichtungen nur Nachahmung Schiller'scher Formen und Worte, Fehler, die wir allerdings zum großen Theil auf Rechnung seiner Jugend setzen müssen; doch ist „Zriny“, der ungarische Leonidas, wegen seiner großartig historischen Bedeutung fast zum deutschen Helden geworden. Selbst in „Leier und Schwert“ hat Körner zuweilen ganz in Schiller's Ton und Weise gedichtet, wie das Lied: „Frisch auf, mein Volk!“ ꝛc. beweist, das stark an: „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften“ und an: „Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen“ ꝛc. in Schiller's Jungfrau von Orleans erinnert. Das schöne Lied: „Zuversicht“ geht nach der Melodie des Chorals: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“. — Die Körner'schen Gedichte sind ins Englische übersetzt und in Frankreich werden sie, wie die Arndt'schen und Schenkendorf'schen Kriegslieder, als schöne geschichtliche Denkmale inniger, hingebender Vaterlandsliebe der Jugend empfohlen.

Schriften: Knospen. Leipzig 1810. — Leier und Schwert. Berlin 1814. — Sämmtliche Werke, herausgegeben von K. Streckfuß. Zweite rechtmäßige Gesammtausgabe in 4 Bänden. Berlin 1842.

52. Die Eichen. (1811.)

Abend wirds, des Tages Stimmen schweigen,
Röther strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sitz ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängniß unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen! —

Und ihr habt bestanden! — Unter allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth;
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht.
Und, wenn herbstlich eure Blätter fallen;
Todt auch sind sie euch ein köstlich Gut:
Denn verwesend, werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bessre Zeiten angeschaut;
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut. —
Ach, was hilfts, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch Alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk! du herrlichstes vor allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

53. Unsere Zuversicht. (1813.)

Wir rufen dich mit freudgen Blicken
Und halten fest an deinem Wort!
Die Hölle soll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmer geht,
Wir wissens, daß dein Wort besteht.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch Gut will schwer errungen sein.
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod ein Menschenherz.

Drum mag auch noch im falschen Leben
Die Lüge ihre Tempel baun,
Und mögen goldne Schurken beben,
Und sich vor Kraft und Tugend graun,
Und mit der Feigheit Schwindeldrehn
Vor dem erwachten Volke stehn.

Und mögen sich noch Brüder trennen
Und sich in blutgem Haß entzwein,
Und deutsche Fürsten es verkennen,
Daß ihre Kronen Schwestern sei'n,
Und daß, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb.

Wir wollen nicht an dir verzagen
Und treu und festen Muthes sein.
Du wirst den Wüthrich doch erschlagen,
Und wirst dein deutsches Land befrein.
Liegt auch der Tag noch Jahre weit:
Wer weiß, als du, die rechte Zeit?

Die rechte Zeit zur guten Sache,
Zur Freiheit, zum Tyrannentod!
Vor deinem Schwerte sinkt der Drache
Und färbt die deutschen Ströme roth
Mit Sclavenblut und freiem Blut! —
Du treuer Gott, verwalt es gut!

---

54. Aufruf. (1813.)

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden blickt der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heilger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,

Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ewgem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt!
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber,
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heilgen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genieen der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
13 Louise, schwebe segnend um den Gatten;
12 Geist unsers Ferdinand voran dem Zug!
Und all ihr deutschen, freien Heldenschatten
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heilgem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

---

55. Lützow's wilde Jagd. (Am 24. April 1813.)

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hörs näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wann ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegne Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichem Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und, wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und, wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und, wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,

Doch die wackeren Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet.
Und, wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wirs auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln seis nachgesagt:
„Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd".

---

56. Bundeslied vor der Schlacht.

(Am Morgen des Gefechts bei Dannenberg. (Am 12. Mai 1813.)

Ahnungsgrauend, todesmuthig,
Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blutgen Bahn.
In der nächsten Stunden Schooße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose,
Und der ehrne Würfel fällt.
Brüder! Euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligen Bunde:
Treu, so zum Tod, als zum Leben, gesellt!

Hinter uns, im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.

Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet:
Deutsche Brüder löst sie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende,
7 Löst das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollens wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod entgegen gehn.
Vaterland, dir wolln wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögens erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blütenglücke,
Das der giftge Süden brach.

Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott! —

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug und Herz zum Licht hinauf!
Alles Irdsche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jeder Nerve sei ein Held! —
Treue Herzen sehn sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihrs schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

---

57. Gebet während der Schlacht. (1813.)

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte;
Drum, fallend und siegend, preis' ich dich.
Gott, dir ergeb ich mich!

Gott, dir ergeb ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb ich mich!
Vater, ich rufe dich!

---

58. Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühls an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie du willst, dir hab ich mich ergeben. —

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ichs nun Freiheit, ob ichs Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh ichs vor mir stehen;
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

---

59. Reiterlied. (1813.)

Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug!
Frei vor dir liegt die Welt;
Wie auch des Feindes List und Trug
Uns rings umgattert hält:
Steig, edles Roß, und bäume dich,
Dort winkt der Eichenkranz!
Streich aus, streich aus und trage mich
Zum lustgen Schwertertanz.

Hoch in den Lüften, unbesiegt,
Geht frischer Reitersmuth!
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg und Noth,
Und Weib und Kind und Herd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
Und neben ihm das Schwert.

So gehts zum lustgen Hochzeitfest,
Der Brautkranz ist der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt.
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre ist der Hochzeitsgast,
Das Vaterland die Braut;
Wer sie recht brünstiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut.

Gar süß mag solch ein Schlummer sein
In solcher Liebesnacht;
In Liebchens Armen schläfst du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter schwellt,
So weckt sie dich mit freudgem Stolz
Zur ewigen Freiheitswelt.

Drum, wie sie fällt und wie sie steigt,
Des Schicksals rasche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt,
Wir schauens ruhig an.
Für deutsche Freiheit wolln wir stehn!
Seis nun in Grabes Schooß,
Seis oben auf des Sieges Höhn:
Wir preisen unser Loos.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unser Schwert,
Und unser Schild ist Gott! —
Schon stürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengst, frisch auf!
7 Und, wenn die Welt voll Teufel wär,
Dein Weg geht mitten drauf!

---

60. Trost. (Nach Abschluß des Waffenstillstandes. 1813.)

Herz, laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er ist der Freiheit Gott.

Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heilgen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Glimmend durch lange Schmerzen
Hat sie der Tod verklärt,
Aus Millionen Herzen
Mit edlem Blut genährt;

Wird seinen Thron zermalmen,
Schmelzt deine Fesseln los
Und pflanzt die glühnden Palmen
Auf deutscher Helden Moos.

Drum laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er ist der Freiheit Gott.

---

61. Lied zur feierlichen Einsegnung des preuß. Freicorps in der Kirche zu Rogau in Schlesien.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heilge Erde.

Drum retten wir das Vaterland:
So thats der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heilge Glut
In allen Herzen flammen,
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wärs auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

---

62. Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blicken,
Schaust mich so freundlich an,
Hab meine Freude dran, Hurrah!

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte sehr.“ Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Als eine liebe Braut. Hurrah!

„Dir hab ichs ja ergeben,
Mein lichtes Eisenleben:
Ach, wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?“ Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrein,
Hol ich das Liebchen ein. Hurrah!

O, seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräutigam, hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich!“ Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so? Hurrah!

„Wohl klirr ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite
Recht wild und schlachtenfroh;
Drum, Reiter, klirr ich so!“ Hurrah!

Bleib doch im engen Stübchen,
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib still im Kämmerlein,
Bleib, bald hol ich dich ein. Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth,
Und aufgeblühtem Tod“. Hurrah!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ dich ins Vaterhaus. Hurrah!

„Ach, herrlich ists im Freien!
In rüstgen Hochzeitreihen,
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!“ Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter!
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm;
Nehmts Liebchen in den Arm. Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut. Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch, wer die Braut verläßt! Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut! Hurrah!

Nikolaus Lenau.

O Passiflora, schönes Bild,
Wie gleichest du dem Dichterherzen,
Aus dessen lieberreichen Schmerzen,
Der fremden Menschen Freude quillt.

Franz Dingelstedt.

Auch deine Saiten sind zerrissen;
Es schweigt dein süßer Liederklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.
Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! Dich, mein Herz!
Rückbannen die entflohnen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Nikolaus Lenau.

Nikolaus Lenau ist nicht der volle Name des Dichters, sondern nur ein Stück, das er aus seinem Familiennamen: Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau herausgebrochen hat, so daß der Anfang und Schluß des eigentlichen Namens den jetzt so bekannten und geachteten Dichternamen Nik. Lenau bilden. Am 13. August 1802 wurde Lenau im ungarischen Dorfe Csatád (Tschatad), unweit Temesvar, geboren. Sein Vater war daselbst Beamter der königl. Kameralherrschaft, mußte sich aber bald wegen Kränklichkeit nach Ofen zurückziehen und starb schon in seinem 29. Jahre. Lenau war ein gar frommes und gottesfürchtiges Kind, betete täglich mit tiefster Inbrunst sein Morgen- und Abendgebet, richtete öfters einen Stuhl zum Altare ein und las Messe davor, wobei ihm seine Schwester Resi ministrirte. Noch als Mann sprach

er mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erste Mal, rein wie ein Engel, von der Beichte ging. Seinen ersten Unterricht genoß Lenau in den deutschen und lateinischen Schulen zu Ofen, und in Tokay, wohin seine Mutter mit ihrem zweiten Gatten, einem Arzte, übergesiedelt war, verbrachte er seine beiden heitersten Jahre (das 15. und 16). Als Knabe war Lenau ein leidenschaftlicher Vogelsänger und machte sich beim Meisenlocken das wunderschöne Pfeifen mit den Lippen eigen. In seinem 17. Jahre bezog er die Hochschule zn Wien, wo er 3 Jahre lang Philosophie studirte und dann zur Rechtswissenschaft übergehen sollte. Gezwungen wählte er, statt des langen deutschen, das kürzere ungarische Recht, das er in Preßburg studirte, wohin auch die Mutter von Tokay gezogen war. Vom Ungarrecht ging er zur Landwirthschaft und von dieser doch bald zum deutschen Recht über. 1823 kam er nach Wien zurück, und seine Mutter, deren treuen Augapfel er war, folgte ihrem lieben Niki anch dahin. Nach weitern 3 Jahren griff er zur Medicin. 1829 starb seine Mutter, und das war der herbste Verlust für ihn, denn sie liebte keines ihrer Kinder so sehr, wie ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn Niki, der ebenfalls mit unaussprechlicher Liebe an ihr hing, und, in das traute Thal seiner Heimat zurückgekehrt, in seinem Gedicht: „Einst und Jetzt“ die schönen Worte singt:

„Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier:
Doch er führt die Mutter Abends
Nimmermehr entgegen mir.“

Um eine dritte medicinische Prüfung zu machen, studirte Niembsch mit größter Anstrengung. Ueberarbeitet zwang er sich eine Stelle 5mal zu lesen und konnte sie doch nicht behalten. An Geist und

Leib erschöpft mußte er die stärkende Bergluft am Traunsee genießen, von wo er, völlig geheilt, im Herbste (1830) wieder nach Wien kam. Durch den Tod seiner Großmutter fiel ihm einiges Erbe zu und er beschloß nun das ihm bitter verhaßte Studiren ganz aufzugeben. Bald aber gab er den Bitten seiner Freunde nach, um in Würzburg oder Heidelberg Dr. med. zu werden. Auf seiner Reise nach Heidelberg wurde er bekannt und befreundet mit den schwäbischen Dichtern: G. Schwab, L. Uhland, J. Kerner, G. Pfizer, Alex. v. Würtemberg etc., mit denen er selige Tage verlebte. Später ward ihm Schwaben sein zweites Heimatsland. In Heidelberg verfiel er bald wieder in Schwermuth, weßhalb er, um sich zu erheiten, öfters poetische Wallfahrten nach Weinsberg, Stuttgart und Tübingen unternehmen mußte. Während des Drucks seiner Gedichte beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke an die nordamerikanischen Urwälder. Er wollte den Niagara rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehöre, meinte er, nothwendig zu seiner Ausbildung, denn seine Poesie lebe und webe in der Natur und in Amerika müsse diese schöner und gewaltiger sein, als in Europa. Seine Begeistrung für den Urwald spricht sich im „Maskenball" aus:

„Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eure Schiffe!
Frisch hinaus ins Meerestosen,
Durch die flutbeschäumten Riffe!
Ha, schon seh ich Möven ziehn,
Wetterwolken seh ich jagen,
Und die Stürme hör ich schlagen,
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heilgen Waldverliesen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,

Wandern will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien,
Und im Niagararauschen".

Aus der neuen Welt wollte er dann auch mit einer neuen Welt im Busen zurückkehren und Niegesungenes singen. Ende Juli (1832) verließ Lenau Europa und nach 10wöchentlicher Seereise begrüßte er Amerika, das „Land der Freiheit", als sein Vaterland. Auf sein Gemüth hatte die Seereise die nachhaltigste und beste Wirkung und der lange Anblick des erhabenen Meeres stimmte ihn zu feierlichem Ernst. Unbeschreiblich war ihm zu Muth, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, die matte Sonne sich zum Untergange neigte, der müde Himmel sich aufs weiche Meer legte, kein Vogel durch die Lüfte strich, kein Fisch aus der Tiefe stieg und jedes Leben, jede Bewegung sich vom Schiffe zurückgezogen hatte in tiefe grenzenlose Einsamkeit. —

In Nordamerika gefiel es dem Dichter nicht. Der Wein fehlte und die Nachtigall und es schien ihm ein poetischer Fluch, daß die Amerikaner keine Nachtigall hätten. Bitter beklagte er sich auch über das allzu materielle Streben und meinte eine Niagarastimme gehöre dazu den Amerikanern zu predigen, daß es noch höhre

Götter gebe, als die im Münzhause geprägten. — In Crawford County kaufte er sich 400 Morgen Urwald und gab sie einem würtemb. Zimmermann auf 8 Jahre in Pacht. In feuchter nebliger Herbstzeit durchritt er die Urwälder, holte den „Uhland aus seiner Satteltasche und ferne der Heimat, tief im fremden Wald, las er sich laut den herrlichen Held Harald". Sollte auch Freiligrath die schönen Strophen seines „ausgewanderten Dichters" nicht speciell auf Lenau bezogen haben, so können wir doch nicht umhin auf dieselben zu verweisen (Band 1, Nr. 87). Im folgenden Frühjahr besuchte Lenau den Niagara, das Hauptziel seiner Reise, und kehrte dann über New-York nach Europa zurück, wo er bei Bremen voll Entzücken die heimatliche Erde begrüßte. Er suchte in Amerika nicht bloß ein freies Vaterland, sondern auch eine Heimat für sein Herz und da er beides nicht fand, dichtete er das Gedicht: „Der Urwald", welches beginnt:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest". rc.

Außer dem „Urwald" sind noch: „Das Blockhaus", „Niagara", „Meeresstille", „Die drei Indianer", „Sturmesmythe" rc. die poetische Frucht dieser Reise.

Als Lenau den vaterländischen Boden wieder betrat, fand er in allen Blättern lobende Kritiken über seine Gedichte. — Die meiste Zeit brachte er nun in Wien zu, doch war er auch oft und lange in Stuttgart und bei seinen anderwärts wohnenden würtembergischen Freunden. Im Sommer 1844 lernte er in Baden-Baden ein sehr achtbares Fräulein aus Frankfurt a. M. kennen und verlobte sich mit ihr. Bald aber verfiel er in Stuttgart in die traurige Nacht des heiligen Wahnsinns, aus der ihn nur der Tod erlöste. Er saß gerade mit seinem Freunde, dem Hofrath Reinbeck, beim Frühstück, als er plötzlich schreiend aufsprang und einen Riß durchs Gesicht fühlte. Die rechte Wange war starr und bis ans Ohr gelähmt, der linke Mundwinkel in die Höhe gezerrt, das Auge frei und

beweglich, hatte doch ein stieres, gläsernes Ansehen. Dem unglücklichen Dichter fiel das Gewicht seiner traurigen Lage schwer aufs Herz. Alle Hoffnungen auf häusliches Glück schienen ihm in den Abgrund eines schreckenvollen Verhängnisses versunken, da ihn der Unfall gerade in dem Augenblick getroffen, als er mit den letzten Anstalten zu seiner Verheirathung beschäftigt war. Auf fürchterliche Angst und Verzweiflung folgten Raserei, Tobsucht, Selbstmordsgedanken und Erschöpfung und der unheilbare Wahnsinn brach aus in den Worten: „In die Freiheit will ich"! Man brachte ihn nun in die königl. Heilanstalt Winnenthal, 3 St. von Stuttgart. „Nur nicht sterben — rief er wiederholt — ich lebe jetzt so gerne". Im Mai 1847 holte ihn sein Schwager in Winnenthal ab und brachte ihn nach Oberdöbling bei Wien in die Irrenanstalt des Dr. Görgen. Das Verhalten des Kranken war meistens ein ruhiges; sehr heitre Stimmung wechselte mit tiefster Versunkenheit ab. Als er hörte: Erzherzog Karl ist gestorben, da leuchtete der alte Niembsch noch einmal auf und sprach: „Erzherzog Karl stirbt nicht". In gesunden Tagen liebte Lenau Musik, Schlaf und Cigarren fast leidenschaftlich und auch während seines Irrsinns übte die Musik einen sichtlich wohlthuenden Eindruck auf ihn. Mit tiefem Gefühl und großer Fertigkeit spielte er Violin und Guitarre und hat, wie seine „drei Zigeuner", so manche Stunde seines Lebens, die ihm nachtete, vergeigt, verraucht, verschlafen und dreimal verachtet. 1850, am 22. August, früh 6 Uhr, beim reinsten Himmel, der auch nicht ein Wölkchen zeigte, das den Aufflug der edeln, freien Dichterseele auch nur im Mindesten hätte beirren mögen, verschied Lenau in den Armen seines Schwagers, des k. k. Hofbuchhalters Schurz. Sein Wunsch, den er an seine geliebte Mutter in dem nachfolgenden tiefergreifenden Sonett: „Der Seelenkranke" ausgesprochen hat, ging im Augenblick des Scheidens in Erfüllung:

„Ich trag im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde.

Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
Könnt ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen.

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz dein müdes Kind entkleiden".

Im Jahr 1844, kurz vor Ausbruch seiner traurigen Krankheit, besuchte der Dichter seine Schwester, die Frau Schurz zu Weidling bei Kloster Neuburg nächst Wien. Dort besitzt die Schwester auf einem Weinrebenhügel ein kleines Häuschen gerade gegenüber dem höchst lieblich im einsamen grünen Thälchen gelegnen, wahrhaft friedlichen Friedhof. Da sprach er zur Schwester: „Da werden wir vielleicht einmal alle Beide recht lieb neben einander liegen". Aus Pietät für die Worte des Dichters ließen die Seinen des Geliebten Leiche, nachdem sie in Oberdöbling eingesegnet war, nach Weidling in dieß seligste aller Schlummerplätzchen überbringen, dessen Blumen die treue Schwester von ihren Fenstern aus blühen sehen kann. Der Sarg war mit dem Evangelium und mit Blumenkränzen geschmückt und auf dem Friedhofe empfing ihn der Gesang der Liedertafel, die das nachstehende Sonett Lenau's: „Der Salzburger Kirchhof", als Quartett vortrug:

„O schöner Ort, den Todten auserkoren,
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder;
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Todten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winkens, ihre stillen Boten".

Lenau war der Letzte seines Geschlechtes, darum rief ihm auch sein Schwager Schurz am 24. August unter reichlichen Thränen der Umstehenden in die Truhe nach:

„Mögen sie auch, da du der Letzte eines edeln Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: Heute — Niembsch von Strehlenau und nimmermehr! — Ich rufe dagegen: Heute — Nikolaus Lenau und immerbar!"

Obwohl Lenau sich auch in der epischen und dramatischen Dichtung versucht hat, so ist und bleibt doch die Lyrik das eigentliche Gebiet seines Ruhmes. Zartheit, Wohllaut und tiefes Gefühl, wie innigsüße Wehmuth zeichnen so viele seiner lyrischen Dichtungen aus, z. B. „Waldlied", „Der Postillion", „Schilflieder", „Primula veris" 2c. Diese sanfte elegische Stimmung und das „weiche Herz" hat er mit Hölty, die Schmerzenslust und Todessehnsucht aber, welche so viele seiner Lieder durchziehn, mit Just. Kerner gemein. Selten ist er heiter und frühlingsfroh und singt, wenn es ihm in der Seele maiet, seine Freude über die herrliche Frühlingswelt in den schönen Liedern: „Liebesfeier" und „Der Lenz". Das elegisch wehmüthige Gefühl des Herbstes beschleicht ihn oft — vergl.: „Herbstgefühl" — und umdüstert von den Schatten eines dunkeln Wehs greift er in die vom Schmerz zerrissenen Saiten seines Herzens, klagt sein tiefes Seelenleiden und spielt die Trauerklänge der Vergänglichkeit mit großer Virtuosität fast durch alle Tonarten. Die Natur, welche den eigentlichen Kern von Lenau's Poesie bildet, ist ihm so dunkel, wie das Leben selber, weßhalb er auch in der „Meeresstille" charakteristisch genug von ihr singt:

„Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ewgen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?“

Vortrefflich weiß er die Stimmen der wunderbaren Natur, den eigenthümlichen Haidezauber seines Geburtslandes und das ungarische Volksleben in den „Haidebildern“, besonders in der „Haideschenke“ zu schildern. „Der Steyrertanz“ ist ein heitres Bild nationalen Volkslebens, in das die höchsten Ideen der Menschheit meisterhaft verwoben sind. Außer Platen hat Niemand das Schicksal des unglücklichen Polens in so herzerschütternden Weisen besungen wie Lenau im „Polenflüchtling“ 2c. gethan hat. Seine Reise über den atlantischen Ocean und in die nordamerikanischen Urwälder gab Lenau Stoff genug einen ganz neuen Ton in der deutschen Lyrik anzuschlagen, einen Ton, den nach ihm nur Freiligrath auf seine Weise und mit so großem Erfolge fortklingen ließ. In seinen erzählenden Dichtungen: „Die Marionetten“ (Nachtstück), „Der Raubschütz“, „Zwei Polen“, „Der traurige Mönch“ duldet Lenau selten einen glücklichen Ausgang, indem er mit einer klagenden oder grellen Dissonanz abbricht. Er erinnert darin an Heine, der durch einen leichtsinnigen Schluß den Eindruck vieler seiner herrlichen Gedichte verdirbt. Der Romanzenkranz: „Klara Hebert“ macht eine ruhmvolle Ausnahme und endet mit dem Glücke, das die treue Liebe krönt, wie dieß im „Ring“ dargestellt ist. Da die aus dem vortrefflichen Romanzenkranz aufgenommenen Gedichte: „Der selige Abend“ und: „Der Ring“ für sich unverständlich sind, so wollen wir in Kürze den Inhalt des Ganzen geben. Der Prinz Johann Kasimir von Polen ward von Richelieu aus Rache in einem verfallenen Tempel bei Cisteron in der Provence gefangen gehalten, weil er ein Spion und Landesverräther sein sollte. Als Johann mit seinem Gefolge in Martigues landete, lernte er Klara Hebert, eine Wirthstochter, kennen, die durch Schönheit und Herzensgüte weitberühmt war. Die Jungfrau ward seine Geliebte und als er in die Gefangenschaft

gerieth, folgte sie ihm verkleidet, gehüllt in die Pflicht des Pagen, und brachte ihm täglich frische Blumen und süße Früchte zum Morgengruß. Chantereine, der Hauptmann der Schloßwache und Richelieus geheimes Werkzeug wollte mit einem Schergen in schrecklicher Gewitternacht Schwefelbrände in den Kerker schleudern, um durch den Qualm den Prinzen und seinen Freund zu tödten, ward aber selbst vom Feuerrohr des treuen Pagen tödtlich getroffen und stürzte in den Abgrund. Der Page erhielt von dem Schergen, der ebenfalls umkam, einen Dolchstich und während der alte Marko um den Verwundeten ärztlich bemüht war erkannte man im Letzteren das liebe Klärchen. Der Polenkönig Wladyslaw sandte Boten an den König von Frankreich und begehrte mit drohenden Worten die Freilassung seines Bruders. Johann kehrte in seine Heimat zurück und empfahl seine Freundin und Retterin dem Schutze des Grafen Angouleme. Klara waltete nun wieder nach alter Weise im Gasthofe in seliger Erinnerung an den schönen Traum der Liebe, bis endlich nach vielen Jahren für immer die glückliche Wiedervereinigung der Liebenden statt fand.

Was nun die Lenau'sche Dichtungsweise im Allgemeinen betrifft, so leidet sie, trotz der weichen, wohllautenden Verse, der herrlichen Naturmalerei und Natursymbolik, wie der echten, tiefgefühlten Seelenlieder, doch gar häufig an Reflexion, an falsch gewählten Ausdrucksformen, an dem ungeheuern Weh geistiger Zerrissenheit, wie dem nierastenden, unseligen Zweifel und dem Suchen nach Freiheit auf dem Gebiete des Glaubens, worin er nur selten echtchristliche Befriedigung findet.

All sein Sinnen und Forschen und den ewigen Drang nach Wissen suchte Lenau in seinem: „Faust, ein episch-dramatisches Gedicht", poetisch zu gestalten; doch nahm er nicht die uralte deutsche Volkssage von Dr. Faustus zur Grundlage, sondern bemühte sich die Sage ins Moderne zu übersetzen. Das Ganze ist aber als einheitliches, dramatisches Kunstwerk verfehlt, obwohl es mehrere vortreffliche, namentlich lyrische Einzelheiten hat. Bedeutender als „Faust" ist „Savonarola", ein episches Gedicht, durch

welches sich noch der glühende Hauch eines unvergessenen Jugendgebetes des Dichters hindurchzieht, was auch in den freien Dichtungen: „Die Albigenser“ (Waldenser) statt findet, die nur eine mehr oder minder glückliche Variation des Savonarola sind. Girolamo Savonarola strebte eifrig eine Reformation in der Kirche herbeizuführen und die christliche Republik Florenz zu gründen, wurde aber 1498 vom Pabst, dem Pöbel und der Aristokratie dem Flammentod übergeben. Sein Wirken und Kämpfen, sein Leiden und Tod bilden den historischen Kern von Lenau's Gedicht, in welchem sich vor vielen lyrischen Ergüssen die „Weihnachtspredigt“ auszeichnet, die der Dichter dem „Savonarola“ in den Mund legt und die wir abgekürzt als: „Weihnacht“ aufgenommen haben. Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Zeit kommen möge, in der des Dichters Worte ans Savonarola in Erfüllung gehen:

„Die Herzen werden sich versöhnen
Einst unter Einem Freudenzelt,
Und die Natur wird sich verschönen,
In Liebe athmen wird die Welt.

Die Herzen werden sich verbünden,
Sich bringen jeden Gottes Gruß,
Von Brust in Brust hinübermünden
Wird, Gott entströmt, ein Freudenfluß.

Und finden werden sie gemeinsam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was Keiner kann erringen einsam,
Wer nur sich selber Kränze flicht.

Zugvögel sammeln sich in Scharen,
Wenn sie empfinden in der Luft
Ein süß geheimes Offenbaren
Des Frühlings, der nach Süden ruft.

Vereinigt trotzen sie den Winden,
Daß keiner sie der Bahn entführt;
Vereinigt schärft sich ihr Empfinden,
Das in der Luft den Süden spürt.

So werden sich die Seelen einen
Im gleichen Geist und Glaubenszug,
Daß sie nach ewgen Frühlingshainen
Vollbringen ihren Wanderflug.

So wird sich finden einst hienieden
Der Kirche traulicher Verein,
Wo Licht und Stärke, Freud und Frieden
In Christo Allen wird gemein."

Schriften: Gedichte. 2 Bde. Oktavausgabe. 9te Auflage; Taschenausgabe 11te Aufl. Stuttgart 1850. — Faust. Ein Gedicht. 3te Aufl. Stuttg. 1847. — Savonarola. Ein Gedicht. 3te Auflage. Das. 1849. — Die Albigenser. Freie Dichtungen. 2te Aufl. Das. 1846. — Manuscript: Don Juan. (Der Dichter hielt dieses selbst für sein bestes Werk.) — Eine Auswahl Lenau'scher Gedichte wurde von John Brydges ins Englische übersetzt unter dem Titel: Poems of N. Lenau. London 1848. — Ueber Lenau: Uffo Horn: N. Lenau, seine Ansichten und Tendenzen, mit besondrer Hindeutung auf Savonarola. Hamburg 1838. — Im Album oestreichischer Dichter (Wien 1850) findet sich eine ausführliche Biographie Lenau's von seinem Schwager A. Schurz. — N. Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. Von Theod. Opitz. Leipzig 1850.

63. Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüt und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

---

64. Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die er in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:

„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

---

65. Primula veris.

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
12 Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert,
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde dich nenn ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Oeffnest die Brust ihm;
Aber es bringen
Lauernde Fröste
Tödtlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

---

66. Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben,
Doch Rosen finds, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und seine Wellen gleiten,
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen;
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermuth einverstanden,
Er ist in ihre Klage eingeschlossen.

---

67. Waldlied. (VIII.)

Abend ists, die Wipfel wallen
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör ich noch die Liebe schallen.

Kosend schlüpfen durch die Aeste
Muntre Vöglein, andre singen,
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe ist das Beste.

Wo die frischen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beschließen.

Wie ins dunkle Dickicht schweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süßbefriedigt, ohne Klage,
Möcht ich scheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mirs nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet.

Wie vor Nacht zur Flut sich neigen,
Dort des Waldes durstge Sänger;
Gern dann schlaf ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

---

68. Schilflieder.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

Ja mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

Trübe wirds, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?"

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein.

Wenn sich dann der Blitz verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein, ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich

Wie gewitterklar
Mein ich dich zu sehn,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

---

69. Der Postillion.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölkchen flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand, als der Mondenschein,
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillion,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Flug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mags euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade.

Hier ich innen halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!“

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillion
Stimmt in seine Lieder. —

Weiter gings durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

---

70. Der selige Abend. (Aus: „Klara Hebert").

Schnell versammelt um die Felsen
Haben Wolken sich und Winde,
Um den neuen Gast zu grüßen,
Seines Kummers Spielgesinde.

Ausgeloschen ist das Mondlicht
Und der Sterne helles Flimmern,
Durch die enge Fensterspalte
Hört der Gast die Lüfte wimmern.

Traurig sinnend blickt Johannes
In die dunkle Ferne nieder,
Und es flattern seine Locken
Windgeschaukelt hin und wieder;

Flattern um die blasse Stirne,
Wie das Laub der Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel
Ueber den begrabnen Freuden.

Er gedenket eines Abends,
Eines seligen vor allen,
Als in Martigues er gelandet
Mit den Freunden und Vasallen.

Ruhig lag die sturmerprobte
Genuesische Galeere,
Lustig flogen ihre Wimpel,
Und der Tag versank im Meere.

Scheidend warf er seine Strahlen
In der Wellen bunt Gedränge,
Wie ein König, goldverstreuend,
Scheidet von der frohen Menge.

Nach dem Sturme lag die See nun
Schön in ihrer stillen Größe!
Nur noch manchmal an das Ufer
Tönten bange Wellenstöße:

Also zuckt nach starkem Weinen
Noch das Herz mit bangem Schlage,
Ist auch schon das Auge heiter,
Und verstummt des Mundes Klage.

Lieblich war der Lüfte Säuseln
Nach dem rauhen Sturmestosen:
Auf der Meeresruhe schwebten
Die Gesänge der Matrosen. —

Dicht am Strande, schmuck und wirthlich
Winkt der Gasthof mit dem Schilde
Dreier Lilien, einzukehren
Zu dem schönen Engelbilde:

Klara Hebert, weit gepriesen
Rings im Lande ob der Blüte
Ihrer Schönheit, weit im Lande
Ob des Herzenswundergüte.

Laut mit ungestümer Freude
Tritt der Seemann in das Zimmer,
Dringend heischt er nach dem Becher;
Doch sein Muth wird stiller immer.

Ihm krebenzt der Wirthin Tochter
Freundlich mit den zarten Händen,
Und er läßt den Becher stehen,
Kann sein Auge nimmer wenden.

Nun sie seinem Blick entschwunden,
Trinkt er aus mit raschem Zuge;
Daß sie noch einmal ihn fülle,
Klopft er sachte mit dem Kruge.

Seine Seele war ergriffen
Schmerzlich von der Liebe Ahnen,
Die für immer er verloren
Auf den sturmbewegten Bahnen.

Und er eilt hinaus zum Strande,
Fort treibt ihn sein wild Verlangen,
Daß die Stürme ihm entschlagen
Dieses ungewohnte Bangen. —

Mit dem glänzenden Gefolge
War der Prinz nun angekommen;
Ihn empfing die Wirthin rauschend,
Ihre Tochter still beklommen.

Schüchtern vor dem fremden Fürsten
Steht sie, harrend der Befehle
Kaum zu ihm hinan zu blicken
Wagt ihr Auge voller Seele.

Tiefen Ernst und süße Schwermuth
Sprechen seine schönen Züge,
Und des Auges Blitz verkündet
Hell des Mundes hohe Flüge.

Froh erschrecken ihre Blicke
Und sie können nicht verweilen,
Müssen mit dem schönen Bilde
Schnell zurück zum Herzen eilen.

Ueberwältigt von der Liebe
Selig dringendem Erwarten,
Treten beide unwillkürlich,
Stumm und bebend, in den Garten.

Also wandeln sie noch lange
Mit verschwiegenem Gefühle;
Gastlich bieten hier die Bäume
Süße Frucht und Schattenkühle.

Nachtigallen, immer lauter,
Singen auf den grünen Zweigen,
Gleich als wollten sie verrathen,
Was die Beiden sich verschweigen.

Freudig grüßen schon die Sterne
Sie auf ihrem schönsten Gange;
Endlich wird die Liebe Sprache,
Und sie flüstern viel und lange.

Klärchen hört die Zauberworte,
Daß sie ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und immer bleiben werde.

In der Jungfrau Busen plötzlich
Ist der Himmel aufgegangen.
Seines Lenzes Purpurblüten
Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

---

71. Der Ring. (Aus: „Klara Hebert“).

Jubelnd ist der Tag erschienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Thal berauschend
Nieder seine Strahlenwonne.

In den Lüften aufzutauchen
Darf kein Wölkchen sich getrauen,
Auf das Glück der treuen Liebe
Will der ganze Himmel schauen.

Nur die Lerchen, Freude singend,
Steigen auf im Morgenglanze,
Trunken von den Strahlengüssen
Jauchzt die Welle der Dürance. —

In dem Garten, wo vor Jahren
Gingen in der Schattenkühle
Klara Hebert und Johannes
Mit verschwiegenem Gefühle;

Wo die lauten Nachtigallen
Süß verrätherische Lieder
Sangen auf den grünen Zweigen: —
Wandeln sie auch heute wieder.

Und in seliger Verschlingung
Kehren sie zum trauten Orte,
Wo vor Jahren ihre Liebe
Fand die ersten, leisen Worte.

Klara blüht in neuer Schöne,
Rosen, Fremdlinge seit lange,
Kehrten schüchtern heute wieder
Auf die freudenhelle Wange.

Nach dem hohen Felsenhause,
Das nun wieder wüst und einsam,
Wandeln Klara, ihre Mutter
Und Johannes froh gemeinsam.

Selbst die rauhen öden Klippen
Hält die Freude jetzt umschlungen;
Nur wie leichte Nebel steigen
Durchs Gestein Erinnerungen

Als sie treten in das düstre
Und verhängnißvolle Zimmer,
Treffen die erstaunten Frauen
Crucifix und Kerzenschimmer.

Und dem Priester, der sie grüßet,
Harrt am Munde schon der Segen;
Auch der alte, treue Marko
Eilt der Jungfrau froh entgegen. —

Klara trug das goldne Ringlein
Auf der stillen Herzenswunde,
Das ihr scheidend einst gegeben
Johann in der bangen Stunde.

Den Smaragd am Ringe damals
Sah das Volk gar hell erglänzen,
Mit prophetischem Gemahnen
An das Grün von Myrtenkränzen.

---

72. Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich in Splitter,
4 Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der Eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei Andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug versendet wildre Blitze,
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tief empörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die, einst Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Der sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, giftige Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bittres Hassen:
Kommt ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von des Ufers Weiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen, Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen!

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven, sturmesmunter;
Und die Männer kommen, fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

---

73. Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn auf ihn herunter sprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eignen Schatten;
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weils trägt ein tiefres Kränken.
Er schreitet fort, vom Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
2 Manchmal sein Mund: „Koszinsko!“ ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
„O schlummre hier, du armer Mann!“

Er sinkt, er schläft — der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Schon kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die, heißgejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie sehn der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
Mit Schritten, gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, was er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, ders Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zur Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenkas Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sinds fremde, fremde Töne,
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd — und weint.

---

74. Der Steyrertanz. (Bruchstück.)

(Zwei müde Wanderer, Robert und Heinrich, treten am Abend in ein Jägerhaus und begehren Herberge für die Nacht. Mit freundlichem Willkomm werden sie aufgenommen, müssen sich aber mit einem kleinen Plätzchen begnügen, weil gerade Hochzeit im Hause ist. Sie sehen dem Tanze zu und unterhalten sich folgender Maßen):

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überschauen.
Sieh dort den Jägerburschen,
Den schlanken, schönen, flinken;
Auf seinem grünen Hute
Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus seinem festen Auge
Blitzt ihm ein Siegesstrahl;
Die Gemse, die sein Blick faßt
In ihrer Felsenheimat,
Wird nicht mehr lange weiden
Die frischen Alpenkräuter;
Die Dirne, die sein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
Im steyrischen Gebirge.

Ich wollte, Freund, es schlügen
Entschlüsse mir und Thaten
So scharf getreu zusammen,
Wie diesem wackern Jäger
Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze,
Und ist der feinste Tänzer
Von diesen Burschen allen.
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher
Im frohen Kreise tummelt!
Uns läßt das lustge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmonischer Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmuth um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts
In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen
Leichtwechselnd aus der Rechten
In seine Linke gleiten,
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt' er sie umzirken
Ringsum und um mit Liebe
Und ihr im Tanze sagen:
„Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!“

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen,
Als wollten sie sich sagen:
„So wollen wir verbunden,
Uns ineinander schmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durchs wechselvolle Leben!“

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
Zu enge sind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrausen
Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd ihn stampfen?
Im Freudenübermuthe
Gibt er der Erde schallend
Den Fußtritt der Verachtung.
„Du kriegst nur unsre Asche!“
Ruft ihr sein helles Jauchzen,
Und flammend blickt sein Auge
Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!“ —
Die Blicke dieser Beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub ich nimmmehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge
Und dort sie Alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie diese Musikanten
Auf Geig und Zitter spielen
Den lustgen Steyrertanz,
Den ersten Theil des Walzers
Im zweiten wiederholend,
Nur wechselnd in der Tonart:
Meinst du, der alte Geiger,
Dem die Gestirne tanzen
Zur starken Weltenfiedel,
Wird unser Erdenleben,
Wenns einmal abgespielt ist
Noch einmal runter spielen,
Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton
Im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen sich am Grabe;
Und was im Erdenleben
Mit ihm zusammenklang,

Wird einst mit ihm erklingen
Zu freudigen Akkorden
Im Strom des ewgen Liebes.

---

75. Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie mans verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es drei Mal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

---

76. Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh,
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen,
Wilder schlag das Cymbal du!“
Ruft der Werber und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hörts und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller,
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie alle Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang und Stirne blühn,
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Czako freudetrunken

Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen;
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichten Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.

Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.

„Komm zurück in meine Arme!"
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!"
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern
Und den Bach vorüber weinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?

Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimatwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn ins Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Trommetenton.
„Komm in unsre Reiterscharen!“
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Husaren,
Das ist Leben, das allein!“ —
Jünglingsaugen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimme weichem Zittern
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,

Wird das Bild der Heimat sterben;
Arme Mutter, arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
Bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz! so fahre hin!“
Seht er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

---

77. Die Haideschenke.

Ich zog durchs weite Ungarland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Haide.

Die Haide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr ans knappe Gras,
Mir wars, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten.

Der Sturm, ein wackrer Rosseknecht,
Sein muntres Liedel singend,
Daß sich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt wird der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang übers ganze Haideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies ihm Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie berauscht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig meine Brüder!“
Am Jubeln seines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend,
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie Nachts im Wald der Flammen Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit,
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kinds Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchstem Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Haide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Völle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
Mit wachsamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verrieth
Ansprengende Husaren.

Er hörte nichts, da blieb er stehn,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu sehn,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
Ihr Sterne dort unzählig
In eurer stillen Sicherheit,
Wie wandert ihr so selig!“

Er lauschte nieder — und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause

Und eh das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellen Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
4 Rakoczys, des Rebellen.

---

78. Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Todtenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüber hauchen,
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie herauf gefahren,
Haben sich in angstverworrenen Scharen
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?“ in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen,
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb ein Lied im Sturmeschor.

---

79. Weihnacht. (Aus: „Savonarola“.)

Die Zeit des Mitleids und der Güte,
Das ist die stille, kühle Nacht,
Wenn über die versenkte Blüte
Mit seinem Thau der Himmel wacht.

Die Zeit des Mondes und der Sterne,
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimwehs nach der stillen Ferne
Aus diesem Thal voll Schmerz und Streit.

Und ward dein Herz am heißen Tage
Auch mit den Brüdern wild und rauh,
So kühlt es dir zu milder Klage
Die Nacht mit ihrem Thränenthau.

Dann kehrt zu seinem Heiligthume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
Dann richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Dann drängt es dich den Haß zu heilen,
Der kränkend deine Seele traf,
Und schnell zum Feinde hinzueilen
Und ihn zu wecken aus dem Schlaf,

Und dem Erstaunten und Gerührten
Zu sagen, daß den herben Groll
Die Thränen dieser Nacht entführten,
Und daß er auch dich lieben soll.

Wenn Nachts im Wald die Vögel schweigen,
Und wenn das Wild im Dickicht ruht,
Und wenn kein Windhauch in den Zweigen,
Dann hörst du einsam nur die Flut.

Du siehst den Quell im Thale rinnen,
Er schimmert hell im Mondenschein,
Du denkst: „Ich muß, wie er, von hinnen,
Wär ich, wie er, so hell und rein!

Er treibt auf Erden seine Wogen
Und eilt ins heimatliche Meer,
Und ist, wie er einst ausgezogen,
So rein bei seiner Wiederkehr!"

Und wenn du Nachts am Waldesquelle
Dein sinnend Haupt wehmüthig senkst,
Und bei der klaren Silberwelle
An deinen trüben Wandel denkst;

Was kann die Trauer dir bezwingen
Im stillen Wald, am Quell so klar?
Was hörst du aus den Wassern singen
Für Lieder, tröstend wunderbar?

Was hat den Balsam deiner Wunde,
Und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es ist die süße Friedenskunde
Aus einer längstvergangnen Nacht.

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit sieche Blüte
Den frischen Thau des Himmels trank!

O Weihnacht! Weihnacht! höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht,
Sie hüllt in ihre heilgen Schleier
Das seligste Geheimniß dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir stürben vor entzücktem Schrecken,
Eh wir vollbracht den Erdenlauf. —

Der Menschheit schmachtendes Begehren
Nach Gott; die Sehnsucht tief und bang,
Die sich ergoß in heißen Zähren,
Die als Gebet zum Himmel rang;

Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je;
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlassne Erdenweh;

Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Als Thräne, Leid, Gebet und Klage:
Sie ward Maria — und empfing.

Das Paradies war uns verloren,
Uns blieb die Sünde und das Grab;
Da hat die Jungfrau ihn geboren,
Der das verlorne wiedergab;

Der nur geliebt und nie gesündet,
Versöhnung unsrer Schuld erwarb,
Erloschne Sonnen angezündet,
Als er für uns am Kreuze starb.

Der Hohepriester ist gekommen,
Der lächelnd weiht sein eignes Blut;
Es ist uns der Prophet gekommen,
Der König mit dem Dornenhut. —

Fünftes Buch.

Eduard Mörike. — Julius Mosen. — Wilhelm Müller. — Wolfgang Müller. — Friedrich Novalis (Frhrr. v. Hardenberg). — August Graf v. Platen-Hallermünde. — Louise v. Plönnies. —

Heilige Poesie,
Himmelan steige sie,
Glänze, der schönste Stern,
Fern und so weiter fern,
Und sie erreicht uns doch
Immer, man hört sie noch,
Vernimmt sie gern.

Eduard Mörike.

Hat der Dichter im Geist ein köstlich Liebchen empfangen,
Ruht und rastet er nicht, bis es vollendet ihn grüßt.
Eduard Mörike.

Eduard Mörike ist der Sohn eines Arztes und Kreismedicinalrathes und wurde am 8. Septbr. 1804 zu Ludwigsburg geboren. Nach seiner Konfirmation kam er ins Seminar zu Urach, um sich dort zur protestantischen Theologie vorzubereiten. Als er später einmal wieder in das schöne, geliebte Alpenthal kam, da tauchten in ihm die seligen Erinnerungen an die ersten ahnungsvoll durchlebten Jünglingsjahre wieder auf und er sang in lieblich milder Wehmuth die tiefgefühlten Strophen: „Besuch in Urach", worin er zugleich die Natur so reizend malte. Im Tübinger Stift beschäftigte er sich mehr mit Goethe und den griechischen Dichtern, als mit der Theologie. 1827 ging er von Tübingen weg und nachdem er längere Zeit Pfarrgehilfe gewesen, wurde er 1834 Pfarrer zu Cleversulzbach bei Weinsberg. Gegenwärtig lebt er in Mergentheim.

Mörike ist ein origineller und höchst liebenswürdiger Dichter, den leider mehrjährige Krankheit abhielt etwas Größeres zu schaffen. Sein Liederfrühling scheint mit seinem Lebensfrühling geendet zu haben. Nächst Kerner, mit dem er an inniger Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit übereinstimmt, reiht er sich am meisten der Romantik an und weiß durch Wahrheit des Gefühls, der Auffassung und Anschauung, Frische und Wärme, wie durch feine, anmuthige Wendungen, echte klangvolle Seelenworte und einen, dem alten Volksliede abgelauschten, klassischen Humor, Alles mit dem überraschenden Zauber der Poesie zu umkleiden und den vollen Segen

eines reichen lyrischen Genius vor uns auszuschütten. Mörike ist ein naiver Volksdichter, und viele seiner Lieder „sind in der Stimmung des Volksliedes empfangen“. Man sieht ihnen an, sagt Vischer, „daß sie gesungen sind, wie der Vogel singt, der auf dem Zweige sitzet, durchaus geworden, nicht gemacht, im Ausdrucke schlicht; wie das Volkslied, lassen sie sich nicht lesen, ohne sie innerlich oder laut in die Lüfte zu singen; die Empfindung ist ganz in der Gestalt ausgesprochen, wie sie in dem einfältigen Gemüthe des Volkes unvermischt und unreflectirt waltet“. In schönster lyrischer Empfindung, voll einfacher, musikalischer Klangesschöne besingt er die treulose Liebe in den echten Volksliedern: „Agnes“, „Das verlassne Mägdlein“, „Ein Stündlein wohl vor Tag“, so daß man namentlich bei dem ersten die Melodie schon von Weitem hört, „nach welcher junge Bursche und Dirnen des Sonntags unter der Linde des Dorfes ihre alten Lieder singen und daß unser ganzes Herz klingt und sympathetisch mittönt“. Das flatternde Rosenband schwebt noch eine Weile, als Bild der Untreue, spielend im Winde, vor unsrer Phantasie und wir hören die wehmuthsvollen Töne im Echo der Thäler verklingen. An diese reiht sich das herrlich vollendete „Lied vom Winde“, worin der „Sausewind“ und „Brausewind“ der unglücklichen Maid das Lied von der Untreue singt und worin Form und Inhalt in inniger, unzertrennlicher Einheit gegeben sind. Ganz im Volkstone ist auch das schalkhafte Lied: „Storchenbotschaft“, welches beginnt:

„Des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad,
Steht hoch auf der Haiden so frühe wie spat“ ꝛc.;

ferner das Lied von den „zwei schönen Schwestern“, die sich von Angesicht einander gleichen wie ein Ei dem andern, deren lichtbraune Haare, in Einen Zopf geflochten, nicht zu unterscheiden sind, die gleiches Gewand tragen und auf dem Wiesenplan singend Hand in Hand spazieren gehen, an Einer Kunkel sitzen und um die Wette spinnen und in Einem Bette schlafen; aber sie lieben einerlei Liebchen, das Blättchen wendet sich und das Liebel hat ein End. Höchst gelungen ist des „Schäfers Klagelied“ von Goethe in des

„Lammwirths Klagelied“ von Mörike parodirt. Der Wirth zum goldnen Lamm ist ganz verlumpt und muß seine Wirthschaft einem Andern abtreten. Er singt humoristisch genug:

„Mein Schäflein wohl zu scheeren,
Ich sparte keine Müh,
Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch selber nicht wie.“

Die „lose Waare“ ist in antiker Form gedichtet. Amor, der Schelm, ist als Savoyardenjunge verkleidet, tritt zu dem Dichter aufs Zimmer und füllt ihm umsonst das Gefäß mit Tinte, so daß Alles, was er schreibt, zum Liebesbriefe und Liebeslied wird. In dem Gedicht: „Des Schloßküpers Geister zu Tübingen“ trägt Mörike die komische Stimmung mit Glück in das Gebiet des Phantastischen. Lieber als der Schoppen-König den Wein abschwört und Bierkönig heißen will, entsagt er der Herrschaft mit den köstlichen Worten:

„Da habt ihr meine Krone!
An mir ist Hopfen und Malz verloren.“

Mörike's balladen- und romanzenhafte Gestalten, in denen das volksthümliche Bewußtsein dämmert, stammen aus dem Reiche des Wunderbaren, Geister- und Märchenhaften und verschwimmen nicht selten im Unklaren und Nebelhaften, weil ihnen der markige historische Kern fehlt. Doch hat sich Mörike auch in einigen Gedichten dieser Gattung als ganzer Dichter bewiesen. Durch: „Die Geister am Mummelsee“ versetzt er uns ganz in die bangen, mystischen Gefühle und Anschauungen des Geisterlebens und in der Ballade: „Die traurige Krönung“ tritt das Wunder im Dienste einer sittlichen Macht auf.

Wenn Mörike vorzugsweise das seltene und schöne Talent der Naivität und Volksthümlichkeit besitzt; so darf doch nicht übersehen werden, daß er sich auch in den klassischen Formen der Kunstpoesie als Meister bewährt hat und namentlich da, wo er mit tiefer Wärme und Innigkeit „das bewußte Naturleben“ beseelt und geistig durchdringt, wie in dem vollendeten Gedicht: „Mein Fluß“, in mehreren Strophen des obenerwähnten: „Besuch in Urach“ ꝛc.

Ein erquickender Hauch mildfrischer Herbstluft weht uns aus den wundersamen Zeilen: „Septembermorgen" entgegen:

„Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen."

In dem schönen Gedichtchen: „Er ists" fühlt er ahnungsvoll den süßen wonnigen Frühling einziehen:

„Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte,
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bists!
Dich hab ich vernommen!

In: „Tag und Nacht" nennt er in orientalischem Geiste die Nacht einen schönen Mohrenknaben, der ewig den Tag, seine Geliebte, sucht und nie erreicht, und in dem „Gesang zu Zweien in der Nacht" belauscht er das leise Weben und hört

„der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Gesänge
Der reingestimmten Lüfte summt."

In demselben herrlichen Tone singt er weiter:

„Wie ein Gewebe zuckt die Nacht manchmal,
Durchsichtiger und heller aufzuwehen;
Dazwischen hört man weiche Töne gehen
Von selgen Feen, die im blauen Saal
Zum Sphärenklang,
Und fleißig mit Gesang,
Die goldnen Spindeln hin und wieder drehen."

Ein herrliches Lied ist ferner das „Hochzeitlied", worin uns der Dichter „die heilige Bedeutung der Ehe, das rührende Bild des schönsten menschlichen Festes mit jener edeln, beruhigten Sittlichkeit, mit jener tiefen, stillen Wärme des Goethe'schen Genius ans Herz legt". Schließlich sei noch bemerkt, daß Mörike auch ganz vortreffliche religiöse Lieder gedichtet hat, wie das: „Wo find ich Trost", in dem das zerknirschte Herz aus seiner innersten Tiefe zu Gott um Rettung seufzt; ferner: „Zum neuen Jahr," und die „Charwoche", in welchen die feierliche Stille und das sabbathliche Gefühl am Neujahrsmorgen, wie die heilige Trauer der Charwoche poetisch ausgesprochen sind.

Schon vor seinen Gedichten schrieb er den Roman: „Maler Nolten", der aber, trotz der reichen Phantasie und der Schönheit sprachlicher Darstellung, im unverdienten Dunkel blieb.

Schriften: Maler Nolten. II. Thle. Stuttgart 1832 — Gedichte. Stuttgart 1838. Zweite vermehrte Aufl. 1848. — Iris. (Novellen und Märchen. Erzählende und dramatische Dichtungen.) Das. 1839. — Classische Blumenlese. (Griechische und römische Gedichte in Uebersetzungen.) Das. 1840. — Idylle vom Bodensee. Das. 1846. — Die Regenbrüder-Oper. In Musik gesetzt von Lachner. Aufgeführt 1839. — W. Waiblingers Gedichte (Hamb. 1844) hat er revidirt und zum Drucke besorgt. — Eine ausführliche Kritik über „Maler Nolten" und die „Gedichte" schrieb Fr. Theod. Vischer. Kritische Gänge. 2r Bd. Tübingen 1844. —

80. Agnes.

Rosenzeit! wie schnell vorbei,
Schnell vorbei,
Bist du doch gegangen!
Wär mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Ernte wohlgemuth,
Wohlgemuth,
Schnitterinnen singen.
Aber ach! mir kranken Blut,
Mir kranken Blut,
Will Nichts mehr gelingen.

Schleiche so durchs Wiesenthal,
So durchs Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tausend Mal,
Tausend Mal
Er mir Treu geschworen.

Oben auf des Hügels Rand,
Abgewandt,
Wein ich bei der Linde,
An dem Hut mein Rosenband,
Von seiner Hand,
Spielet in dem Winde.

---

81. Ein Stündlein wohl vor Tag.

Derweil ich schlafend lag
Ein Stündlein wohl vor Tag,
Sang vor dem Fenster auf dem Baum
Ein Schwälblein mir, ich hört' es kaum,
Ein Stündlein wohl vor Tag:

„Hör an, was ich dir sag,
Dein Schätzlein ich verklag:
Derweil ich Dieses singen thu,
Herzt er ein Lieb in guter Ruh,
Ein Stündlein wohl vor Tag."

O weh! nicht weiter sag!
O still! Nichts hören mag!
Flieg ab, flieg ab von meinem Baum!
— Ach, Lieb und Treu ist wie ein Traum
Ein Stündlein wohl vor Tag.

---

82. Lied vom Winde.

Sausewind! Brausewind,
Dort und hier!
Deine Heimat sage mir!

„Kindlein, wir fahren
Seit viel vielen Jahren
Durch die weit weite Welt,
Und möchtens erfragen,
Die Antwort erjagen,
Bei den Bergen, den Meeren,
Bei des Himmels klingenden Heeren,
Die wissen es nie.
Bist du klüger, als sie,
Magst du es sagen.
— Fort, wohlauf!
Halt uns nicht auf!
Kommen andre nach, unsre Brüder,
Da frag wieder.“

Halt an! Gemach,
Eine kleine Frist!
Sagt, wo der Liebe Heimat ist,
Ihr Anfang, ihr Ende?
„Wers nennen könnte!
Schelmisches Kind,
2 Lieb ist wie Wind,
Rasch und lebendig,

Ruhet nie,
Ewig ist sie,
Aber nicht immer beständig.
— Fort! Wohlauf! Auf!
Halt uns nicht auf!
Fort über Stoppel und Wälder und Wiesen!
Wenn ich dein Schätzchen seh,
Will ich es grüßen;
Kindlein, Ade!

---

83. Jägerlied.

Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh:
Zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in ferne Land'.

In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt:
Tausend Mal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind.

---

84. Das verlassene Mägdlein.

Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken,
Ich schaue so drein
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe!
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging er wieder!

---

85. Verborgenheit.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Thränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket,
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

---

86. Die Soldatenbraut.

Ach, wenns nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein ist!
Für den König, da ließ er sein Blut,
Für mich aber eben so gut.

Mein Schatz hat kein Band und kein' Stern,
Kein Kreuz, wie die vornehmen Herrn,
Mein Schatz wird auch kein General:
Hätt er nur seinen Abschied einmal!

Es scheinen drei Sterne so hell,
Dort über Marien-Kapell;
Da knüpft uns ein rosenroth Band,
Und ein Hauskreuz ist auch bei der Hand.

---

87. Lose Waare.

„Tinte! Tinte kauft ab! Schön schwarze Tinte verkauf ich:“
Rief ein Büblein gar hell Straßen hinauf und hinab.
Lachend traf sein feuriger Blick mich oben im Fenster,
Eh ich michs irgend versah, huscht er ins Zimmer herein.
Knabe dich rief Niemand! „Herr, meine Waare versucht nur!“
Und sein Fäßchen behend schwang er vom Rücken herum.
Da verschob sich das halbzerrissene Jäckchen ein wenig
An der Schulter und hell schimmert ein Flügel hervor.
Ei, laß sehen, mein Sohn, du führst auch Federn im Handel?
Amor, verkleideter Schelm! Soll ich dich rupfen sogleich?
Und er lächelt, entlarvt, und legt auf die Lippen den Finger:
„Stille! sie sind nicht verzollt — stört die Geschäfte mir nicht!
Gebt das Gefäß, ich füll es umsonst, und bleiben wir Freunde!“
Dieß gesagt und gethan schlüpft er zur Thüre hinaus. —
Angeführt hat er mich doch: denn, will ich was Nützliches schreiben,
Gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus.

---

88. Die Geister am Mummelsee.

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
O nein!
So sage, was mag es wohl sein?

Das, was du da siehest, ist Todtengeleit,
Und was du da hörest, sind Klagen.
Dem König, dem Zauberer gilt es zu Leid,
Und Geister nur sinds, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten:
O schau,
Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Gib Acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh.

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
Sie spielen in grünendem Feuer;
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.
Nur still:
Ob dort sich Nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf;
Nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon!

---

89. Die traurige Krönung.

Es war ein König Melesint,
Von dem will ich euch sagen:
Der meuchelte sein Bruders-Kind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen.
O Irland! Irland! warest du so blind?

Der König sitzt um Mitternacht
Im öden Marmorsaale,
Sieht irr in all die neue Pracht,
Wie trunken von dem Mahle;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring die Krone!
Doch schau, wer hat die Pforten aufgemacht?"

Da kommt ein seltsam Todtenspiel,
Ein Zug mit leisen Tritten,
Vermummte Gäste groß und viel,
Eine Krone schwankt in Mitten;
Es drängt sich durch die Pforte
Mit Flüstern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird so geisterschwül.

Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde,
Es lächelt sterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, deß Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet;
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater thät sich neigen, —
Er neiget über eine Leiche sich.

90. Mein Fluß.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder;
Die Arme hab ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um,
Und mühst dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher,
Man weiß nicht, wen? drum fragen.

Der Himmel blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin,
Und kann sie nicht erschwingen!

Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.

— Schwill an, mein Fluß und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weisest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle;
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh,
Die lieben Sterne führe du
Zur ewgen Mutterquelle!

---

91. Tag und Nacht.

Schlank und schön ein Mohrenknabe
Bringt in himmelblauer Schürze
Manche wundersame Gabe,
Kühlen Duft und süße Würze.
Wenn die Abendlüfte wehen,
Naht er sachte, kaum gesehen,
Hat ein Harfenspiel zur Hand.

Auch der Saiten sanftes Tönen
Kann man nächtlich lauschend hören,
Doch scheint Alles seiner Schönen,
Ungetreuen, zu gehören;
Und er wandelt, bis am Haine,
Bis am See und Wiesenraine
Er die Spur der Liebsten fand.

Wohl ein Lächeln mag sich leise
Dann ins ernste Antlitz neigen,
Weiße Zähne, schneeigweiße,
Sich wie Sternenlichter zeigen.

Doch ihn faßt ein reizend Bangen,
Kommt von ferne sie gegangen,
Und er sucht sein dunkel Haus.

Liebchen tritt von Bergeshöhen
In das Thal; da wird es Freude!
Wald und Flur, wie neu erstehen
Vor dem Kind im Rosenkleide;
Alles drängt sich nach der Süßen,
Alt und Jung will sie begrüßen,
Nur der Knabe bleibet aus.

Und doch ist ein tiefes Ahnen
Von dem Fremdling ihr geblieben;
Wie ein Traum will sies gemahnen
An ein frühgehegtes Lieben.
Glänzen dann auf allen Wegen
Schmuck und Perlen ihr entgegen,
Denkt sie wohl, wer es gebracht.

Schnell den Schleier vorgezogen,
Steht das Töchterchen in Thränen,
Und der Mutter Friedensbogen
Neigt sich thauend ihrem Sehnen;
Erd und Himmel haben Frieden
Aber ach, sie sind geschieden,
Sind getrennt, wie Tag und Nacht.

---

92. Im Frühling.

Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel;
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag mir, alleinzige Liebe,
Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe,
Doch du und die Lüfte, ihr habet kein Haus.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüthe offen,
Sehnend,
Sich dehnend,
In Lieben und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd ich gestillt?

Die Wolke seh ich wandeln und den Fluß,
Es bringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Thun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.
Ich denke dieß und denke das,
Ich sehne mich, und weiß nicht recht, nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage:
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte unnennbare Tage!

---

93. Besuch in Urach.

Nur fast so wie im Traum ist mirs geschehen,
Daß ich in dies geliebte Thal verirrt;
Kein Wunder ist, was meine Augen sehen,
Doch schwankt der Boden, Luft und Staude schwirrt,
Aus tausend grünen Spiegeln scheint zu gehen
Vergangne Zeit, die lächelnd mich verwirrt;
Die Wahrheit selber wird hier zum Gedichte,
Mein eigen Bild ein fremd und hold Gesichte!

Da seid ihr alle wieder aufgerichtet,
Besonnte Felsen, alte Wolkenstühle!
Auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet
Und Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle;
Kennt ihr mich noch, der sonst hierher geflüchtet,
Im Moose bei süß-schläferndem Gefühle,
Der Mücke Sumsen hier ein Ohr geliehen,
Ach, kennt ihr mich, und wollt nicht vor mir fliehen?

Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge,
Die mich in liebliche Betrachtung fängt,
Kein Mäuerchen, kein Holz ist so geringe,
Daß nicht mein Blick voll Wehmuth an ihm hängt.
Ein jedes spricht mir halbvergeßne Dinge,
Ich fühle, wie von Schmerz und Lust gedrängt
Die Thräne stockt, indeß ich ohne Weile,
Unschlüssig, satt und durstig, weiter eile.

Hinweg! und leite mich, du Schar von Quellen,
Die ihr durchspielt der Matten grünes Gold!
Zeigt mir die urbemoosten Wasserzellen,
Aus denen euer ewigs Leben rollt,
Im kühlsten Walde die verwachsnen Schwellen,
Wo eurer Mutter Kraft im Berge grollt,
Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden
Herabstürzt, euch im Thale zu versenden.

O hier ists, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen:
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
— Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch verwaist,
Darf nicht aus ihrem eignen Räthsel steigen!
Dir biet ich denn, begierge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach, ob sie dir sich theile!

Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Grase zu versinken.
Was ists, das deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht ich auch in dir ertrinken!
Dich kränkts nicht, wie mein Herz um dich entbrennt,
Küssest im Sturz nur diese schroffen Zinken;
Du bleibest, was du warst seit Tag und Jahren,
Ohn eingen Schmerz der Zeiten zu erfahren.

Hinweg aus diesem üppgen Schattengrund
Voll großer Pracht, die drückend mich erschüttert!
Bald grüßt beruhigt mein verstummter Mund
Den schlichten Winkel, wo sonst halb verwittert
Die kleine Bank und wo das Hüttchen stund;
Erinnrung reicht mit Lächeln die verbittert —
Bis zur Betäubung süßen Zauberschalen
So trink ich gierig die entzückten Qualen.

Hier schlang sich tausendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inngem Wohlgefallen.
O säh ich mich, als Knaben sonder Harm,
Wie einst, mit Necken durch die Haine wallen!
Ihr Hügel, von der alten Sonne warm,
Erscheint mir denn auf keinem von euch allen
Mein Ebenbild, in jugendlicher Frische
Hervorgesprungen aus dem Waldgebüsche?

O komm, enthülle dich! dann sollst du mir
Mit Freundlichkeit ins dunkle Auge schauen!
Noch immer, guter Knabe, gleich ich dir,
Uns Beiden wird nicht vor einander grauen!
So komm und laß mich unaufhaltsam hier
Mich deinem reinen Busen anvertrauen! —
Umsonst, daß ich die Arme nach dir strecke,
Den Boden, wo du gingst, mit Küssen decke!

Hier will ich denn lautschluchzend liegen bleiben,
Fühllos, und Alles habe seinen Lauf! —
Mein Finger, matt, ins Gras beginnt zu schreiben:
Hin ist die Lust! hab Alles seinen Lauf!
Da plötzlich hör ichs durch die Lüfte treiben,
Und ein entfernter Donner schreckt mich auf;
Elastisch angespannt mein ganzes Wesen
Ist von Gewitterluft wie neu genesen.

Sieh! wie die Wolken finstre Ballen schließen
Um den ehrwürdgen Trotz der Burgruine!
Von Weitem schon hört man den alten Riesen,
Stumm harrt das Thal mit ungewisser Miene,
Der Kukuk nur ruft sein einförmig Grüßen
Versteckt aus unerforschter Wildniß Grüne, —
Jetzt kracht die Wölbung und verhallet lange,
Das wundervolle Schauspiel ist im Gange!

Ja nun, indeß mit hoher Feuerhelle
Der Blitz die Stirn und Wange mir verklärt,
Ruf ich den lauten Segen in die grelle
Musik des Donners, die mein Wort bewährt.
O Thal! Du meines Lebens andre Schwelle!
Du meiner tiefsten Kräfte stiller Herd!
Du meiner Liebe Wundernest! ich scheide,
Leb wohl! — Und sei dein Engel mein Geleite!

---

94. Hochzeitlied.

(Mit einem blauen Kornblumenkranze.)

Nicht weit vom Dorf zwei Linden stehen,
Einsam, der Felder stille Hut,
Wo in der Sommernächte Wehen
Ein Hirte gern, ein Dichter, ruht.

Hell schwamm auf Duft und Nebelhülle
Des Mondes leiser Zaubertag,
Kaum unterbrach die holde Stille
Von fern bescheidner Wachtelschlag.

Und wie ich so ruhig in Mitten
All dieser Schönheit lag und sann,
Da kam mit leicht gehobnen Schritten
Ein göttlich Frauenbild heran.

Gewiß, es war der Musen eine,
Erschrocken merkt' ichs, lustbewegt;
Sie setzt sich zu mir an dem Raine,
Die Hand auf meinen Arm gelegt.

Und schüttelt lächelnd aus dem Kleide
Blaue Cyanen, Stern an Stern:
„Dich störts nicht, wenn an deiner Seite
Ich heut ein Kränzlein bände gern.

Nicht wahr, mit Schwärmen und mit Plaudern
Verbrächte gern mein Freund die Nacht?
Doch flecht ich still, und ohne Zaudern
Sei du mir auf ein Lied bedacht!

Sieh, wo das Dörflein mit der Spitze
Des gelben Thurms herüberschaut,
Dort schlummert auf dem Elternsitze
Noch wenig Nächte eine Braut.

Sie schläft; der Wange Rosen beben,
Wir Beide ahnen wohl, wovon;
Um die halboffne Lippe schweben
Die Träume glühnder Küsse schon.

Nicht doch! Mit lauten Herzensschlägen
Hört sie vielleicht der Glocken Klang,
Hört am Altar den Vatersegen
Und eines Engels Brautgesang;

Sieht unter Weinen sich umschlungen
Von Mutter-Lieb, von Schwester-Treu,
Das Herz, von Lust und Schmerz gedrungen,
Macht sich mit tausend Thränen frei.

Und alle diese selgen Träume,
Der nächste Morgen macht sie wahr;
Es stehen schon des Hauses Räume
Geschmückt für froher Gäste Schar.

Hier aber, wo mit den Gespielen
Das Mädchen oft sich Veilchen las,
Vielleicht alleine mit Gefühlen
Der sehnsuchtsvollen Ahnung saß,

Hier, unterm Blick prophetscher Sterne,
Weih ich mit dir dieß Fest voraus:
Tief schaut die Muse in die Ferne
Des bräutlichen Geschicks hinaus.

Wie golden winkt die neue Schwelle
Des Lebens jedem jungen Paar!
Doch weiß man, daß nicht stets so helle
Der Mittag wie der Morgen war.

Bei manchem lauten Hochzeitfeste
Schlich mit weissagendem Gemüth
Ich aus dem Kreis entzückter Gäste
Und sang ein heimlich Trauerlied.

Heut aber seh ich schöne Tage
Blühn in gedrängter Sternen-Saat,
Entschieden liegt schon auf der Wage,
Was dieses Paar vom Schicksal hat.

Hast, Liebchen, du der Jugend Blüte,
Anmuth und Liebenswürdigkeit,
All deines Herzens lautre Güte
Kühn deinem Einzigen geweiht;

Läßt du der Heimat Friedens-Auen,
So manch ein langgewohntes Glück,
Um dir den eignen Herd zu bauen,
Halb wehmuthsvoll, halb froh zurück:

Getrost! So darf ich laut es zeugen,
Ein würdig Herz hast du gewählt;
Selbst böser Neid bekennt mit Schweigen,
Daß Nichts zu deinem Glücke fehlt.

Denn Heiterkeit und holde Sitte
Wie Sommerluft durchwehn dein Haus,
Und, goldbeschuht, mit leisem Tritte
Gehn Segensengel ein und aus."

Die Muse schwieg, und ohne Säumen
Flocht sie nun mit geschäftger Hand,
Indeß zu anspruchlosen Reimen
Ich ihre Worte still verband.

Auf ein Mal hielt sie mir entgegen
Den fertigen Cyanenkranz,
Und sprach: „Brings ihr mit meinem Segen!"
Und schwand dahin im Nebelglanz.

Ich aber blieb noch lange lauschen
Von Liebestrunkenheit bewegt,
Das Aehrenfeld begann zu rauschen,
Von Morgenschauern angeregt.

Und lichter wards und immer lichter
In mir und außer mir; da ging,
Die Sonne auf, von der der Dichter
Den ersten Strahl für euch empfing.

---

95. Zum neuen Jahr. (Kirchengesang.)

Wie heimlicher Weise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt:
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze du mit!

In Ihm seis begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du Vater, du rathe!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei Alles gelegt!

---

96. Charwoche.

O Woche, Zeugin heiliger Beschwerde!
Du stimmst so ernst zu dieser Frühlingswonne,
Du breitest im verjüngten Strahl der Sonne
Des Kreuzes Schatten auf die lichte Erde,

Und senkest schweigend deine Flöre nieder;
Der Frühling darf indessen immer keimen,
Das Veilchen duftet unter Blütenbäumen
Und alle Vöglein singen Jubellieder.

O schweigt, ihr Vöglein auf den grünen Auen!
Es schallen rings die dumpfen Glockenklänge,
Die Engel singen leise Grabgesänge;
O still, ihr Vöglein, hoch im Himmelblauen!

Ihr Veilchen kränzt heut keine Lockenhaare!
Euch pflückt mein frommes Kind zum dunkeln Strauße,
Ihr wandert mit zum Muttergotteshause,
Da sollt ihr welken auf des Herrn Altare.

Ach dort, von Trauermelodieen trunken,
Und süß betäubt von schweren Weihrauchdüften,
Sucht sie den Bräutigam in Todesgrüften:
Und Lieb und Frühling, Alles ist versunken.

---

97. Wo find ich Trost?

Eine Liebe kenn ich, die ist treu,
War getreu, so lang ich sie gefunden,
Hat mit tiefem Seufzen immer neu,
Stets versöhnlich, sich mit mir verbunden.

Welcher einst mit himmlischem Geduldên
Bitter bittern Todestropfen trank,
Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden,
Bis es in ein Meer von Gnade sank.

Und was ists nun, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde?
Frage: Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und: was rettet mich von Tod und Sünde?

Arges Herze! ja gesteh es nur,
Du hast wieder böse Lust empfangen;
Frommer Liebe, frommer Treue Spur,
Ach, das ist auf lange nun vergangen.

Ja, das ists auch, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde!
Hüter, Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und was rettet mich von Tod und Sünde?

Julius Mosen.

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke,
Und steig empor, frisch, wie ein Tannenbaum;
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke,
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum.

Die Zeit und der Geist, welcher in ihr liegt, beherrscht einen Jeglichen mehr oder weniger, am meisten aber den Dichter. Ihm ist auch kein höheres Ziel gestellt, als die letzte Idee seines Volkes in der Weise, welche ihm gegeben ist, überall zu verklären.

Julius Mosen.

Julius Mosen (nicht J. „Moses"!) wurde am 8. Juli 1803 zu Marienei im Voigtlande, (einer waldreichen Gebirgsgegend Sachsens) geboren. Sein Vater, ein einsichtsvoller Mann, von frischem, weitblickendem Geiste beseelt, war Lehrer und gab seinem Sohne den ersten Unterricht. Von seinem 14. Jahre an genoß Mosen seine gymnasiastische Vorbildung zu Plauen. Hier schwärmte er schon für Poesie und fügte sich nur ungern dem Schulzwang. 1822 bezog er die Universität Jena. Das freie Studentenleben gefiel ihm und begeisterte ihn zu manchem schönen vaterländischen Liede. Als er zwei Jahre später die Jenaer Hochschule mit der Leipziger vertauschen und daselbst seine juristischen Studien fortsetzen wollte, da starb sein Vater. Die hinterbliebene Familie war dadurch in die dürftigste Lage versetzt. Mosen unterbrach seine Studien, pilgerte als Musensohn mit seinem Freunde Dr. August Kluge nach Italien, dem Lande der uralten deutschen Sehnsucht. Dort labte sich sein Geist an der paradiesischen Natur und an der Fülle und Herrlichkeit der Kunst. 1826 kehrte er zurück und fand

die Seinigen wieder in großer Dürftigkeit. Gleich einer Reliquie im geweihten Schreine bewahrte er heilig die süße Erinnerung an ein freies, poetisches Wanderleben unter dem ewigblauen, sonnigen Himmel Italiens, wie an das Leben und Treiben der Weltstadt am Tiberstrome und an ihre ehemals so große weltgeschichtliche Bedeutung. Mit solchen Gefühlen im Herzen mußte ihm die traurige Lage seiner Lieben noch drückender erscheinen, als sie es in der That gewesen war. Er beschloß deßhalb, so rasch als möglich in Leipzig seine Studien abzuschließen, um den Seinigen einigermaßen eine Stütze sein zu können. Nach ehrenvoll bestandenem Examen arbeitete er zwei Jahre lang als Rechtspraktikant bei einem Sachwalter, ohne Gehalt dafür zu beziehen. Für seine poetischen Arbeiten konnte er anfangs keinen Verleger finden; er suchte daher für seine Familie bei der höchsten Behörde eine Pension zu erwirken, die freilich überaus ärmlich ausfiel. Angeregt durch die Julirevolution schrieb er 1831 in Leipzig den „Georg Venlot". Im nämlichen Jahre wurde er Gerichtsaktuar zu Kohren, wo ihm nur die Nächte für seine poetischen Erzeugnisse übrig blieben. Drei Jahre später wurde er Sachwalter und Advokat (nicht Armenadvokat!!) zu Dresden. Sein edler Charakter, der ehrenhaft deutsche Sinn und seine dramatischen Dichtungen, die zum Theil auf den besten Bühnen Deutschlands mit großem Beifall gegeben wurden, verschafften ihm 1845 einen Ruf als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg, welche Stadt jetzt zu seiner Heimat geworden ist. Vom Mai 1847 bis ins Jahr 1848 gebrauchte er die Wasserheilanstalt zu Lehsen bei Wittenberg im Meklenburgischen, um sich von einem Nervenübel zu befreien, das ihm zuweilen den linken Arm und den linken Fuß lähmen wollte.

Mosen machte schon in seiner frühen Jugend die harte Schule der Prüfungen und Entbehrungen durch. Ein widerwärtiges Geschick hinderte ihn am eifrigen Vorschreiten in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft; darum reifte auch früh in ihm der ernste Gedanke über „des Menschenlebens Sinn und Frommen" nachzusinnen. Mit dem Ernst des Lebens vereinigten sich die bleibenden

Eindrücke der kindlichen Natur, hervorgerufen durch „das geheimnißvolle Walten heimatlicher Waldeinsamkeit". Der Schmerz über die Schmach, und die Freude über den Sieg und die Freiheit des heiligen Vaterlandes bildeten schon in dem Knaben den patriotischen Sinn in der Reinheit und Festigkeit aus, wie er sich später in dem öffentlichen Charakter des Jünglings und Mannes gezeigt hat. Somit wären zugleich die Hauptquellen der Mosen'schen Lyrik angedeutet, nämlich das Menschenherz, die Natur und das Vaterland. Die gefühlsinnigen, zarten, wehmüthigen Lieder: „In die Ferne geht mein Sehnen", „Mit den Bäumen spielt der Wind" rc. gleichen den schönsten Lautenklängen Eichendorffs. Das Frühlingslied: „Was ist das für ein Ahnen", ist in Wilh. Müller's Ton und Weise gedichtet und das Liebeslied: „Die Aloe", mit deren glanzvoll und herrlich himmelanstrebender Blüte der Dichter sein Herz vergleicht, das die Leidenschaft tief in sich verschlossen, endlich einer mächtigen Empfindung den Ausbruch gestattet, ist vortrefflich gelungen. Im Tone des Volksliedes ist das schöne Lied: „Fahr wohl!" gedichtet und in bezaubernd kindlicher Weise klingt das wunderholde Märchen: „Der Kreuzschnabel", das nur am Schlusse eine politische Wendung nimmt. Um eine solche Lyrik des Empfindens in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen, dazu hat nicht Jeder ein Organ. „Nur wahrhaft gefühlvolle Menschen," sagt Mosen, „welche sich dem Zauber der Töne und der Dichtung ganz hinzugeben vermögen, können durch seine Macht zur Zeit wie im magnetischen Hellsehen in den wunderbaren Himmel, welcher ja in jeglicher Menschenseele verborgen und gebannt liegt, gläubig und selig versetzt werden, um dort den Antheil an der Geisterglückseligkeit, welche der Menschheit so gern entgegenflutet, hinzunehmen, und mit den zarten, leise wachsenden Flügeln der Psyche sich zu erheben in das Unendliche". Das tiefempfundene heiße „Gebet der Deutschen vor der Schlacht", der ganz unvergleichliche „Trompeter an der Katzbach", der von Rückert, Schenkendorf u. A., aber von Niemand kräftiger, schöner und ergreifender als von Mosen besungene „Andreas Hofer", dann: „Der

sächsische Tambour" und „Die Völkerschlacht bei Leipzig", die alle mehr oder minder in Art und Ton des Volksgesangs gedichtet sind, bekunden den urkräftigen, frischen, für das Vaterland hochbegeisterten Lyriker. An diese zunächst vaterländischen Dichtungen schließt sich das Polenlied: „Die letzten Zehn vom 4ten Regiment", ein vielgesungenes Lied, das seiner Zeit in Herz und Mund des deutschen Volkes übergegangen war.

Die Novellendichtung Mosen's ist fast durchweg lyrisch und verdient um so mehr Beachtung, da nur sehr wenige der neuern Dichter mit solchem Glück die sentimentale oder Gefühls-Novellistik gepflegt haben, wie es Mosen gethan hat. „Georg Venlot", „Helena Valisneria", „Die blaue Blume" und: „Das Heimweh" sind schöne poetische Gestalten, aus denen die Stimme des Herzens recht innig ertönt, aus welchen sich aber auch ein starker romantischer Zug nach dem Wunderbaren und Geheimnißvollen leicht zu erkennen gibt.

Als Epiker hat Mosen durch die beiden größern epischen Gedichte: „Das Lied vom Ritter Wahn" und durch „Ahasver" den Ruhm seines Dichternamens aufs Neue begründet. In Italien hörte er von einem herumziehenden Mandolinspieler eine bänkelsängerische Improvisation über den „cavaliere Senso" und fühlte bald den „germanischen Ursprung dieser Sage heraus, welche von unnennbarer Sehnsucht, von Wanderung in ein schönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die Heimat und vom Untergange daselbst handelt". Der Stoff zum „Lied vom Ritter Wahn" war hiermit gefunden, worin die Idee zur Vereinigung mit Gott in der Unsterblichkeit zur poetischen Anschauung gebracht wurde, wie der Dichter sich selbst darüber ausdrückt. Hier, wie im „Ahasver" (der erst im unbewußten, später im selbstbewußten Trotze sich dem Gott der Christenheit schroff gegenüberstellt) und überhaupt in allen poetischen Arbeiten Mosen's müssen wir das ernstliche Bestreben ehren: die Sprache kraftvoll und poetisch zu behandeln und ein in Anlage und Ausführung gleich gediegenes Kunstwerk zu schaffen. Das Schauspiel: „Heinrich der Finkler" ist ein inniges

Gebet zu dem Gott seines Volkes, es ist ein altdeutsches Bild auf Goldgrund gezeichnet. Die liebenswürdige, treuherzige Dichtergesinnung, welche sich darin offenbart, ist ungemein ansprechend. Mit diesem Drama, dem bald: „Cola Rienzi", „Kaiser Otto III." ꝛc. folgten, trat Mosen in eine neue geistige Entwicklungsstufe. Im Drucke noch nicht erschienen, aber auf den besten deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt, sind die fünfaktigen Trauerspiele: „Bernhard von Weimar", „Katte und der Sohn des Fürsten" und „Don Johann von Oestreich".

Schriften: Der Gang nach dem Brunnen. Novelle. Jena 1825. — Georg Venlot. Eine Novelle mit Arabesken. Leipzig 1831. — Das Lied vom Ritter Wahn. Das. 1831. — Gedichte Das. 1836. 2te Auflage 1843. — Heinrich der Finkler. Schauspiel. Das. 1836. — Die Wette. Lustspiel 1837. — Novellen: Ismael, Helena Vallisneria, das Ondinenbild ꝛc. Leipzig 1837. — Ahasver, ein episches Gedicht. Leipzig und Dresden. 1833. — Theater, enthaltend: Otto III., die Bräute von Florenz, Cola Rienzi, Wendelin und Helene. Stuttgart 1842. — Der Congreß von Verona. Ein Roman. 2 Bde. Berlin 1842. — Die blaue Blume. Das Heimweh. Zwei Novellen in der Urania von 1840 und 1844. —

98. Frühlingslied.

Was ist das für ein Ahnen
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus! Heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft,
Heraus! Heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
Ans Fenster wunderlich,
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt er freundlich mich,
Und rief: Du finstres Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind:
Heraus!

Sahst du das Hirtenknäblein,
Den Lenz, du kleiner Wicht?
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Trieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberschäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber singen
So frei durchs ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blütenbusch,
Durch Wälder und durch Auen, husch
Hinaus?

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt ich nicht sein;
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flög ich doch mit dir
Hinaus!

---

99. Im Sommer.

Durch des Kornes enge Gassen
Langsam zieh ich wohl einher,
Wenn die Aehren all erblassen
Von verborgnem Segen schwer;
Und so wandl ich hin und sinne,
Und weiß nicht, was ich beginne.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde schwebet
Bräutlich still in seinem Arm;
Ach, inbrünstig süßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen!

---

100. Ruhe am See.

Einsam oben auf dem Hügel,
An des Felsens Ueberhang,
An des Seees blauem Spiegel
Ruh ich Stunden, Tage lang.

Ueber mir das Laub der Bäume,
Um mich heller Frühlingsschein,
Wie ins Feenland der Träume
Schau ich in den See hinein.

Was am Ufer steht und wehet
Und den ganzen Himmelsplan,
Was nur dort vorüber gehet,
Zeigt der treue Spiegel an.

Herz, mein Herz, was soll dein Schlagen,
Bist du wieder gar so wild,
Daß du nicht vermagst zu tragen,
Wie der See, des Himmels Bild?

Herz, mein Herz, was willst du bangen,
Herz, mein Herz, in deinem Weh?
Sturm und Winter sind gegangen,
Hell und ruhig steht der See!

---

101. Wanderlied. (Aus: „Georg Venlot".)

In die Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken dringt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen,
Um das längstvergangne Glück.

Lüfte, die ihr in den Bäumen
Leise flüsternd, weiter eilt;
Wißt ihr wohl von jenen Räumen,
Wo die Allerschönste weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felsenwand;
Klagend scheinen sie zu sprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch, mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entfliehn,
Ueber Erd und Himmel eilen;
Ich nur langsam weiter ziehn.

---

102. Lied. (Aus: „Georg Venlot".)

Mit den Bäumen spielt der Wind,
Küßt die Blume still im Moose;
Ruhig in des Waldes Schooße
Lieg ich hier, ein träumend Kind.
Ach! herab von allen Zweigen
Will sich selger Himmel neigen.

Aus dem fernen Thal empor
Dringt des Waldhorns tröstend Hallen,
Und des Tones Geister wallen
Durch die Waldesnacht hervor;
Gleich, als wollten sie mir sagen
Von der Kindheit bessern Tagen.

Und ein Vöglein guckt mich an
Mit den Aeuglein schwarz und niedlich,
Hüpft um mich so zahm und friedlich,
Pickt an meine Brust heran.
Vöglein! laß das ruhn im Herzen,
Drinnen schlafen schlimme Schmerzen.

---

103. Die Aloe.

Mein Herz war eine Aloe,
So herb in sich befangen,
Doch thut es plötzlich mir so weh,
Seine Ruhe ist vergangen.

Nicht du hast ihm so weh gethan, —
Es zuckt in Schmerz und Wähnen; —
Inwendig zündeten es an
Nur deine hellen Thränen.

Nun treibt und drängt es ohne Rast,
Die Brust wird ihm zu enge,
Mir ist, als wenn in Glut und Hast
Es selber sich zersprenge.

Nun drängt und treibt es wild hervor
Im feuerheißen Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empor
Die flammende Blumenkerze.

Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke,
Und hoch aufrauscht der Blütenbaum,
Es springt entzwei die Decke.

Es streckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zersplittern,
Und schon seh ich mit süßem Graus
Hochoben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch!
Es muß in diesen Flammen,
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in sich zusammen.

Daran ist schuld dein süßer Kuß,
Der schnelle zündende Funken,
Daran ist schuld dein süßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken.

---

104. Fahr wohl!

„Sollst nicht um Liebe leiden den Tod,
Ich will dich retten aus Kerker und Noth!

Der König, mein Vater, zürnet dir sehr;
Ich liebe dich, rette dich über das Meer.

Ich kenne ein heimlich kräftiges Wort,
Ich werde ein Vogel und trage dich fort."

Da wurde die Jungfrau ein edler Schwan,
Der Jüngling schlang sich am Hals hinan.

Da flogen die Beiden zur Burg hinaus,
Den Jüngling erfaßt ein tödtlicher Graus.

Sie hielt ihn mit beiden Flügeln bewahrt,
Durch Wolken und Wetter ging ihre Fahrt.

Und als sie geflogen nur einen Tag,
Der Jüngling nicht mehr sich zu halten vermag.

Und als sie flog über Engeland,
Da löste sich matt die eine Hand,

Und als sie flog durch die zweite Nacht,
Da faßt er sie an mit der letzten Macht.

Und als sie flog überm Felsenriff,
In wilder Angst er nach ihr griff.

Und als sie schwebten über dem Meer,
Da konnt' er sich helfen nimmermehr.

Es schlugen die Wellen an seinen Fuß,
Da rief er: „„o, daß ich sterben muß!

Fahr wohl! Fahr wohl, du treuer Schwan!
Aus dem Nebel blickt der Tod mich an.

Dich hab ich geliebet mit Allgewalt,
Fahr wohl, du zarte, du schöne Gestalt!

Ich stürze hinunter in Todesflut,
Treue Liebe, treuer Tod, thun ewig gut!""

Da lösten sich seine Hände beid,
Aufschrie das Meer vor Herzeleid.

Aus der Tiefe brachen die Wogen hervor,
Es brauste das Meer, es rief empor:

„Fahr wohl, fahr wohl, du treuer Schwan!
Weh dem, der euch solch Leid gethan!

Ich will legen und betten den Knaben dein
Zwischen Perlen und helles Edelgestein,

Mit blauem Sammet ihn decken zu,
Da soll er träumen in guter Ruh!

Da soll er träumen bis zu der Stund,
Wo ihn erwecket dein süßer Mund!

Fahr wohl, fahr wohl, du schöner Schwan!
Weh dem, der euch solch Leid gethan!"

---

105. Der Kreuzschnabel.

Ich war beim Vogelsteller
Wohl oft in frommer Ruh
Die ganze Nacht im Walde
Und that kein Auge zu.

Er wußte von jedem Vogel
Ein Märchen wunderhold,
In der berußten Stube
Wuchs helles Märchengold.

Doch der am grünen Fenster,
Der Vogel purpurroth,
Mit seinem Kreuzesschnabel,
Der half von aller Noth.

Wer sich im Wald beschädigt,
Dem sang er zu die Wund,
Und selbst den Fieberkranken
Machte sein Lied gesund.

Hab jetzt ein bittres Sehnen,
So einen stillen Gram,
Des Vogels Lied zu hören,
Das ich so oft vernahm.

Könnt ich ihn singen hören
In meiner Seele Schmerz,
Das würde sicher stillen
Mein blutend wundes Herz.

Wenn die Blumen längst verstarben
Vor der weißen Winternacht,
Hat ein Vöglein auf der Fichte
Erst sein kleines Nest gemacht.

Ach, ein blutigrothes Vöglein
Brütet in der Wildniß Graus
Unter den beeisten Zweigen
Still und heiß die Jungen aus!

Kreuzesschnabel, Wundervogel!
Gar zu oft fällst du mir ein,
Schau ich in die starre Wildniß,
In die öde Welt hinein.

Als der *Heiland* litt am *Kreuze*,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich sanftes Zucken
An der stahldurchbohrten Hand.

Hier von Allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrein.

Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag das *Zeichen dieser Stunde*
Ewig Blut und Kreuzeszier."

Kreuzesschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut so klar
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

Wie das Vöglein, wohl vergebens,
Möcht ich ziehen aus der Hand
Einen mörderischen Nagel
Dem gequälten Vaterland.

Doch benetzt von seinen Thränen,
Doch beträuft von seinem Blut,
Sing ich nun betrübt im Walde
Hoffnungslos und ohne Muth.

Rauscht ihr finstern Fichtenbäume!
Brause Gießbach mit Gewalt!
Daß mein Lied von diesen Bergen
Nicht ins Thal hinunterschallt.

---

106. Gebet der Deutschen vor der Schlacht.

(Aus: „Heinrich dem Finkler".)

Herr und Retter
In dem Wetter
In der wilden Völkerschlacht!
Zu dir tret ich,
Zu dir bet ich:
Rett uns, Herr, mit deiner Macht!

Laß uns knieen,
Zu dir fliehen,
Beten, Herr, mit Herz und Hand:
Nicht vergehen,
Laß bestehen
Unser deutsches Vaterland!

Dich zu preisen,
Laß zerreißen
Schmach und Strick und Feindes Tück!
Führ hinieden
Deinen Frieden
Deutschem Land und Volk zurück!

Gib uns Stärke
Zu dem Werke
Unsrer Freiheit, deines Ruhms!
Laß in Freuden
Uns erstreiten
Selbst den Kranz des Märtyrthums!

Nicht in Banden,
Nicht in Schanden,
Nicht dem Feind zu Spott und Hohn!
Lieber sende
Gnädig Ende,
O barmherziger Gottessohn!

---

107. Heinrich der Löwe.

Im Dom zu Braunschweig ruhet
Der alte Welfe aus,
14 Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

Es liegt auf Heinrichs Grabe,
Gleichwie auf einem Schild,
Ein treuer Todtenwächter —
Des Löwen ehrnes Bild.

Der Löwe konnt nicht weichen
Von seines Herzogs Seit,
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen miteinander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen miteinander
Nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie sein Schatten
Auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöthen brach,
Der Löwe still und traurig
Bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein;
Er brach die Eisenstäbe,
Beim Herren mußt' er sein.

Beim Herzog ruht der Löwe
Hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Todt ihn beim todten Herrn.

Drum mit des Herzogs Namen
Geht stolz, Jahrhundert lang,
Der Löwe wie beim Leben
Noch immer seinen Gang.

---

108. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
6 Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heilgen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor;
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstere Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: „Das thu ich nitt!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh auf dieser Schanz;
Es leb mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;

Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! „Ach wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!“

---

109. Die Völkerschlacht bei Leipzig. (16. bis 18. Oktober 1813.)

Es wollten viel treue Gesellen
Sich kaufen ein Vaterland
Zu Leipzig mit eisernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Bei Leipzig ruhet begraben
Wohl mancher Mutter Kind,
Das Grablied sangen ihm Raben,
Die dort geflogen sind.

Was fraget ihr Todesgenossen,
Die ihr dort unten ruht:
Was half es, daß geflossen
So viel von rothem Blut!

Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid!
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seid.

Zwei Trompeter reiten zum Thor herein,
Das ist ein mächtiges Klingen, —
Sie stoßen in die Trompeten hinein,
Als sollte die Welt zerspringen.

Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Die Völkerschlacht war geschlagen,
Dahingeschmettert und umgebracht
Im Staube die Feinde lagen.

Der Hessen-Homburg reitet zur Stadt,
Der erste vor allen den Helden,
Wie das so herrlich geklungen hat,
Die fröhlichste Kunde zu melden!

Ein alter König am Fenster stand,
Er mochte wohl schmerzlich beten:
„Herr Jesus Christus, mein Sachsenland,
Nicht gänzlich laß es zertreten!“

---

110. Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüberdringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde,
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert, —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — so klang es,
Victoria — überall,
Victoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielts ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End!“

---

111. Der sächsische Tambour. (Aus der Novelle: „Georg Venlot“.)

Erschossen liegen zu Namur im Sand
Wohl wackere Leut' aus Sachsenland.

Sie wollten nicht weichen vom Sachsenpanier,
Erschossen liegen die Braven hier.

Und gingen die Andern ins himmlische Haus,
Der Eine steigt Nächtens vom Grab heraus.

Er sitzt auf dem Hügel in tiefem Schmerz,
Durchlöchert von Kugeln das treue Herz.

Er singet mit knöchernem Todtengesicht:
„Ich fürchtete euere Kugeln nicht!

Dem Sachsenkönige galt mein Eid,
Ihn hab ich gehalten zu aller Zeit.

O Vaterland, daß du zerrissen bist!
Wie könnt ich noch schlafen zu dieser Frist!

Die Trommel schlug ich in mancher Schlacht,
Dürft ich sie rühren in solcher Nacht!

Mußte denn Alles brechen entzwei,
Mit dem deutschen Reiche die deutsche Treu?"

So singet Nächtens auf Namur's Sand
Der todte Tambour vom Sachsenland.

---

112. Die letzten Zehn vom 4. Regiment.

In Warschau schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heilgen Kampfe sei gethan!
Tambour, schlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein 4tes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort das 4te Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das 4te Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das 4te Regiment!

O weh! das heilge Vaterland verloren!
Ach fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein 4tes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unserer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimat ewig ists gethan;
Herr Gott im Himmel schenk ein gnädig End
Uns Letzten noch vom 4ten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düstrem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: „Wer da?“ schallt; sie stehen festgebannt,
Und Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt
Die letzten Zehn vom 4ten Regiment!“

Wilhelm Müller.

Empfangt im leichten Liederkleide
Mich, wie ich war und wie ich bin!
Sich zeigen, ist des Dichters Freude,
Aufrichtig heißt des Deutschen Sinn:
Drum wollt' ich Nichts vor euch verhehlen,
Ihr könnt nun selbst das Beste wählen.

Wilh. Müller.

Wilhelm Müller, geboren am 7. Okt. 1794 zu Dessau, war der Sohn eines wohlhabenden und allgemein geachteten Schuhmachers und genoß eine sorgfältige, aber doch sehr freie Erziehung, wodurch der Grund zu seiner spätern vielseitigen Bildung und Lebensrichtung gelegt wurde. In seinem 14. Jahre hatte er schon einen ganzen Band Elegien, Oden und kleine Lieder wie zum Drucke geordnet. 1812 bezog er die Universität Berlin, um Philologie und Geschichte zu studiren, trat aber bald als Freiwilliger ins preußische Heer und nahm Theil am deutschen Freiheitskriege in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm. 1814 kehrte er nach Berlin zurück, nahm seine Studien wieder auf und beschäftigte sich namentlich eifrig mit altdeutscher Sprache und Literatur. Eine Frucht dieser Studien war: „Die Blumenlese aus den Minnesängern". 1817 unternahm der Graf Sack zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise nach Egypten. Der reise- und wanderlustige junge Dichter wurde sein Begleiter. Die Reise sollte über Wien und Konstantinopel gehen, allein nach zweimonatlichem Aufenthalte in Wien, den Müller hauptsächlich der Erlernung der neugriechischen Sprache widmete, änderte der Graf, dem Dichter

zu Liebe, seinen Plan und nahm seinen Weg über Florenz, Venedig und Rom, also durch Italien, das gelobte Land der Dichter und Künstler. Trotz der glänzenden Aussichten, die ihm sein gräflicher Gönner gestellt, ließ sich Müller nicht bewegen, die Reise nach Egypten fortzusetzen. Er reiste deshalb allein nach Neapel, blieb den Sommer über in Albano und kam im Frühjahr 1819 wieder nach Berlin. Noch im nämlichen Jahre ward er als Lehrer der klassischen Sprachen an die neuorganisirte Gelehrtenschule zu Dessau berufen und auch bald darauf als herzoglicher Bibliothekar angestellt. 1821 vermählte er sich mit einer Enkelin des berühmten Pädagogen Basedow. Von nun an machte er fast jährlich Reisen in Deutschland, um sich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen, Freunde zu besuchen und würdige Feste feiern zu helfen. Die Eindrücke dieser Reisen suchte er in leichten Liedern festzuhalten. Um sich vom Keuchhusten zu befreien, bezog er 1826 eine Sommerwohnung im herzoglichen Garten Luisium nahe bei Dessau. Es war dieselbe Wohnung, in der Mathisson früher viele Jahre verlebte. Aus dem Bad Eger, das Müller auch noch im nämlichen Jahre besuchte, kehrte er gesund und gestärkt in seine Heimat zurück. Im Sommer 1827 machte er mit seiner Frau eine Reise an den Rhein und nach Schwaben. Auf dieser Reise merkte er sich zur poetischen Bearbeitung: „Die drei Leiern auf dem alten Wappen über Goethe's Geburtshause", (jetzt von Moritz Carriere poetisch dargestellt), dann die goldne Brücke über den Rhein, die der Vollmond bei Rüdesheim darüberstrahlte und worauf der Kaiser Karl herüberschreitet, um nach seinen Reben zu sehen (S. Geibel. Bd. I., Rheinsage, S. 221); ferner: „Der Drachenfels", „Rolandseck" ꝛc. In Würtemberg ward Müller mit G. Schwab und Lud. Uhland bekannt und befreundet und auf seiner Rückreise verbrachte er in Weinsberg bei Just. Keruer einen „Abeud voll Sängerjugend". Am 25. Septbr. kam er in Dessau wieder an, sagte am 30. zu seinem Arzt, „daß er sich ganz erstaunlich wohl fühle," aber schon in der nächsten Nacht starb der 33jährige Dichter an einem Schlagflusse. Als Müller den Just. Kerner besuchte, ließ dieser, dem

Sänger der Griechenlieder zu Ehren die griechische Fahne auf dem alten Thurme seiner Wohnung wehen. Aus Unkenntniß der Farben dieser Fahne wurde auf den weißen und hellblauen Grund ein schwarzes Kreuz gesetzt. In der Nacht haben der Regen und Herbstnebel die leichtgefärbte hellblaue Farbe völlig ausgewaschen und statt der griechischen Fahne blickte am Morgen dem baldvollendeten Sänger eine bedeutungsvolle weiße mit schwarzem Kreuze nach. Uhland schrieb dem scheidenden Dichter, nicht ahnend, daß er für immer scheide, folgendes Gedicht ins Stammbuch, das durch Müllers frühen Tod prophetische Bedeutung erlangte:

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling süß und licht,
Auch jener große klare —
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an".

Wilh. Müllers Lyrik ist frisch und lebendig, naiv, anmuthig und heiter, sanft und innig, leicht und sangbar, getragen von den Elementen der Volkspoesie und unverkünstelt und wahr in Gefühl, Empfindung und poetischer Anschauung; denn Wahrheit war der Grundzug in des Dichters Natur, Charakter und Leben. Ohne Wahrheit gab es für ihn „keine Tugend, keine Schönheit, keine Liebe und keine Freundschaft" und er konnte, selbst „auf die Gefahr einen Freund zu verlieren, nicht unwahr sein". Durch seine „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten", die voll der ansprechendsten und lieblichsten Melodieen sind, wie durch seine „Griechenlieder", in denen er voll kräftigen Ernstes, schwungvoller Begeistrung und glühender Freiheitsliebe die siegreichen Kämpfe einer unterdrückten Nation feierte, erwarb er sich rasch die Gunst des Publikums. Müller verstand es vortrefflich, seine eigne heitre Gemüthsstimmung sehr passend den verschiedenen Ständen anzudichten. Er wußte

nüchtern Muthes den trunknen Zecher zu spielen, sich äußerst lebhaft in die Lage des lustigen Postillions, der vergnügten Jäger- und Wanderburschen, vor Allen aber in die herzinnigsten Verhältnisse eines wandernden Müllers zu versetzen. Die Lieder: „An die schöne Müllerin", wozu: „Wohin"? „Die Ungeduld", „Mein" ꝛc. gehören, wurden erst recht gehoben und verbreitet durch F. Schubart's meisterhafte Compositionen, so daß sie wie des „Postillions Morgenlied", „Die Heimkehr" aus den „Reiseliedern", dann: „Jägerslust", „Liebesgedanken" aus den „ländlichen Liedern", ferner: „Die Bräutigamswahl" und „Die Braut" (echt volksthümliche Lebensbilder des deutschen Nordens) aus den „Muscheln von der Insel Rügen" und endlich die schönen Weinlieder: „Die Arche Noäh" und „Est, est" aus den „Tafelliedern für Liedertafeln" jetzt als beliebte Lieder im Munde der sangesfrohen Jugend fortleben. Ganz besonders gelungen sind ihm die Naturlieder: „Frühlingskranz aus dem Plauen'schen Grunde bei Dresden", worin sich der kindlichfrohe Jubel über die herrliche Frühlingszeit in liebenswürdigster Naivetät, Frische, Anmuth, Einfachheit und Klarheit so vortrefflich ausspricht, daß die Natur keineswegs besser personificirt werden konnte, als dieß in: „Frühlingsmahl", „Die Forelle", Morgenlied", „Kinderlust" u. a. geschehen ist.

Schriften: Blumenlese aus den Minnesängern. Berlin 1816. — Rom, Römer und Römerinnen. II. Berlin 1820. — Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Dessau 1821, 1826, zweites Bändchen 1824. — Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1822 — 27. V. — X. Fortsetzung, Band XI. bis XIV. von K. Förster. Leipzig 1828 — 38. — Lieder der Griechen. I. Dessau. 1822. 25. II 1822. Neue Lieder der Griechen. II. Leipzig 1823. — Neueste Lieder der Griechen. Leipzig 1824. Vermischte Schriften, herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von G. Schwab. V. Bde. Leipzig 1830. — Gedichte, herausgegeben und mit einer Biographie begleitet von G. Schwab. II. Bde. Leipz. 1837. — Gedichte. Miniaturausgabe. II. Leipz. 1850.

113. Wohin?

Ich hört' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thale rauschen
So frisch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderstab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer frischer rauschte,
Und immer heller der Bach.

Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Was sag ich denn vom Rauschen?
Das kann kein Rauschen sein:
Es singen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

Laß singen, Gesell, laß rauschen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

114. Ungeduld.

Ich schnitt es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht es sä'n auf jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht ichs schreiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Ich möcht mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er spräch die Worte rein und klar,
Bis er sie spräch mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißem Drang;
Dann säng er hell durch ihre Fensterscheiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht ichs hauchen ein,
Ich möcht es säuseln durch den regen Hain;
O leuchtet' es aus jedem Blumenstern!
Trüg es der Duft zu ihr von nah und fern!

Ihr Wogen, könnt ihr Nichts als Räder treiben?
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Ich meint', es müßt in meinen Augen stehn,
Auf meinen Wangen müßt mans brennen sehn,
Zu lesen wärs auf meinem stummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäbs laut ihr kund;
Und sie merkt Nichts von all dem bangen Treiben,
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!

---

115. Mein!

Bächlein, laß dein Rauschen sein!
Räder stellt euer Brausen ein!
All ihr muntern Waldvögelein,
Groß und klein,
Endet eure Melodein!
Durch den Hain
Aus und ein
Schalle heut ein Reim allein:
Die geliebte Müllerin ist mein!
Mein!
Frühling, sind das all deine Blümelein?
Sonne hast du keinen hellern Schein?
Ach, so muß ich ganz allein
Mit dem seligen Worte mein
Unverstanden in der weiten Schöpfung sein.

---

116. Des Postillions Morgenlied vor der Bergschenke.

Vivat, und ins Horn ich stoße!
Vivat, wie so hell es klingt,
Wenn es in der Morgenstunde
Meinem Schatz ein Vivat bringt!

Und die Peitsche knallt dazwischen,
Und die Räder rasseln drein,
Und die Funken und die Flammen
Fliegen über Stock und Stein.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Passagier:
Mag ers loben und bezahlen,
Liebste, aber 's gilt nur dir.

Kann ichs mit dem Schwert nicht zeigen,
Mit dem blanken Ritterspern,
Hat mein Herz für seine Liebe
Doch dies kleine, runde Horn.

Wers versteht, es klingt nicht übel,
Frisch und scharf wie Morgenwind,
Und die Liebste, die ich meine,
Ist kein schwächlich städtisch Kind.

In dem Wald ist sie geboren,
Ist des Schenken Töchterlein;
Klang der Becher, Zank der Zecher
Mußt' ihr Wiegenliedchen sein.

In dem Walde steht die Schenke
Einsam auf dem höchsten Berg,
Durch den Schornstein bläst die Hexe,
Und im Keller wühlt der Zwerg.

Aber sie, die flinke Dirne,
Weiß mit Geistern umzugehn.
Wenn ihr Schlüsselbund nur klappert,
Läßt kein Spuk sich weiter sehn.

Und wie trefflich kann sie bannen
Geister auch von Fleisch und Bein,
Die Berauschten, seis von Liebe,
Seis von Bier und Branntewein.

Keiner wagt sich ihr zu nahn,
Weil den Zauberkreis er kennt,
Der dem kecken Ueberspringer
Zung und Finger gleich verbrennt.

Aber freundlich und gesprächig
Ist sie dem bescheidnen Gast,
Und an ihrem Thor vorüber
Rollt kein Wagen ohne Rast.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Passagier;
Gut gefahren, gut gehalten
Bei der schmucken Dirne hier.

Mag ers loben und bezahlen,
Liebste, aber 's gilt nur dir.
Schöne Schenkin, ach ich dürste!
Schenke, schenke Liebe mir!

Vivat, und ins Horn ich stoße,
Und es muß geschieden sein!
Vivat, und wie soll es schmettern
Kehr ich hier auf ewig ein!

---

117. Heimkehr.

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng ich auf den Wanderstab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg ich ihr zu Füßen ab.

Wanderlustige Gedanken,
Die ihr flattert nah und fern,
Fügt euch in die engen Schranken
Ihrer treuen Arme gern!

Was uns in der weiten Ferne
Suchen hieß ein eitler Traum,
Zeigen uns der Liebe Sterne
In dem traulich kleinen Raum.

Schwalben kommen hergezogen —
Setzt euch, Vöglein, auf mein Dach!
Habt euch müde schon geflogen,
Und noch ist die Welt nicht wach.

Baut in meinen Fensterräumen
Eure Häuschen, weich und warm!
Singt mir zu in Morgenträumen
Wanderlust und Wanderharm.

---

118. Jägers Lust.

Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht!
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd.

Wie lustig ists im Grünen,
Wenns helle Jagdhorn schallt,
Wenn Hirsch und Rehe springen,
Wenns blitzt und dampft und knallt!

Ich hab mir schwarz gesenget
Das rechte Augenlied:
Was thuts, da mich mein Dirnel
So schwarz auch gerne sieht?

Mein Stutz und meine Dirne,
Sind die mir immer treu,
Was thu ich weiter fragen
Nach Welt und Klerisei?

Im Walde bin ich König?
Der Wald ist Gottes Haus,
Da weht sein starker Odem
Lebendig ein und aus.

Ein Wildschütz will ich bleiben,
So lang die Tannen grün,
Mein Mädchen will ich küssen,
So lang die Lippen glühn.

Komm Kind, mit mir zu wohnen
Im freien Waldrevier!
Von immergrünen Zweigen
Bau ich ein Hüttchen dir.

Dann steig ich nimmer wieder
Ins graue Dorf hinab,
Im Walde will ich leben,
Im Wald grabt mir mein Grab!

Daß nicht des Pfarrers Kühe
Darauf zur Weide gehn:
Das Wild soll drüber springen,
Kein Kreuz im Wege stehn.

---

119. Liebesgedanken.

Je höher die Glocke,
Je heller der Klang:
Je ferner das Mädchen,
Je lieber der Gang.

Der Frühling will kommen,
O Frühling, meine Freud!
Nun mach ich meine Schuhe
Zum Wandern bereit.

Wohlauf durch die Wälder,
Wo die Nachtigall singt!
Wohlauf durch die Berge,
Wos Gemsböcklein springt!

Zwei schneeweiße Täubchen,
Die fliegen voraus,
Und setzen sich schnäbelnd
Auf der Hirtin ihr Haus.

Ei bist du schon munter,
Und bist schon so blank?
Gott grüß dich, schöns Dirnel!
Ach, der Winter war lang!

Zwei Augen, wie Kirschkern,
Die Zähne schneeweiß,
Die Wangen, wie Röslein,
Betracht ich mit Fleiß;

Ein Mieder von Scharlach
Ganz funkelnagelneu,
Und unter dem Mieder
Ein Herzlein so treu!

Und ihr Lippen, ihr Lippen,
Wie preis ich denn euch?
So wie ich will sprechen,
So küßt ihr mich gleich!

Ei Winter, ei Winter,
Bist immer noch hier?
So darf ich doch wandern
In Gedanken zu ihr.

Auf Siebenmeilenstiefeln
Gehts flink von der Stell;
Auf Liebesgedanken
Gehts siebenmal so schnell.

---

120. Kinderlust.

Nun feget aus den alten Staub
Und macht die Laube blank!
Laßt ja kein schwarzes Winterlaub
Mir liegen auf der Bank!

Die erste weiße Blüte flog
Mir heut ins Angesicht,
Willkommen Lenz! Ich lebe noch
Und weiß von Leide Nichts.

Und schaue hell, wie du hinein,
In Gottes schöne Welt
Und möcht ein kleiner Bube sein
Und kollern durch das Feld.

O seht, da plätschern schon am See
Die lieben Kindelein
Und ziehn die Hemdchen in die Höh
Und wollen gern hinein.

Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heißer fast,
So lang hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.

---

123. Die Forelle.

In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Uebermuth
Guckt sie aus der kühlen Flut,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Ueberspritzt mit Staub und Schaum.

Sieh doch, sieh, wie kann sie hüpfen
Und so unverlegen schlüpfen
Durch den höchsten Klippensteg,
Grad als wäre das ihr Weg!

Und schon will sie nicht mehr eilen,
Will ein wenig sich verweilen
Zu erproben, wie es thut
Sich zu sonnen aus der Flut.

Ueber einem blanken Steine
Wälzt sie sich im Sonnenscheine,
Und die Strahlen kitzeln sie
In der Haut, sie weiß nicht wie;
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob sie es soll ertragen,
Oder vor der fremden Glut
Retten sich in ihre Flut.

Kleine, muntere Forelle,
Weile noch an dieser Stelle
Und sei meine Lehrerin:
Lehre mich den leichten Sinn
Ueber Klippen wegzuhüpfen
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen
Und zu gehn, obs kühlt, obs brennt,
Frisch in jedes Element.

---

124. Bräutigamswahl. (Mönkgut.)

8 Meine Schürze hat Mutter ans Fenster gehangen,
Da sind viele Bursche vorüber gegangen;
Sprach Mutter: „Jetzt hole dir Einen ins Haus!“
Ich seufzte, ich weinte und sah nicht hinaus.

Er ist ja doch nicht mit vorübergegangen,
Auf den ich gerichtet mein heißes Verlangen.
Wer trägt ihm die Zeitung weit über das Meer,
Und holt ihn zur fröhlichen Brautjagd her?

Ich möcht an den Mast meine Schürze binden,
Ich möchte sie geben den Wogen und Winden:
Und säh er sie wehen von fern in der Luft,
Er würd es wohl ahnen, wohin sie ihn ruft!

Und soll dem Erwählten mein Tüchlein ich senden
Ich trag es zu ihm mit eigenen Händen,
Ich werf es ins wogende Meer hinab:
Schwimm, Tüchlein! und sag ihm, wie lieb ich ihn hab.

Und ist er nicht über den Fluten zu sehen,
So mußt du tiefer hinunter gehen,
Und wo er mag liegen und pflegen der Ruh,
Da breite dich über und deck ihn mir zu.

Und ruft ihn ein Engel zum jüngsten Gerichte,
Da fühlt er das Tüchlein auf seinem Gesichte,
Und merket in seinem erwachenden Sinn,
Wie treu ich im Tod ihm gewesen bin.

---

125. Die Braut. (Mönkgut.)

12 Eine blaue Schürze hast du mir gegeben:
Mutter, Schad ums Färben! Mutter, Schad ums Weben!
Morgen in der Frühe wird sie bleich erscheinen,
Will zu Nacht so lange Thränen auf sie weinen.

Und wenn meine Thränen es nicht schaffen können,
Wie sie immer strömen, wie sie immer brennen —
Wird mein Liebster kommen und mir Wasser bringen,
Wird sich Meereswasser aus den Locken ringen.

Denn er liegt da unten in des Meeres Grunde,
Und wenn ihm die Wogen rauschen diese Kunde,
Daß ich hier soll freien und ihm treulos werden,
Aus der Tiefe steigt er auf zur bösen Erden.

In die Kirche soll ich — nun ich will ja kommen,
Will mich fromm gesellen zu den andern Frommen.
Laßt mich am Altare still vorüber ziehen,
4 Denn dort ist mein Plätzchen, wo die *Wittwen* knieen.

---

126. Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
8 Von der *schönen alten Wunderstadt*.

In der Fluten Schooß hinabgesunken
Blieben unten ihre Trümmer stehn.
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Wiederscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendroth,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken dumpf und matt:
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Und dann möcht ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Wiederschein,
Und mir ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt herein.

---

127. Der Adler auf Arkona.

1 Auf Arkonas Berge
Ist ein Adlerhorst,
Wo vom Schlag der Woge
Seine Spitze borst.

Spitze deutschen Landes
Willst sein Bild du sein?
Riss' und Spalten splittern
Deinen festen Stein.

Adler, setz dich oben
Auf den Felsenthron,
Deutschen Landes Hüter,
Freier Wolkensohn!

Schau hinaus nach Morgen,
Schau nach Mitternacht,
Schaue gegen Abend
Von der hohen Wacht!

Ließ der deutsche Kaiser
Fliegen dich zugleich,
Als er brach in Stücken
Ach, das deutsche Reich?

Hüte, deutscher Adler,
Deutsches Volk und Land,
Deutsche Sitt und Zunge,
Deutsche Stirn und Hand.

---

128. Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
11 Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein:
Er goß auch Lieb und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt;

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar;

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein,

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

Doch hüte dich, und rühre
Den Hahn mir nimmer an:
Sonst wär es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein,

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät:

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann: —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen,
Und sieht, und wills nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an:
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurthel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

Ich dank euch, spricht der Meister,
Ihr Herren lieb und werth;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab sie ja bereitet:
Möcht wissen, obs gelang.

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein;
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein:

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht,
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, obs anders worden
In dieser neuen Zeit.

---

129. Die Arche Noäh.

Das Essen, nicht das Trinken,
Bracht' uns ums Paradies.
Was Adam einst verloren
Durch seinen argen Biß,
Das gibt der Wein uns wieder,
Der Wein und frohe Lieder.

Und als die Welt aufs Neue
In Bauches Lust versank,
Und in der Sünde Fluten
Die Kreatur ertrank,
Blieb Noah doch am Leben,
Der Pflanzer edler Reben.

Er floh mit Weib und Kindern
Wohl in sein größtes Faß,
Das schwamm hoch auf den Fluten,
Und Keiner wurde naß.
So hat der Wein die Frommen
Dem Wassertod entnommen.

Und als die Flut zerronnen,
Da blieb das runde Haus
Auf einem Berge sitzen,
Und Alle stiegen aus,
Begrüßten froh das Leben,
Und pflanzten neue Reben.

Das Faß blieb auf dem Berge
Zum Angedenken stehn:
Zu Heidelberg am Neckar
Könnt ihr es selber sehn.
Nun wißt ihr, wer die Reben
Am Rhein uns hat gegeben.

Und will noch Einer wagen
Den heilgen Wein zu schmähn,
Der soll in Wasserfluten
Erbärmlich untergehn!
Stoßt an und singt, ihr Brüder:
Der Wein und frohe Lieder!

---

130. Est Est!

Hart an dem Bolsener See,
5 Auf des Flaschenberges Höh,
Steht ein kleiner Leichenstein
Mit der kurzen Inschrift drein:
2 „Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est!“

Unter diesem Monument,
Welches keinen Namen nennt,
Ruht ein Herr von deutschem Blut,
Deutschem Schlund und deutschem Muth,
Der hier starb den schönsten Tod —
Seine Schuld vergeb ihm Gott.

Als er reist' im welschen Land,
Vielen schlechten Wein er fand,
Welcher leicht wie Wasser wog,
Und die Lippen schief ihm zog;
Und er rief: „Ich halts nicht aus!
Lieber Knappe, reit voraus!

Sprich in jedem Wirthshaus ein,
Und probire jeden Wein:
Wo er dir am besten schmeckt,
Sei für mich der Tisch gedeckt;
Und damit ich find das Nest,
Schreib ans Thor mir an ein „Est“.

Und der Knappe ritt voran,
Hielt vor jedem Schenkhaus an,
Trank ein Glas von jedem Wein:
War der gut, so kehrt' er ein;
War er schlecht, so sprengt' er fort,
Bis er fand den rechten Ort.

Also kam er nach der Stadt,
Die den Muskateller hat,
Der im ganzen welschen Land
Für den besten wird genaunt:
Als von diesem trank der Knecht,
Dünkt ein „Est“ ihm gar zu schlecht.

Und mit feuerrothem Stift
Und mit riesengroßer Schrift
Malt er nach des Weins Gebühr
Est Est an der Schenke Thür;
Ja, nach anderem Bericht
Fehlt die dritte Silbe nicht.

Der Herr Ritter kam, sah, trank,
Bis er todt zu Boden sank.
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp
Gruben ihm ein schönes Grab
Hart an dem Bolsener See
Auf des Flaschenberges Höh.

Und sein Knapp, der Kostewein,
Setzt' ihm einen Leichenstein
Ohne Wappen, Stern und Hut,
Mit der Inschrift kurz und gut:
„Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est!“

Als ich nach dem Berge kam,
Eine Flasch ich zu mir nahm,
Und die zweite trug ich fort
Nach dem weltberühmten Ort,
Wo der deutsche Ritter liegt,
Der vom Est Est ward besiegt.

Selig preis' ich deine Ruh,
Alter guter Freiherr du,
Der du hier gefallen bist
Von dem Trank, der doppelt **ist**,
Doppelt ist in Kraft und Glut,
Goldnes Muskatellerblut.

Jahr für Jahr an jenem Tag,
Wo dein Leib dem Geist erlag,
Zieht, was trinkt in Hof und Haus,
Feierlich zu dir hinaus,
Und begießt mit deinem Wein
Dir den Hügel und den Stein.

Aber jeder deutsche Mann,
Welcher Est Est trinken kann,
Denke dein bei jedem Zug,
Und sobald er hat genug,
Opfr er fromm dem edlen Herrn,
Was er selbst noch tränke gern.

Also hab ichs auch gemacht,
Und dazu dies Lied erdacht.
Lieber singen eins beim Wein,
Als im Grab besungen sein.
Propter nimium Est Est
Liegt manch Einer schon im Nest.

---

131. Das flotte Herz.

Wanns im Schilfe säuselt,
Wann die Flut sich kräuselt,
Wird mir flott das Herz;
Möcht aus der Brust mir fliegen,
Möcht auf den Wogen sich wiegen,
Unter sich tauchen in Lust und in Schmerz.

Fischerin, du kleine,
Schiffe nicht alleine
In das große Meer!
Hinter dir hergezogen
Kommt schon mein Herz durch die Wogen —
Fischerin, sind deine Netze noch leer?

Nimms in deinen Nachen,
's wird nicht schwer ihn machen,
's ist ja Nichts darin.
Als nur du selber alleine,
Leichte, luftige Kleine,
Du mit dem windigen, flatternden Sinn.

---

132. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab
Und dreimal mußt ichs holen eh ers zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne gings flugs ins große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' nnd Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
3 „Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!" —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.

Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zehn:
Mir wars, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu, mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

---

133. Die Mainottin.

Ich habe sieben Söhne aus meiner Brust gesäugt,
Ich habe sieben Söhnen das heilge Schwert gereicht,
Das Schwert für unsern Glauben, für Freiheit, Ehr und Recht —
Heil mir, von meinen Söhnen ist Keiner mehr ein Knecht!
Sie sind zur Schlacht gezogen mit freudig wildem Muth —
Heil mir, in ihren Adern fließt noch spartanisch Blut!
Und als sie von mir schieden, das Herz ward mir nicht schwer,
Ich sprach: „Frei kehrt ihr wieder, frei oder nimmermehr!"
Ihr Mütter der Mainotten, kommt laßt uns suchen gehn,
Ob nicht von Spartas Trümmern wir eine Spur erspähn;
Da wolln wir Steine sammeln, für unsere Hand gerecht,
Mit hartem Gruß zu grüßen den ersten feigen Knecht,
Der ohne Blut und Wunde besiegt nach Hause kehrt,
Und keinen Kranz gewonnen für seiner Mutter Herd!

---

134. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

4 Alexander Ypsilanti saß in Munkacs hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin"!

An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland"!
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter"? — Und die Wimper ward ihm schwer —
Wars von Thränen? wars von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Muth!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in Einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas heilges Land!""
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!"
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

---

135. Die letzten Griechen.

Wir fragen Nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis.
Was frommts, ob Welt und Nachwelt einst von unsern Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß ins Grab, was soll der Leichenstein
Auf unsern Hügeln? Laßt sie leer! Wir wolln vergessen sein.
Die Namen unsrer Väter gehn den Fremden durch den Mund,
Sind ihnen in der Schule recht, für Alt und Jung gesund.
Ach, wenn kein freier Grieche mehr euch griechisch nennen kann,
1 Miltiades, Leonidas, was ist euer Nachruhm dann!

Dann steigt ihr gern mit uns hinab in die gemeine Gruft,
Auf welcher keine Sage steht und schöne Namen ruft.
Barbaren, ihr versteht sie nicht! Sie klingen euch ins Ohr
Hinein zum einen und heraus alsbald zum andern Thor;
Doch ewig taub wird euer Herz für Hellas Namen sein,
Es sog von unsrer Väter Geist nicht Einen Tropfen ein.
Ein Tropfen nur in euer Herz und Hellas wäre frei,
Und umgestürzt der morsche Thurm der stolzen Tyrannei.
Was habt, ihr Völker, denn gelernt, von Hellas alter Kunst?
Frei sein! So heißt ihr erster Spruch. Blast weg den eiteln Dunst,
Die ihr euch als hellenisch preist; seid ihr so frei noch nicht,
Zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht!
Wir fragen Nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis,
Was frommts ob der Barbaren Schwarm von unsern Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß ins Grab, wir wollen keinen Stein
Für unsre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen sein!

Wolfgang Müller.

Was hier der Dichter ausgesprochen
Im heimlichen Poetenzelt,
Es ist des Herzens stilles Pochen,
Der Seele tiefgeheime Welt. —
Es führt dich zu der Freunde Scharen,
Zu großer Seelen edlem Chor,
Volksbilder will es offenbaren
Und Sagen flüstern dir ins Ohr.
Wolfg. Müller.

Wolfgang Müller ist geboren am 5. März 1816 in Königswinter am Fuße des Siebengebirgs. Als der Knabe 3 Jahre alt war, folgte sein Vater einem Rufe als Kreisphysikus nach Bergheim im Jülicher Lande, gab aber 8 Jahre später seine Stelle auf und zog mit seiner Familie nach Düsseldorf, wo der Dichter seine Gymnasial-Studien machte, bis er im Herbst 1835 die Universität Bonn bezog, um Medicin zu studiren. Im Spätjahr 1839 promovirte er in Berlin, machte gleich darauf sein medicinisches Staatsexamen, diente 1 Jahr lang als Escadrons-Chirurg in Düsseldorf und machte später zu seiner weitern Ausbildung eine Reise nach Paris. Seit seines Vaters Tode (1842) ist er praktischer Arzt in Düsseldorf.

Müller und Kinkel*) sind die Träger des Ruhms, den sich die jüngern rheinischen Dichter erworben haben. Ihre Schule waren

*) In den ersten Tagen des Novembers 1850 ist Kinkel aus der Veste Spandau entwichen. Er soll glücklich nach England gekommen sein, um sich nach Amerika einzuschiffen. (Siehe S. 61, Bd. II.) —

die reichgesegneten Rheinlande mit ihrem grünen stolzen Strome, dessen krystallne Wogen melodisch zwischen paradiesischen Gefilden dahin rauschen; mit ihren zahlreichen, burgengekrönten Bergesgipfeln umsäumt von köstlichen Rebengeländen; mit dem hellblinkenden Märchengolde unsterblicher Sagen und den hohen Heldengestalten einer längstverklungenen Zeit, aus der noch holde Lieder allmählich verschwebend herübertönen; mit ihren großartigen geschichtlichen Erinnerungeu und ihrem blütenduftenden Leben der Gegenwart. Müllers lyrisches Talent, genährt durch die Fülle solcher poetischen Eindrücke und Anschauungen, hat bereits herrliche Früchte getragen. Seine Lieder quillen aus einem frischen, gesunden Herzen; sie sind stärkend und erquickend wie die thaufrischen Morgen, warm und weich wie der heitere, milde Frühlingsabend und die daunenweiche, balsamduftende Sommernacht, zart, innig und süß wie die reine Liebe eines liebewarmen Herzens, erhaben und sehnsuchtweckend wie der sterndurchfunkelte, blaue Himmelsdom. Oft setzt der Dichter die Anfangsstrophe auch als Schlußstrophe und der Strom des Liedes kehrt so wieder zu seiner Quelle zurück. Vielgesungen wird das einem englischen Liede nachgebildete schöne Lied: „Mein Herz ist am Rhein“ 2c. Seine Balladen, die theilweise im (jambischen) Nibelungenvers („Harald“, „Ein Grab in Cöln“ 2c.) gedichtet, sind meist mit sehr vielem Glück ausgeführt und behandeln mit einiger Vorliebe das Geisterhafte, welches zuweilen auch zum Träger der kräftig deutschen Gesinnung des Dichters dient, wie in der: „Nächtlichen Erscheinung zu Speier“ und in: „Deutschlands Wächter“. Aus welchem Grunde Müller in der Gesammtausgabe seiner Gedichte die letzte Strophe in der „nächtlichen Erscheinung zu Speier“ weggelassen hat, vermögen wir nicht anzugeben. In „Coronata“ läßt er die Erinnrung an den schönen Traum der süßen Jugendliebe durch seine Seele ziehen, frei von der Trübe der Leidenschaft; ebenso schildert er kunstgerecht und in der ansprechendsten Weise in: „Ein Grab in Cöln“ das unzertrennliche leibliche und geistige Loos der Zwillingsbrüder im sonnenreinen Glanze edler, hingebender Bruder-

liebe, und im „Mönch von Heisterbach“ läßt er durch einen apostolischen Spruch den Zweifel im Glauben an die Wahrheit im Geiste eines grübelnden Mönches wach werden und durch ein göttliches Wunder besiegen.

Die „Rheinfahrt“, ein episches Gedicht in 30 Gesängen, ist seinem Freunde, dem vortrefflichen Maler „Prof. Jakob Becker von Worms“ gewidmet, der vor einigen Jahren von Düsseldorf nach Frankfurt übersiedelte. Müller beginnt seine Rheinfahrt in Mainz und schließt sie an den deutschen Marken. Vom Rhein aus streift er nach Frankfurt, Trier, Aachen 2c. Kunst, Natur, Leben, Geschichte und Sage des herrlichsten Theils der Rheinlande sucht er in ein episches Ganzes zu formen, eine schöne, hochpoetische, aber auch eben so schwierige Aufgabe, deren glücklicher Lösung der überreiche Stoff nicht wenig Eintrag gethan haben mag. Die Verse sind durchsichtig, kunstvoll gemeißelt und geglättet, nur spricht leider öfters als es für die Dichtung gut ist, der kalte Verstand zwischen das warme Herzenswort des Dichters und die Absichtlichkeit tritt uns daraus vielfach entgegen. Zuweilen holt er auch gar weit aus und der poetische Kern verflüchtigt sich ihm unter den Händen. Doch hat Müller auch in diesem Epos viele Stellen, die, in das Reich poetischer Allgemeinheit erhoben, von bleibendem Werthe sind, und wir können recht gut die Wahrheit anerkennen, welche in den zwei letzten Zeilen der nachstehenden Strophe (von ihm selbst gedichtet) enthalten ist:

„Brütet nur ob meinen Liedern,
Kritelt nur ihr feinen Richter!
Sollt mirs einmal doch bekennen:
Seht, auch dieser war ein Dichter!“

Schriften: Junge Lieder. Düsseldorf 1841. — Balladen und Romanzen. Das. 1842. — Rheinfahrt. Ein Gedicht. Frankfurt a. M. 1846. — Gedichte. Frankfurt 1847. — Germania. Ein satyrisches Märchen. Das. 1848.

136. Lieder.

I.

1 Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn,
O wo ich geschwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im schwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im sonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich, Felsengestein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß ich, o Leben, mit sehnender Brust,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Lust,
Dich grüß ich, o theures, o wackres Geschlecht,
Die Frauen so wonnig, die Männer so recht!
Eur Streben, eur Leben, o mög es gedeihn:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn!
O möget ihr immer dieselben mir sein!
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

II.

Der Sommerabend schauet
So still aufs Erdenreich,
Tiefer der Himmel blauet,
Des Westens Roth wird bleich.

An den Bergen verglühet
Der goldne Abendschein,
Still heimlich rauschend ziehet
Unten der tiefe Rhein.

Es duften Reben und Rosen
Um das freundliche Haus,
Liebliche Mädchen kosen
Von dem Balkon heraus.

Sie ringen und umschlingen
Sich spielend Brust an Brust,
Saiten und Lieder erklingen
Und wecken verschollene Lust.

Ich wandle auf und nieder
Mit meinem seligsten Traum,
Verklungen sind längst die Lieder,
Ich weiß es selber kaum.

Und wie ich erwache, dunkelt
So groß mich an die Nacht,
Der Himmel, sterndurchfunkelt,
Die Berge in ruhiger Pracht.

III.

Um Liebe soll nicht gebettelt sein,
Denn Liebe ist zu groß, zu reich,
Im Himmel und auf Erden ist
Kein Schatz der Liebe gleich.

Die Brust gebiert sie froh und frei,
Sie leuchtet drin mit Himmelsglanz,
Sie will nicht Gold und Edelstein,
Nein, Liebe voll und ganz.

In ihrem träumerischen Reich
Trug ich der Krone dunkeln Schein,
War ich ein König mächtig stolz,
Ein König, mein und dein.

Doch warst im goldnen Zauberland
Du nicht die milde Königin,
Um Liebe hast du nicht geliebt,
Ich weiß nicht deinen Sinn.

Ich weiß nicht deinen stolzen Sinn
Und reiß mich blutgen Herzens los;
Nimm, liebeleere Nacht, mich auf,
Unheimlich, düster, groß.

Doch fern vereinsamt, wie ich bin,
Ich glüh in eigner Liebe Licht,
Ein König bleib ich auch allein,
Und Könige betteln nicht.

Um Liebe soll nicht gebettelt sein,
Denn Liebe ist zu groß, zu reich,
Im Himmel und auf Erden ist
Kein Schatz der Liebe gleich.

IV.

Auf eines Berges Höhen,
Da steh ich hingebannt,
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendstill das Land,
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem Dunkelblau;
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Westen wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar,
Es strahlt uns draus entgegen
Die Sonn im Untergang,
Sie winkt den Abendsegen
Das weite Land entlang.

In Stadt und Dörfern klingen
Die Glocken vollen Klang,
Auf leisen, hellen Schwingen
Verhallt der süße Sang,
Da ziehn am Himmelsbogen
Gewaltge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann schweigt es in den Lüften,
Des Westens Roth vergeht,
Von süßen Blumendüften
Nur steh ich rings umweht;
Der schöne Tag verglühte,
Doch meiner Seele nicht:
Heim geh ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

V.

Goldflammenglutig hielt der Sommertag
Wald, Wiese, Garten, Auen rings umfangen,
Das gelbe Kornfeld Abends schmachtend lag,
Die Bäume ließen müd die Zweige hangen.

Und Kühlung sucht' ich durch die Mitternacht,
Ein leiser Nebel hatte sich erhoben,
Und Alles schwamm in Duft, was hell gelacht,
Kaum glänzten mir die goldnen Sterne oben.

Hinstreifend durch das Grün griff ich hinein,
Und Halm und Zweig, gebadet, aufgerichtet,
Flog durch die Hand. Sieh, rother Tagesschein!
Die Lerche steigt, die schon ihr Lied ihm dichtet!

Natur, Natur, du treues Mutterherz,
Du schlägst sie wohl, doch heilst du auch die Wunden!
O könnte so von seinem tiefen Schmerz,
Wenn ihn das Leben traf, der Mensch gesunden!

VI.

Der Ocean liegt still und groß und hehr,
Die Sonne sinkt in die krystallnen Fluten,
Da baut sich eine Brücke übers Meer,
Aus lichten Strahlen und aus goldnen Gluten.

Hinüberzieht gedankentief mein Sinn,
Den süße Märchenträume heiter wiegen,
Mir wird, ich säh im Lichtglanz fernehin
Mit goldnem Strand die selgen Inseln liegen.

VII.

Es zieht herauf die stille Nacht
Und decket alles Land;
Groß, ruhig liegt in Sternenpracht
Der Himmel ausgespannt.
Es gehet still und leis die Luft,
Rings schlummert Blum und Baum:
O nur ein Klang, o nur ein Duft,
Ein leiser Schöpfungstraum!

Das ist für mich die süße Zeit,
Mein dunkles Herz erglüht,
Und Frieden, Schönheit, Seligkeit
Durchfühlen mein Gemüth.
Mein kühles, ernstes Herze lacht,
Das Tags erstarret stand:
Mein dunkles Herz, die dunkle Nacht,
Sie sind sich ja verwandt.

VIII.

Die Luft so still und der Wald so stumm
An dieser bewachsenen Halde,
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wiesenthal unten am Walde.

Wildblühende Blumen sprießen umher,
Rings fließen süße Düfte,
Ohne Rauschen raget der Bäume Meer
Hoch in die sonnigen Lüfte.

Nur Amselschlag einsam und weit,
Und Falkenschrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit,
Als im Waldthal grasende Rehe.

Natur in dein Leben still und kühl
Liege ich selig versunken:
Ein süßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

IX.

Schließt auch der Tag die müden Augen zu,
Endlos will seine Lust sich noch verlängern:
Volltönig stört Gesang des Dorfes Ruh,
Die Lieder sinds von ländlich frischen Sängern.

Den jungen Dirnen sind sie zugedacht,
Die ahnungsvollen Herzens sie belauschen;
Still trinkt sie ein die balsamduftge Nacht,
Auf lindem Hauch sie in das Land zu rauschen.

Volkslieder sinds, so lust- und wehmuthreich,
Recht aus dem Innern der Natur entsprungen,
Bald tändelnd, muthig, froh, bald trauernd weich!
Das tiefe Menschenherz hat sie gesungen.

Schweigt auch das Lied, noch lange bleib ich wach,
In süßen Jugendträumen mich zu wiegen.
So rauscht am Thor dem Tag die Linde nach,
Ob ihrer Vögel Lied auch längst geschwiegen.

X.

So warm und herrlich liegt die Welt,
Der Himmel blau von Saum zu Saume,
Das goldne Korn durchwogt das Feld,
Es wächst und schwillt die Frucht am Baume;

Die Lerche schweigt, die Biene nur
Schwärmt blühnden Linden froh entgegen;
Ein Brüten liegt auf der Natur:
Das thut, sie reift im Sommersegen.

Von Rebenranken überdacht,
Schaun wir hinaus stillernst versunken,
So wie die Welt von Sonnenpracht,
Sind wir von holder Liebe trunken.
Wir ruhn so sicher uns im Arm,
Kein Zweifel kann die Liebe regen,
Sie ist so wonnig, voll und warm:
Das thut, sie reift im Sommersegen.

---

137. Coronata.

Oft treibt es mich zum dunkeln Wald aus der Genossen wildem Schwarm,
Dort leg ich der Erinnerung mich in den süßen weichen Arm;
Sie schaut so träumerisch mich an und führt mich über Zeit und Raum:
Sie flüstert mir im Herzen wach der Jugendliebe schönen Traum.

Da tauchet Bild auf Bild herauf: der Frühling klingt nnd blinkt herein,
Der Himmel schwingt sein blau Panier, die Erde wogt in grünem Schein,
Der Garten blüht, es zittert rings der Rosenduft so voll und weich,
Mich küßt das Lied der Nachtigall, mein junges Herz schlägt ahnungsreich.

Und plötzlich stehest du vor mir im Schwanenkleid der Jugendlust,
Du wallest schlank und leicht und hehr, von goldnem Haar umweht die Brust.

Wie Himmel hoch, tief wie das Meer, strahlt deiner Augen blauer Schein.
O könnt ich schwingen mich hinauf, o könnt ich stürzen mich hinein!

Und fürder folg ich rastlos dir; und ob dem Munde fehlt das Wort,
Der Blick, des Herzens Bote, trägt zu dir mir die Gefühle fort.
Am Blick entflammet sich der Blick, am Herzen zündet sich das Herz.
O süßer Jugendliebe Lust! Du weinst im Glück, frohlockst im Schmerz!

Und sieh, dort aus der Wälder Grün, dort aus des Seees blauer Flut
Taucht wieder sich dein Väterschloß, die Thürme stehn in Abendglut
Aus jenem Erker klingt ein Lied und eine Harfe tönt dazu:
Es zieht so dunkel sehnsuchtwund sich durch der Thäler tiefe Ruh.

Ich nahe — lauter schlägt das Herz — du bists, umblüht vom Blumenflor,
Du siehst mich, wallend grüßt das Tuch; ich ziehe durch das hohe Thor.
Ich wechsle mit den Grüßenden, lautjubelnd des Willkommens Kuß:
Aus weiter Ferne trifft auf dich der scheuste, doch der liebste Gruß.

Geheime Lust! Wir finden uns bewußt und wieder unbewußt!
Es ruhet selig Hand in Hand und Mund an Mund und Brust an Brust,
Es rauschet durch die Säle hin, es flüstert durch der Hallen Rund:
Die hellste Thräne weinst du froh und scheu dem süßgeheimen Bund.

Bald stehn wir, wo die Linden blühn und plätschernd der Springbrunnen rauscht;
Wir tragen Sträuße in der Hand, die wir in frohem Scherz getauscht;
Bald spielen auf der Wiese wir im Sonnenschein ein blumig Spiel:
Wohl sind der Mädchen manche hold, doch du bist meiner Wünsche Ziel!

Bald reiten wir zum Wald hinaus. Dich trägt so schlank und leicht das Roß,
Zur Seite jubelt manches Lied für dich der liebende Genoß.
So düster heimlich ist der Weg durch dieser Eichen stolze Pracht,
Fern eine Waldhornmelodie klingt durch der Bäume Dämmernacht.

Bald führ ich dich zum Berg, du siehst im Sonnenschein die Lande glühn:
Weit größer, reicher sieh mein Herz im Lichte deiner Liebe blühn!
Bald fahr ich dich hinaus im See, die weißen Schwäne vor uns her:
Doch weiter ziehn wir träumend hin auf der Gedanken Liebesmeer!

Der Kuß — die Rose! — Lebe wohl! — Ach ferne dämmernd liegt die Zeit!
Doch glänzt der Blick, die Wange blüht, die dunkle Brust wird voll und weit.
O schönes, holdes Jugendlied, begeistert öffnet sich der Mund,
Und thut des Herzens ferne Lust nachklingend dir in Liedern kund.

O sitzest du im Erker dann, gleich mir auffrischend Schmerz und Lust,
Und steigst beim Lied und Saitenspiel erinnernd in die eigne Brust:
Dann horche, wenn der Abendwind zum Ohr dir meine Lieder trägt,
Und denke an ein edles Herz, das dir in edler Liebe schlägt.

---

138. Harald.

Aus Norden von dem Meere steigt schwarz herauf die Nacht.
O Dänemark nie sahst du so wilde blutge Schlacht!
Das Ufer starrt von Waffen, von Schild und Schwert und Speer:
Todt liegt das Heer der Dänen und todt der Schweden Heer.

Nur Einer harrt lebendig noch auf dem dunkeln Feld,
Er steht aufs Schwert gestützet, ein hoher, greiser Held;
Die edle Stirne decket der Helm mit goldnem Schein,
Die prächtgen Glieder hüllet der Purpurmantel ein.

Harald, der alte König, brennt eine Fackel an,
Er suchet seine Todten und holt sie Mann für Mann,
Er trägt sie zu dem Strande, wo er im Schiff sie barg.
Wer hat wohl je gesehen so großen edeln Sarg?

Drauf löst er selbst die Anker und steigt am Kiel hinauf,
Er stellt sich an das Ruder und lenkt des Schiffes Lauf;
Und wie es furcht die Woge, ein stolzer Segelschwan,
Da hebt beim Schein der Fackel der Held zu singen an:

„Fahr wohl, du grüne Insel, des heißen Kampfes Preis!
Es läßt dich nun für immer des Nordlands Kriegergreis;
Er hat dein Volk gebändigt, wie kühn es war und stark,
Und läßt dich wieder fahren, besiegtes Dänemark!

Dank euch, ihr hehren Götter, hoch in Allvaters Saal!
Ihr habt mir beigestanden auch heut das letzte Mal!
Ich siegt' in hundert Schlachten, auch dieser Sieg ist mein!
Doch weh, ich muß der letzte von allen Helden sein!

Die zwölf Genossen fielen, der Scalde wie der Held!
Zerbrochen Schwert und Harfe, sie decken rings das Feld,
Ihr, meine Söhne, sanket, du edles Zwillingspaar!
Weh, schon im ersten Fluge sinkt so der junge Aar!

Und für zukünftiges Streben ist nun mein Leben leer.
Der Tod ist meine Losung, drum nimm mich auf, o Meer!
Das Schiff war meine Wiege, das Schiff sei meine Bahr,
Es sei mein Grab der Ocean, der meine Heimat war!

Du gabst mir Haß und Liebe und ewge Freiheitslust,
Drum stürz ich mich in Wonne, o Meer, an deine Brust.
Dort ruh ich mit den Helden, indeß die Geister fliehn
Und zu den hehren Göttern im Aasensaale ziehn".

Die alten Augen glühen, es fliegt das graue Haar,
Es schwingt der Held die Fackel, sie brennt im Winde klar,
Dann wirft er schnell sie nieder, hell leuchtet auf die Glut;
Das Schiff zieht mächtig brennend dahin auf klarer Flut.

Und hohe Wellen fassen das Fahrzeug wie es zieht,
Und singen gar ein schaurig und ernstes Grabeslied,
Sie schaukeln wie die Wiege den Heldensarg daher.
Wie sanft bist du als Mutter, du altes, blaues Meer!

Und wo am Himmelsrande der Brand verglühet fern,
Da taucht aus blassem Nebel herauf ein neuer Stern,
Der vor den andern prächtig zum Aetherraume kreist:
Mich will es schier bedünken, es ist des Helden Geist.

---

139. Ein Grab in Cöln.

Du siehst des Klosters weiten Hof, die Gruft deckt jener graue Stein,
In dieser Mauern düsterm Raum lacht frühlingsgrün das Grab allein.
Es kost so warm die Sonne drauf, die Wolken drüber halten ein,
Der Vogel grüßt es aus der Luft, es glühet drum der Rosenschein.

Hier ruht, von dem ich dir erzählt, das wundersame Bruderpaar,
Das in derselben Schmerzensstund die Mutter schmerzensfroh gebar.
Die Kinder sogen Eine Brust, Ein Priester tauft sie am Altar,
Und Eine Liebe pflegte sie, sie wuchsen stark und wunderbar.

Mit braunem Haar, mit blauem Aug, darin des Lebens frischer Strahl,
Verspielten sie die Jugendzeit im Sonnenschein durch Berg und Thal.
An Antlitz gleich und an Gestalt und gleich an Herz und Sinn zumal,
So wärmte Jeder sich mit Lust an goldner Bruderliebe Strahl.

Da rief der Krieg, die Trommel scholl, die Banner wallten stolz hinaus,
Fürs Vaterland begeistert ließ das Jünglingspaar sein Ahnenhaus;
Sie sattelten die Hengste schnell und flogen zu der Schlachten Braus,
Die Siegesfahnen trugen sie und sangen kühn dem Heer voraus.

So ritten sie voll wildem Muth des Tags vereint von Schlacht zu Schlacht,
In Einem Bett verträumten sie denselben Traum im Schlaf der Nacht;
In Lust und Leid hat Jeder nur des Andern Lust und Leid bewacht;
Sie zogen treu verschlungen heim, als nach dem Sieg der Frieden lacht.

Wenn Einer liebt, wenn Einer haßt, muß Jener dann dasselbe nicht?
Sie schauten Eine Jungfrau Beid, in Beider Herzen ward es Licht;
Sie liebten Beide tief und warm und übten Beide Bruderpflicht,
Sie gönnten Beide sich das Glück und thaten Beide still Verzicht.

Die Liebste soll des Andern sein! Und heimlich zogen Beide fort,
In heilgem Eifer eilten sie zugleich an einen heilgen Ort,
Und fanden Beide wieder sich in Eines Klosters Ruheport,
Sie sagten ab der frohen Welt, gelobten Beid ihr Priesterwort.

Sie kämpften froh im Heer des Herrn, wie einst für ihrer Freiheit Pfand;
Zur Messe klang die Orgel laut, die Glocken tönten durch das Land,
Die Kirchenfahnen flatterten, es rauschte manches Goldgewand,
Und Gottes segnend Heiligthum erglänzte in der Brüder Hand.

Ihr Haar ward grau, ihr Leib ward alt, die Liebe blühte fort in Lust,
Es wärmte Jeder sich als Greis noch an des Bruders glühnder Brust.
Sie starben an demselben Tag und Keiner litt des Freunds Verlust:
Die Leiber fasset Eine Gruft, die Geister Eine Himmelslust.

Die Sonne sinkt. Wie spielet hier so lind und leis die Abendluft.
Wie glüht des Westens Abschiedskuß! Wie hellen Gruß der Vogel ruft!
Es stehn, verschlungen Zweig und Laub, zwei Rosensträuche auf der Gruft;
Sie einen hold die Blütenglut, sie einen hold den Blütenduft.

---

140. Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach,
Und forscht dabei in Gottes heilgem Wort.

Er liest, was Petrus, der Apostel, sprach:
„Dem Herren ist Ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie Ein Tag“. —
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht; —
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er stutzt, — doch sieh schon glänzt die Kirche hell;
Und draus ertönt der Brüder heilger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein, —
Doch wunderbar — ein Andrer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagts — dann murmelt man durchs Heiligthum:
„Dreihundert Jahre hieß so Niemand mehr“.

Der letzte dieses Namens, tönt es dann,
Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen keinem mehr fortan!
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ists, der drei Jahrhunderte verschwand.

Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin, und ist dem Tod geweiht,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar!
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach!
Ich weiß: ihm ist Ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie Ein Tag!“

---

141. Die nächtliche Erscheinung zu Speier.

„Wach auf“! erklingts in des Schiffers Traum,
„Wach auf, du Wächter am Strome!“
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und Zwölfe schlägt es vom Dome;
Groß vor ihm steht Einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben,
Viel riesige hohe Gestalten nahn,
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit:
So steigen sie all in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande,
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald sind sie am andern Strande.
„Wir kommen zurück, da findst du den Lohn!“
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon,
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit und war es ein Traum,
Er hüllt es tief in den Busen.

Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome,
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht,
Da schlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol über!“ ruft es vom andern Strand,
„Hol über!“ Da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schar,
Die schwebend den Nachen besteiget,
Der Kahn zieht wieder so wunderbar,
Doch Jeder der Dunkeln schweiget.

Und als sie gelandet zu Speier am Strand,
Gibt Jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden- und Sammtgebilde,
Dann aber umhüllt sie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden, stillen Gedanken,
Da riefen sie drüben um seinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken:
Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht;
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

Und löstet ihr Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbaude
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei:
Denn es thut noth des Wachens!

142. Deutschlands Wächter.

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich fei'r ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!"

8 Der Rodenstein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genossen,
Es blinkte sein Helm, es klirrte sein Schwert,
Als stark er ins Weite geschossen;
Er stürmte die Grenzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und ersang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und selten nur weilt er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen,
Ihn grüßte kein Weib, ihm lachte kein Sproß;
Was soll denn die Heimat da frommen?
Seine Rast sind die Schlachten im Wald und im Feld,
Sein Bett ist der Boden, sein Schloß ist das Zelt,
Die Braut sein liebes Deutschland.

Fürs Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis,
Voll fünfzig geschlossene Jahre,
Die braunliche Locke ward silberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterschlosse verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er gesehen.

Doch nie ist gestorben der mächtige Held,
Und sind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrschet noch stets durch die Hallen;

Und drohen dem Vaterland Kriege und Noth,
Dann dröhnt durch die Hallen des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken steigen hervor,
Gewappnet auf schattigen Rossen,
Er führt in die Lüfte sie Nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genossen;
Dort raset sein Horn, dort dröhnet sein Schild,
Dort schnaubet sein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimischen Gauen.

So zog er voran noch jeglichen Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brausenden Geisterschlachten;
Doch nahet der Frieden, er sieht es voraus
Und zieht mit dem „wilden Heere“ nach Haus,
Doch stets noch braust es hernieder:

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich fei'r ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden“.

---

143. Meister Tancho.

Zu Aachen durch die Gassen,
Da tönte lustiger Braus;
Von Mann und Weib verlassen
Stand öde jedes Haus.

Mit seinem Hofgelage
Kam selber Karl zur Schau.
Es war an diesem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen",
Begann der Kaiser laut,
„Bewohnen diese Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unsrer fleißgen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnade Quelle
Im Heiligthum erweist.
Mit ihrem freudgen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier:
Drum bringet von Sankt Gallen
Tancho, den Gießer, mir"!

Der Meister ward gerufen
Und Karl gab ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen
Dreitausend schwere Pfund,
Und Kupfererz und Eisen
Gab er in Fülle aus,
Und ließ zur Arbeit weisen
Ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk gab unverdrossen
Der Künstler sich alsdann,
Doch seine Thür verschlossen
Hielt er vor Jedermann;

Nicht, daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt er gerne
Vertauscht mit schlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht,
Die Form ward abgebrochen:
„Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem hohen Meister Heil!"

Mit freudgen Angesichtern
Steht rings das Volk im Kranz,
Doch in des Erzes Lichtern
Merkt Keiner falschen Glanz.
Man zieht zur Glockenstufe
Die Glock und fugt sie ein;
Und frohe Jubelrufe
Erschallen mächtig drein.

Und Karl tritt aus der Menge
Zuerst zu läuten vor,
Er rührt die Glockenstränge,
Kein Laut bringt in sein Ohr.
„Nicht liegts an meiner Stärke,
Die regte Größres schier,
Es lieget an dem Werke.
Den Meister rufet mir!"

Und Tancho tritt inmitten,
Im Auge grimme Glut,
Er geht mit schwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.

Ein Prasseln und ein Toben
Dröhnt durch die Balken dann:
Der Klöpfel fällt von oben
Und trifft den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen,
Und sehn des Blutes Lauf,
Da staunt das Volk, da gehen
Ihm erst die Augen auf.
Und weitum Alles schweiget,
Der alte Kaiser spricht:
„Wo Gottes Hand sich zeiget,
Da reden Menschen nicht!“



Friedrich Novalis.

Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was innre Lust mir offenbart.
Fr. Novalis.

Schönres wird doch Nichts gesehn,
Als wenn die beisammen gehn:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.
Fr. v. Schlegel.

Friedrich Novalis ist der Schriftstellername für Friedrich Freiherr von Hardenberg, welcher am 2. Mai 1772 auf seinem Familiengute Wiederstedt im Mansfeldischen geboren wurde. Sein Vater war Direktor der sächsischen Salinen. Im Elternhause genoß Novalis eine vortreffliche Erziehung und auf dem Gymnasium zu Eisleben machte er seine Vorstudien zur Universität, die er 1790 in Jena bezog, um Philosophie zu studiren. Hier wurde er mit Fichte und Fr. Schlegel bekannt. Zwei Jahre später studirte er in Leipzig und Wittenberg die Rechte und kam dann als Rechtspraktikant nach Arnstadt in Thüringen. Auf dem benachbarten Landgute lernte er Sophie von Kuhn kennen, die kaum 13 Jahre zählte und durch ihre himmlische Anmuth, ihre schöne, wunderbarliebliche Gestalt und ihren holdseligen, minniglichen Ausdruck mehr einem überirdischen Wesen, als einem Erdenkinde glich. Der Gedanke, diesen Engel zu besitzen, füllte nun des Jünglings ganze Seele, und bald erhielt er von den Eltern das Jawort für die Zukunft. 1795 ward Novalis Salinenauditor in Weißenfels und 1797 starb

seine 15jährige, innigst geliebte Braut. Tiefgebeugt vom Schmerz über den Verlust seiner Braut, die stets der Mittelpunkt seines Lebens blieb, ging er noch 1797 nach Freiberg, um Bergbau zu studiren und sich die zur Anstellung an den Salinen erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen. 1799 wurde er Salinenassessor zu Weißenfels und schloß mit Tieck und den beiden Schlegel innige Freundschaft. Angeregt durch diese Romantiker schrieb er seine meisten Poesieen. 1800 wurde er Amtshauptmann in Thüringen. Von der Schwindsucht ergriffen vollendete, das Antlitz himmlisch verklärt, schon am 25. März 1801 der sittenreine und religiöse Dichterjüngling im Elternhause in den Armen seines Freundes Fr. Schlegel und unter den verklingenden Tönen des Klaviers.

Novalis ist trotz der unklaren Mystik und der nebelhaften Phantastereien, denen wir in seinen Werken öfters begegnen, ein höchst bedeutsam poetisches Talent, an welches das der Schlegel lange nicht reicht. Seine echtchristliche Frömmigkeit begründete und nährte er durch fleißiges Lesen in der Bibel. Er genoß eine herrnhutische Erziehung und fand für seine religiöse Begeistrung, seine trüben Ahnungen, seine krankhafte Gemüthsseligkeit und seine begeisterte Schwärmerei reichlich Nahrung in den Schriften von Lavater, Jak. Böhme und Zinzendorf &c. Der frühe Tod seiner geliebten Braut und eines theuern Bruders, die ausgebildete Schwindsucht des eignen Leibes und die Natureinsamkeit, in welche ihn seine bergmännische Beschäftigung versetzte, führten seine poetische Weltanschauung dem Gipfelpunkte zu. So dem Leben von Kindheit an entfremdet, fehlte dem Jüngling das Organ zur richtigen, klaren Auffassung und Anschauung der sinnlichen Welt und nur selten gelang es ihm in voller, poetischer Kraft und ewiger Schönheit ein weltliches Lied zu schaffen, entsprungen aus einem heitern, klaren Bewußtsein, aus einer gesunden und frischen Lebensansicht. Unter den wenigen weltlichen Liedern, die er in dieser Weise gedichtet hat, zeichnen sich das: „Weinlied“ und das „Bergmannslied“ durch Wahrheit poetischer Auffassung und Durchführung höchst vortheilhaft aus. Wie hier das Bergmannsleben in durchsichtigster

Klarheit meisterhaft geschildert wird, so ist dort der Wein auf die kunstvollste, erfreulichste Weise personificirt. Schiller hat in seinem „Punschlied im Norden zu singen", Wein und Punsch, als die von Natur und Kunst erzeugten Getränke, einander gegenüber gestellt. Zur Vergleichung setzen wir die 4 ersten Strophen von Schillers Gedicht, welche den Wein besingen, hieher:

„Auf der Berge freien Höhn,
In der Mittagssonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften,
Zeugt Natur den goldnen Wein.

Und noch Niemand hats erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd, wie ein Sohn der Sterne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und krystallenhell,

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Brust
Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust".

Novalis, ein herrlicher Geist und ein tiefes Gemüth, ist der Einzige unter den Romantikern, welcher außer dem Mystischen und Nebelhaften die reinchristliche Innigkeit und die gläubig religiöse Seite in der Romantik am besten darstellt. Viele seiner „geistlichen Lieder" sind voll tiefen religiösen Gefühls, fruchtbarer Glaubenstiefe, Innigkeit, Wärme und Einfalt des Gemüths und warfen den Funken kirchlich-religiöser Begeistrung in die glaubensarme Zeit. Diese Gedichte, welche zu den schönsten Kirchenliedern gehören und einen bleibenden poetischen Werth haben, sollten einen Theil eines christlichen Gesangbuchs ausmachen, das Novalis mit

einer Sammlung von Predigten begleiten wollte. Das Hauptstreben des Dichters war aber Religion und Philosophie, Kunst und Leben miteinander auszusöhnen und die Poesie zum Mittelpunkt aller menschlichen Weltanschauung zu machen. Seine Hauptdichtung ist der Roman: „Heinrich von Ofterdingen“, der wohl viele hochpoetische Schönheiten und Vorzüge aufzuweisen hat, aber als klassisches Kunstwerk (freilich auch unvollendet!) der genialen Gestaltung und innern organischen Einheit ermangelt. In den „Fragmenten“ über Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft, Aesthetik und Literatur glänzt unter vielem Werthlosen manche echte Perle des Geistes und Gemüthes, welche in der Jugend den Sinn zu tieferer und ernsterer Lebensansicht erweckte und so von nachhaltiger Wirkung war.

Schriften: Sämmtliche Schriften, herausg. von L. Tieck und Fr. v. Schlegel. 2 Thle. Berlin 1802. Fünfte Auflage. Das. 1838. — Dritter Theil. Herausgegeben von L. Tieck und Ed. von Bülow. Berlin 1846.

144. Weinlied. (Aus: „Heinrich von Ofterdingen“.)

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchbringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luftge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heilgen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es Keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

---

145. Bergmannslied. (Aus: „Heinrich von Ofterdingen".)

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß und Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längstverflossnen Zeit,
Ist sie, ihm zu berichten,
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heilge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hilfreich den Berg hinauf,

Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm;
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

---

146. Geistliche Lieder.

I.

Was wär ich ohne dich gewesen?
Was würd ich ohne dich nicht sein?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen
Ständ ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorgen kund?

Einsam verzehrt von Lieb und Sehnen,
Erschien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach;
Ich fände Unruh im Getümmel
Und hoffnungslosen Gram zu Haus:
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniß!
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden,
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben wird zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb und Lust;
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib ich sein demuthvolles Kind,
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn Zwei auch nur versammelt sind.

O geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein!
Streckt Jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh sie zu uns ein!
Der Himmel ist bei uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an:
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht, wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt;
Ein jedes Wort schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu sein;
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drin;
Und wards in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn voll Lieb und Macht
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht;
Nun sahn wir erst den Himmel offen
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein selger Traum,
Und ewger Lieb und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier:
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue, weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieses reift.

II.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunterzieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir zu Muth,
Doch ich genaß von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage,
Vernimmst du seine Lieb und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein:
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergibt.

III.

Wenn ich ihn nur habe *),
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich Nichts von Leide,
Fühle Nichts, als Andacht, Lieb und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

*) In den meisten Gedichtsammlungen ist die Aufeinanderfolge der Strophen dieses Liedes eine andere als hier, wo sie mit dem Original genau übereinstimmt.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längstvermißte Brüder
Find ich nun in seinen Jüngern wieder.

IV.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O, lasse nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

V.

Ich weiß nicht, was ich suchen könnte,
Wär jenes liebe Wesen mein,
Wenn er mich seine Freude nennte,
Und bei mir wär, als wär ich sein.

So Viele gehn umher und suchen
Mit wildverzerrtem Angesicht,
Sie heißen immer sich die Klugen,
Und kennen diesen Schatz doch nicht.

Der Eine denkt, er hats ergriffen,
Und was er hat, ist Nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umschiffen,
Nichts als ein Name wird sein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze,
Und der nach einem Lorbeerzweig,
Und so wird von verschiednem Glanze
Getäuscht ein Jeder, Keiner reich.

Hat er sich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich!
Wer uns zu Lieb aus diesem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von ihm denn Nichts gelesen,
Kein armes Wort von ihm gehört?
Wie himmlisch gut er uns gewesen,
Und welches Gut er uns bescheert?

Wie er vom Himmel hergekommen,
Der schönsten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von ihm vernommen,
Wie viel durch ihn genesen sind?

Wie er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde sich geleget
Zum Grundstein einer Gottesstadt?

Kann diese Botschaft euch nicht rühren,
Ist so ein Mensch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch schlug?

Laßt ihr nicht Alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunsch Verzicht;
Wollt euer Herz nur ihm bewahren,
Wenn er euch seine Huld verspricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du bist mein Leben, meine Welt;
Wenn Nichts vom Irdischen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich schadlos hält.

Du gibst mir meine Lieben wieder,
Du bleibst in Ewigkeit mir treu,
Anbetend sinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohnest du mir bei.

146. Sehnsucht nach dem Tode. (Aus den „Hymnen an die Nacht".)

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sei uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb und Treue?
Das Alte wird hintangestellt:
Was soll uns denn das Neue?
O, einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch Mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blütenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heilge Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimat gehn,
Um diese heilge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir Nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir däucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los,
Und senkt uns in des Vaters Schooß.

A. Graf v. Platen-Hallermünde.

Um den Geist empor zu richten von der Sinne rohem Schmaus,
Um der Dinge Maß zu lehren, sandte Gott die Dichter aus.
A. v. Platen.

Doch willig hast du auf ein Lob verzichtet,
Das für den Kern die Schale stets erkoren;
Du gleichst dem Wein, der äußerlich gefroren,
So Geist als Glut im Innersten verdichtet.
E. Geibel.

August Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Oktbr. 1796 zu Ansbach geboren. Seine Geburtsstadt war auch die des einst vielgefeierten Dichters Joh. Peter Uz, und sein Geburtsjahr dessen Todesjahr. Uz starb am 12. Mai 1796. Die folgenden Worte Platens beziehen sich darauf:

„In demselbigen Jahr, als Uz wegstarb und zwar im erfreulichen Weinmond,
Ward dort überdies noch ein zweiter Poet höchst würdigen Eltern geboren“.

Platens Vater war preußischer Oberforstmeister zu Ansbach. Sein Geschlecht stammte von der Insel Rügen, wanderte nach Braunschweig-Lünneburg aus und gelangte am Hofe des Kurfürsten Ernst August von Hannover zu einem Einfluß und einer Bedeutung, die der Platen'schen Linie bis heute erhalten blieben. Platen genoß eine vortreffliche Erziehung. Von seinen Eltern zum Militärdienst bestimmt kam der 10jährige Knabe in die königl. Kadettenschule zu

München, wo er oft den Knabenspielen entsagte und die eifrigste Lernbegierde ihn ins Zimmer und an die Bücher fesselte. Sein leichtbewegliches, weiches Gemüth, die Liebe zum Ernsten, Edeln und Erhabenen, ein kräftiger Wille und ein entschiedenes Streben nach einer gewissen Selbstständigkeit zeigten sich schon damals als die Hauptgrundzüge seines spätern Charakters. 1810 kam Platen aus der Kadettenschule in das königliche Pageninstitut, 1814 wurde der 18jährige Jüngling Lieutnant im Leibregimente Maximilians und 1815 mußte er Theil nehmen am letzten kriegerischen Feldzug gegen Napoleon. Der Waffenlärm auf feindlichem Boden vermochte aber eben so wenig die Musen ganz ferne zu halten, wie das Parademachen und der Wachedienst in der bayerischen Residenz. Eine seiner Gaselen beginnt: „Der Trommel folgt ich manchen Tag"; der wissensdürstige Jüngling wäre freilich lieber der Universitätsglocke in die Hörsäle der Weisheit, als der Trommel auf den Exercier- und Paradeplatz ꝛc. gefolgt. Im Herbste 1815 kehrte er aus Frankreich in seine Heimat zurück. Durch den Feldzug war die Reiselust in ihm erwacht, welche sein ganzes Leben lang leidenschaftlich seine Brust erfüllte und Lord Byrons Wort: „Der Trieb zum Reisen ist außer dem Ehrgeize vielleicht die mächtigste aller Anregungen", bewährte sich bei ihm. Dieser Reiselust gab er später Worte in dem Liedchen, das er den Amtsdiener Sirmio in der „verhängnißvollen Gabel" singen läßt:

„O wonnigliche Reiselust,
An dich gedenk ich früh und spat!
Der Sommer naht, der Sommer naht,
Mai, Juni, Juli und August:
Da quillt empor,
Da schwillt empor
Das Herz in jeder Brust.
Ein Thor, wer immer stille steht,
Drum Lebewohl und reisen wir!
Ich lobe mir, ich lobe mir
Die Liebe, die auf Reisen geht!

Drum säume nicht und träume nicht
Wer meinen Wink versteht!"

1816 machte er eine Fußreise in die Schweiz und schwärmte bald in Liedern über fernes Land und Meer. In seinem 22. Jahr bezog Platen die Universität Würzburg, wo er mit musterhaftem Fleiße Philologie und Philosophie studirte. Nach und nach erlernte er sogar außer klassischem Deutsch auch Lateinisch, Griechisch, Französisch, Arabisch, Persisch, Spanisch, Portugiesisch, Italisch, Englisch, Holländisch und Schwedisch, und las mit vortrefflichsten Erfolge die vorzüglichsten Dichter in der Ursprache. Im September 1819 vertauschte Platen Würzburg mit der Universität Erlangen. Die Tage, welche er hier verlebte, gehören zu den glücklichsten seines ganzen Lebens. Mit glühendem Wissensdurst saß der Jüngling zu den Füßen des Philosophen Schelling, dem er in drei Sonetten seine hohe Verehrung zollt. Als Student machte Platen jährlich kleine Ferienreisen durch die deutsche Heimat. Am längsten und liebsten hielt er sich in Wien auf. In Jena lernte er Goethe kennen und in Bayreuth war er mehrere Wochen bei Jean Paul gastfreundlich aufgenommen. Er sang dem bald darauf verstorbnen Dichter „für seine seelenvolle Lieb und Milde" ein schönes Sonett nach. Auch in Stuttgart fand er die herzlichste Aufnahme und freute sich besonders seiner persönlichen Bekanntschaft mit Uhland und Schwab, so daß er der schwäbischen Dichter noch in der „verhängnißvollen Gabel" ehrend erwähnt mit den Worten: „Von Stuttgart her bringt ein gemüthlicher Ton zartfühlender, heimischer Lieder". Das Buch über die Weisheit der Inder von Fr. v. Schlegel und Goethe's „Divan" erregten in Platen mächtig den Trieb nach dem Studium orientalischer Poesie. Er strebte unablässig das Wesen orientalischer Poesieformen zu begreifen, um einen Wettstreit der deutschen Sprache mit der Sprache des Orients beginnen zu können. Fr. Rückert war damals der Einzige, welcher, stark und gewandt, die Sprache der Heimat handhabte und den Geist des Ostens erkannte, weßhalb sich auch Platen 1820 zu ihm auf die Burg zu Nürnberg begab, um wissenschaftliche Belehrung

von ihm zu erhalten. Die Frucht davon waren die „Gaselen" (Erlangen 1821), bald darauf erschien auch der „Spiegel des Hafis". Aber weder dieser noch jene verschafften dem Dichter die Anerkennung wie sie ihm durch „Neue Gaselen" (Erlangen 1823), ebenfalls einer Sammlung lyrischer Gedichte im orientalischen Gewande, zu Theil wurde. Sehr treffend setzte ihnen der Dichter das Motto:

„Der Orient ist abgethan,
Nun seht die Form als unser an".

Goethe findet in Platen „ein hohes Talent" und „alle Haupterfordernisse eines guten Poeten". Die Gaselen sind ihm „wohlgefühlte, geistreiche, dem Orient vollkommen gemäße, sinnige Gedichte". Gaselen sind kleine Gedichte in orientalischer Form. Ihr Inhalt ist Wein und Liebe, Frühling und Jugend, Sorge und Noth, häuslicher Friede und häusliches Glück ꝛc. Ihr Charakter ist das Schmeichlerische, oder wie es Platen nennt, das „schelmische Getändel". Sie bestehen aus Verspaaren (Distichons). Das erste Verspaar und der zweite Vers eines jeden folgenden Paares haben durchgehends ein und dasselbe Wort als Reim. Die Gaselenform ist sehr schwierig und so schlecht die Gasele in Form und Inhalt aus der Hand eines Unberufenen hervorgeht: so leicht, lebensvoll und vollendet tritt sie aus der gottgeweihten Hand eines Meisters in reiner Kunstschöne, voll Anmuth und Kraft, Fülle der Melodie und edler Bewegung hervor.

Ziemlich rasch nach den Gaselen ließ Platen verschiedene kleine Lustspiele auf einander folgen, die in glatten Versen gedichtet sind, denen aber doch mehr oder weniger der dramatische Nerv fehlt. „Der gläserne Pantoffel" zeugt von Platens Studium der Volkspoesie. Zwei deutsche Kindermärchen: „Aschenbrödel" und „Dornröschen" lieferten ihm den Stoff dazu. Das kleine scherzhafte Lustspiel: „Berengar" erinnert durch seinen klaren, wohlgerundeten Dialog an Goethe's Torq. Tasso. Die poetisch höher gestellten Figuren reden in Versen, die gewöhnlicheren in Prosa.

Charaktere „von echtmenschlichem Gepräge“ enthält das Schauspiel: „Treue um Treue“. Es ist dieß:

„Ein Lied von Treue, die Gefahr und Macht,
Und selbst Entfernung als gering verachtet,
Und über Land und Ocean hinweg
Den schönen Einklang edler Liebe lehrt“.

Einer Novelle aus dem Volksbuche von den sieben weisen Meistern ist der Stoff zu dem kleinen Lustspiel: „Der Thurm mit sieben Pforten“ entlehnt und das uralte Märchen gewann durch seine völlig bühnengerechte dramatische Bearbeitung eine reizende Gestalt.

Im Herbste 1824 machte Platen eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien nach Venedig, wo es ihm so gut gefiel, daß er einige Wochen über die Urlaubszeit ausblieb, wofür er „bei seiner Heimkehr mit einem mehrwöchigen strengen Arrest in Nürnberg büßen mußte“. Eine Frucht dieser Reise ist eine Reihe herrlicher „Sonette aus Venedig“, worin der Dichter die ehemalige Pracht und Größe, Herrlichkeit und Kunstliebe Venedigs in einer Vollendung der Sprache und mit so würdigen, erhabnen Bildern schildert, daß er selbst dem Feinde staunende Bewundrung abzwingt. Die Eindrücke, welche Oberitalien und Venedig in dem Dichterherzen zurückließen, entfachten bald in Platen die heiße Glut der Sehnsucht auch das übrige Italien zu sehen. Er schrieb an Schwab: „In Italien gedenke ich mein Leben zu beschließen und wenn ich mich dahin betteln müßte; denn nur dort hoffe ich meine Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, wenn dieses Wort nicht ein Frevel ist. Aus der bildenden Kunst ziehe ich die größten Belehrungen.“ Sein sehnlichster Wunsch ging in Erfüllung; denn als Cotta „die verhängnißvolle Gabel“ anständigst honorirte, und König Ludwig von Bayern, dem der Dichter dieses Werk einreichte, den erbetenen Urlaub bewilligte, unternahm Platen, „satt von seinem Vaterlande,“ am 3. Septbr. 1826 seine Reise nach Italien, dem Garten Europas, wo er schadlos gehalten wurde für so manchen Verlust und für manches in der Heimat verkannte Gedicht.

Im Frühjahr 1827 verließ er Rom und begab sich nach Neapel, wo er in „heilsamer Luft“ und unter „unwandelbarem Himmel“ in jenem Elysium zu genesen hoffte und das farbensatte Idyll: „Bilder Neapels“ dichtete, worin er die herrliche Stadt und ihre Bevölkerung, südliche Natur und südliches Leben so meisterhaft schildert. Durch den Anblick des Hafens und des Meeres erhob sich sein Gemüth zu ruhiger Klarheit empor. Mit dem gleichgesinnten Maler und Dichter August Kopisch (Siehe Bd. II., S. 93) lebte Platen im innigsten Freundschaftsverhältniß. Beide machten im Sommer gemeinsam kleine Ausflüge nach Capri, Ischia und die übrigen Inseln des Golfs von Neapel. Im Spätjahr blieb Kopisch in Neapel und Platen begab sich über Sorrent nach Rom. Auf Veranlassung des jetzigen Königs (damaligen Kronprinzes von Preußen) wurde dem Dichter der Antrag gestellt, gegen ein jährliches Honorar von 2500 Thalern eine kritische Zeitschrift für die Bühne herauszugeben; ein glänzender Antrag, den aber Platen unbedenklich ablehnte. Von Rom wandte er sich 1828 unter andern nach dem paradiesisch gelegenen Spoleto, nach Perugia, besuchte die Insel Elba, nahm Seebäder in Livorno, ging nach Pisa, Florenz, auf die Insel Palmaria, nach Genua, Parma, wanderte durchs Piemontesische, wo ihm seine Gedichte confiscirt wurden, nach Mailand und Bergamo und dann aus der „nebelreichen Lombardei“ wieder ins Toskanische nach Florenz. Im nämlichen Jahre wurde Platen auch Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu München und erhielt so durch den König Ludwig eine hinreichend unabhängige Existenz. Die folgende Zeit über durchkreuzte der Dichter Italien nach allen Richtungen, von 1830 — 32 widmete er sich in Neapel historischen Studien, kam im letzteren Jahre, um eine heilige Pflicht zu erfüllen (denn sein Vater war gestorben) nach Deutschland zurück, verbrachte den Winter still in München, schrieb: „Die Liga von Cambrai“, ging 1833 wieder nach Venedig, dichtete dort die reizende Ekloge: „Das Fischermädchen in Burano“ ꝛc. Wegen einer zweiten Auflage seiner „Gedichte“ kehrte er noch vor Weihnachten dieses Jahres nach München zurück und ging von

da nach Augsburg zu seinem theuern Freunde, dem Grafen Friedr. Fugger. Hier besorgte er mit strengster Kritik die neue Auflage seiner Gedichte, welche mit großem Beifall aufgenommen wurden. Im April 1834 reiste Platen wieder nach Italien ab, wohl nicht ahnend, daß er für immer aus der Heimat und dem deutschen Vaterlande scheide. In Neapel gebrauchte er die Seebäder, den Winter verbrachte er in Florenz, dichtete die Todtenklage um den am 2. März 1835 verstorbnen Kaiser Franz, schiffte sich noch im März in Livorno ein, um mit dem Dampfboot nach Neapel zu reisen, das er eilend mit Sicilien vertauschte, doch kehrte er im Juli wieder nach Neapel zurück, von wo ihn aber bald wieder die Furcht vor der Cholera nach Sicilien trieb. In Palermo nahm er täglich ein Seebad. Auf seinen 39. Geburtstag verließ er Palermo und kam am 11. November nach Syrakus, wo er an einen alten Herrn Don Mario Landolina empfohlen war, der ihn ganz vorzüglich freundlich aufnahm, ihm auch eine Wohnung besorgte, und ihn in seiner Krankheit sorgfältigst verpflegte. Der Patient hatte durch eigne Schuld seine Krankheit bis zum heftigsten Fieber verschlimmert. Platen stand im schönsten Mannsalter und auf dem Wege zu gewaltiger Wirkung, als der Todesgenius am 5. Dezbr. 1835 zu Syrakus die Fackel senkte und den Dichter in die himmlischen Gefilde ewiger Schönheit aus dem vergänglichen Erdenparadies abberief. Nun deckt schon längst unter Siciliens Himmel in der Villa Landolina der schlichte Marmor die Hülle des deutschen Pindar. Am Neujahrstage 1836 wurde durch die Münchener Blätter Platens Tod in Deutschland bekannt und nicht blos so manches Blatt in Deutschland, sondern auch „der Adler des Westens", eine deutsche Zeitung in Philadelphia, lieferten einen Nekrolog und streuten Gedichte über die Gruft des edeln Sängers. Das beste Gedicht ist das von seinem Freunde Kopisch: „Bei der Nachricht von dem Tode des Grafen August von Platen" gedichtete, das wir absichtlich aus den Gedichten Kopisch's zurückbehalten, um es passender hierher zu setzen:

„Schwermüthig tönt, meerüber und fern
Von Ortygias Fels her, Sage: wie du
Einsam starbst! Ach! und es hat Freundeshand,
Pflegende, dich nimmer gelabt!
Fern war von dir ich, ferne von dir!
Und es warf kein Freund dir Erde ins Grab,
Als hinein sank in den Schlund, was an dir
Sterbliches war, Staub zu dem Staub!
Trauernd gedenk ich dein . . . und es dringt
In das Herz mir Weh! — Du aber vielleicht
Schüttelst nun Fittige schon, frei des Grams,
Welcher des Leibs Wohner befängt . . .
Froh! denn du warst unheimisch dahier
Und ein Pilger stets. Unstät, unerfreut
Sangst du hier Anderer Glück, deines nicht!
Wurde dir viel Wonne zu Theil?
Ach, Liebe gab dir Schmerzes genug,
Und sie ließ der Lust dich kosten, vom Rand
Kosten nur! aber im Fliehn ließ sie dir
Tief in der Brust haften den Pfeil!
Schönheit allein umschwebte dich treu
Und erhielt allein noch Odem in dir:
Für sie zogst kämpfend du aus, mühevoll
Wider den Schwarm frevelnden Volks!
Ein Fremdling ward Schönheit! Unerkannt,
Ungehört, verfolgt, schwermüthigen Schritts
Geht sie nun, Wenigen hold, ihre Bahn:
Sie, die, geehrt, Selige schafft!
Einst wollten wir, ihr folgend, die Welt
Uns beschaun, vereint, — Ortygia auch!
Trennung kam, lange! und wollt' ich zu dir
Reden, so nahm Trauer das Wort! —
Misch ihm den Staub, Ortygia, nun,
Von dem Meer umhallt, zu Aeschylos Staub!

Nachtigall, griechische, komm, töne gern,
Ihm um die Gruft flatternd, Gesang!"

Platen, der vielverkannte und vielgeschmähte Platen, war ein gediegner, tiefer und sittlich reiner Charakter, der der Kunst sein tiefstes Sinnen, ja das Leben selbst geschenkt hat und darum auch seinem sonst geliebten Lehrer, Prof. J. J. Wagner in Würzburg, den Ausspruch: „Die Kunst ist todt", nie verzeihen konnte. Die Kunst war ihm heilig und deßhalb sind auch so viele Gedichte des Meisters, die der krystallklare Strom eines „über Kunst und Leben ruhig waltenden Geistes" sind, von den Gesellen und Handlangern unheiliger Gehaltlosigkeit, Maßlosigkeit und Zerrüttung heftig angegriffen worden. Traurig, daß auch anerkannte Dichter, wie die beiden Düsseldorfer: „Heine" und „Immermann" die empörendsten nnd unbegründetsten Ausfälle auf Platen machten und ihn sogar mit ihren kritisch schmähenden Stimmen bis nach Italien verfolgten. Später soll Heine dem Journalisten Weil in Paris gestanden haben, daß er „Platen Unrecht gethan". Er sagt: „Es war eine Parteisache und der Gegner war bedeutend". Nach solchem Geständniß mag Jeder selbst das Richteramt zwischen den streitenden Parteien übernehmen.

Platen fühlte sich dazu berufen, als ein geweihter Priester der Kunst die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel der Dichtkunst zu vertreiben; denn an heiliger Stätte, wo das Evangelium der Poesie gepredigt werden soll, darf nur ein Begünstigter der Musen stehen: darum sagt Platen in der Gabel mit Recht:

„Wer hier zum Volke spricht in stolzen Tönen,
Der sei auch würdig vor dem Volk zu sprechen;
Entnervendes zu bieten, statt des Schönen,
Ist an der Zeit ein Majestätsverbrechen. —
Mündig sei, wer spricht vor Allen; wird ers nie, so sprech er nie,
Denn was ist ein Dichter ohne jene tiefe Harmonie,
Welche dem berauschten Hörer, dessen Ohr und Sinn sie füllt,
Eines reingestimmten Busens innerste Musik enthüllt".

Die Verwässerungen der weitschweifigen, hunderteellenlangen Schicksalstragödien, welche nach den Freiheitskriegen als stark gepfefferte Speise den verdorbnen Geschmack der Menge reizten und so große Herrschaft und Verehrung fanden, waren Ursache, daß Platen in dem mehrgenannten aristophanischen Lustspiel: „Die verhängnißvolle Gabel" die Schicksalspoeten, ihre dichterischen Verkehrtheiten und ihren theatralischen Bombast mit der scharfen Geißel der Ironie zu züchtigen suchte. Er kämpfte mächtig gegen den schlechten, verderblichen Zeitgeist und hat Deutschland selbst und deutsche Gebrechen geschildert. Im Politischen hat er sich nicht mehr erlaubt als jede Zeitung. Er sagt in der Gabel:

„Wie es steht in deutschen Landen frage man Poeten nicht!
Einem spätern Meister überläßt er die berühmte That
Volk und Mächtige zu geißeln, ein gefürchtet Haupt im Staat".

Die Literatur, ihre Träger und Verehrer nimmt er aber um so schärfer unter die Scheere. Werner, der Vater der Schicksalstragödie, Müllner, der Chorführer, Raupach und Houwald die Jünger derselben 2c. müssen seinen ganzen Spott empfinden; denn:

„Schneemännern gleichen solcherlei Tragödienverfasser,
Carricaturen sind sie heut und morgen sind sie Wasser".

In dem Ausdruck: „Müllner der die Schuld geschneidert" (Gabel), und „Die Schuld ist eine Mißgeburt der Zeit" (Schatz des Rhampsinit) stimmt Platen mit Schlegel überein, der seine Kritik über Müllner 2c. mit den Worten Schillers schließt: „Der Uebel größtes aber ist die Schuld!"

Ueber Kotzebue, der der Deutschen Leib- und Herzpoet gewesen war, sagt Platen zum Publikum:

„Was galten dir vor dem Apoll die Musen alle neune?
Auf jeder Bühne fand man ihn, ja fast in jeder Scheune:
Kein andrer Dichter rühmt sich deß', drum weigert ihm nicht länger
Als deutschem Aeschylus den Kranz, als nationellstem Sänger!
Er schmierte, wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope".

Weiter heißt es an einer andern Stelle:
„Ja in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Preist man Claurens Albernheiten und verbietet Schillers Tell. —
Dieses mark- und knochenlose Publikum beklatschet nur,
Was verwandt ist seiner eignen Froschmolluskenbreinatur".

Nicht mit Unrecht geißelt er den damaligen Geist der Nation mit den Worten, die nebenbei wieder Clauren treffen:

„— Diese Nation
Saalbadert so gern,
Saalbadert herab von der Kanzel,
Saalbadert zu Haus, saalbadert sodann
Vor Gericht, saalbadert im Schauspiel!
Drum nimmt sie allein Saalbader in Gunst,
Saalbader in Schutz; drum liest sie nur dich,
Statt Goethe und statt
Jean Paul, saalbadernder Clauren".

Als endlich durch die verhängnißvolle Gabel des Schicksals Tücke erfüllt und Mopsus auch todt ist, da wollen sich die Andern in den hinterlassenen Schatz theilen. Der vermeintliche Schatz ist aber der nun erlösete Geist „Salome", welcher die herrlichen Worte spricht:

„Folget seinem Flug und lasset unter euch der Sorgen jede
Und mit Adlerklaun zum Himmel trägt er euch als Ganymede,
Wo die Schönheit mit verschämtem Lächeln senkt den Blick, den süßen,
Und von steter Jugend träumet zu des ewgen Vaters Füßen;
Wo ein hoher Wonnetaumel spielt in alle Seelentriebe,
Holder als ein menschlich Auge, wenn es blickt den Blick der Liebe!
Dort, wo Friede wohnet, mögt ihr seligen Gesängen lauschen;
Aber lebet wohl, es fangen meine Flügel an zu rauschen!"

In der Schlußparabase der Gabel spricht sich Platen in kurzen Worten über sein Lustspiel aus:

„Ihr findet darin bei sonstigem Spaß, auch Rath und nützliche Lehre,

Und Alles zum Trotz dem Verkehrten der Zeit und dem Trefflichen Alles zur Ehre.
Ihr findet darin manch witziges Wort und manche gefällige Wendung,
Mit erfindender Kraft und Leichtigkeit auch eine gewisse Vollendung.
Denn wie sich enthüllt jemaliger Zeit Volksthum in den epischen Liedern,
So spiegelt es auch in Komödien sich, sammt allen Gelenken und Gliedern,
Drum hat der Poet euch Deutschland selbst und deutsche Gebrechen geschildert,
Doch hat er den Spott durch freundlichen Scherz, durch hüpfende Verse gemildert".

Aus Italien schickte Platen, der erbittertste Feind der Romantik, das Lustspiel: „Der romantische Oedipus", der nicht allein gegen Immermann, (an dem er sich freilich schwer rächte) und Heine gerichtet war, sondern auch zugleich ein Vertheidigungskampf für Altar und Herd („pro aris et focis") sein sollte. Immermann wurde als „Nimmermann" zum Träger alles Matten, Gemeinen, Unsittlichen und Formlosen gemacht; denn

„— gesalbt zum Stellvertreter hab ich dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft".

Die vielgliederigen, „weltkugelumsegelnden Worte", wie sie in der „Gabel" und im „Oedipus" vorkommen, nämlich: „Demagogenriechernashornsangesicht, Vorzeitsfamilienmordgemälde, Obertollhausüberschnappungsnarrenschiff, Freischützkaskadenfeuerwerkmaschinerie" 2c., in welchen des Verkehrten so viel zusammengedrängt ist, sind keine leere, sinnlose Spielerei, sondern haben ihre rechte satyrische Bedeutung und finden sich bei allen Komikern aus der Zeit des alten attischen Lustspiels. In der „Nachschrift an den Romantiker" sagt der Dichter:

„Irrthümern bin ich gefolgt und habe, da falscher Schein
Betrügt, die Hefe geschöpft, zu zeigen wie schlecht der Wein".

Die „Abbassiden. Ein Gedicht in 9 Gesängen" wurden 1830 vollendet, erschienen aber erst 1834 im Druck. Der Stoff ist aus dem Märchen 1001 Nacht und das Gedicht besingt im unscheinbaren Gewand der serbischen Volkslieder die Abenteuer der wandernden Söhne des Chalifen Harun al Raschid zu Bagdad. Alles ist durchsichtig und klar und die heitere, lebenswarme Märchenwelt ist mit einer Fülle der lieblichsten Bilder ausgestattet. Weil Platen „selbst an die heitere Unschuld des Märchens" glaubt, darum trägt er auch die Unmöglichkeiten mit der kindlichsten Glaubenstreue vor und läßt es sich nicht einfallen „an den Wundern seiner Welt mit dem leisesten Hauche des Zweifels zu streifen". Einzele Stellen aus den Abbassiden sind in Lesebücher zum Schulgebrauche aufgenommen und widerlegen am besten diejenigen, welche Platens Volksthümlichkeit gänzlich läugnen.

Die französische Julirevolution und der polnische Freiheitskampf stimmten Platen zur politischen Lyrik, in welcher er weder an Kraft noch Freiheit der Staats- und Kunstansicht von seinen Nachfolgern übertroffen wurde. Man vergleiche in dieser Beziehung das musterhafte Gedicht: „An einen deutschen Staat" und das: „Wiegenlied einer polnischen Mutter".

In der Ballade hat Platen ebenfalls seine hohe Meisterschaft als Lyriker bewiesen und uns von den süßesten und reifsten Früchten seiner Poesie geboten. Außer der „Gründung Karthagos" und der Bestattung Alarichs: „Das Grab im Busento" 2c., die sich auf die Sage gründen, hat der Dichter geschichtliche Stoffe gewählt und dieselben mit einer Großartigkeit historischer Erinnerung, einer Fülle und Tiefe des Gefühls, einer Macht, Kürze, Klarheit und Reinheit der Sprache ausgeprägt, daß sie neben den vollendetsten aller deutschen Balladen zu stehen würdig sind. Wir nennen noch außer obiger: „Der Pilger vor Skt. Just", „Harmosan", „Der alte Gondolier" und „Klagelied Kaiser Otto III. Besonders sind die beiden letzten in der Form so „knapp und präcis, wie sie in der Empfindung tief sind" und Platen zeigt darin die „Macht, welche die Lyrik üben kann, wenn ein gefühls-

tiefer Dichter einen würdigen Stoff ergreift". In rührender, seelenvoller Weise singt der Gondolier in der balladenhaften Elegie Venedigs Schmerz und Klagelaute und über Ottos Klagelied breitet sich die lieblichste Milde.

Die antiken Rhythmen oder altklassischen Formen hat Platen meisterhaft beherrscht. Seine Oden sind lebensvolle, wahrheitsgetreue Gemälde klassischer Schönheit, die sich nicht bloß durch dichterische Form, sondern auch durch den Reichthum großer und tiefer Gedanken auszeichnen. Die Oden: „An Karl X.", „Einladung nach Sorrent" (an Kopisch), „Loos des Lyrikers", „Der Vesuv im Dezember 1830" ꝛc. sind die sprechendsten Belege dazu.

Die „Hymnen" oder „Festgesänge", wovon hier die beiden: „Dem Grafen Fr. Fugger" und: „Auf den Tod des Kaisers" aufgenommen sind, waren Platens Schwanengesang. Er hatte sie für ein eignes Büchlein bestimmt und hielt sie in jedem Fall für das Beßte, was er geleistet; er spricht es unverzagt aus, daß er darin die lyrische Kunst Deutschlands auf ihren Gipfelpunkt gebracht habe: „Frei steht die Folge Jedem, ich fliege voran!" Platen nahm sich bei seinen Festgesängen den begeistrungstrunknen und doch maßvollen Pindaros zum Muster und hat so seinen Gedankenreichthum und seine Gedankenhoheit, wie die Fülle seiner großartigen Phantasie mit einer Anmuth und Sicherheit, einem Schwung und Glanz dem musikalischen Tonfall hellenischer Rhythmen angepaßt, daß die Festgesänge nicht nur das höchste sind, was die deutsche Sprache in reimloser rhythmischer Poesie aufzuweisen hat, sondern auch nach dem Urtheile eines der größten Kenner Pindars theilweise den Schöpfungen des unsterblichen Griechen an die Seite gestellt werden können. Viele Einzele, namhafte kritische Stimmen, welche nicht bloß Platens Fehler rügen und ihn namentlich deßhalb tadeln, weil er sich absichtlich von „deutschem Sinne, deutschem Lieben und Leben überhaupt abgewendet", weil persönliche Gereiztheit, üble Laune, Mißstimmung, bitterer Weltschmerz u. dgl. ihm öfters statt der göttlichen Muse gedient: würdigen aber doch auf erfreuliche Weise seine großen poetischen Schönheiten, den großen

Reichthum und die Hoheit seiner Gedanken und gestehen zu, daß „Keiner vor und neben und bis jetzt auch nach ihm" ein solcher Sprachbeherrscher und Meister der Formschönheit gewesen ist, wie er. Die große Menge wird freilich noch lange keinen Gefallen an den plastischen, feingemeißelten Kunstwerken finden. Wer Platen schätzen will, sagt Hillebrand, „muß ihm in die stille Werkstatt seines Bildens folgen und nicht ermüden, dem feinen Tongefüge seiner Musik mit aufmerksamem Ohre zu lauschen". Es kann nicht geläugnet werden, daß Platen mit einem hohen poetischen Talente begabt, unterstützt von einem sittenreinen, männlichen Charakter, vor vielen seiner Neider einen durchaus entschiedenen Dichterberuf hatte und daß ihm die Unsterblichkeit, trotz der Fehler in seinen poetischen Schöpfungen (mit denen man es bei ihm überdies auch schärfer zu nehmen scheint, als bei andern großen Dichtern) weit eher gesichert bleibt, als Vielen derselben, die ihm aus blassem Neid oder aus gänzlicher Unkenntniß den Anspruch darauf verweigern wollen. Der Vorwurf der Anmaßung und Selbstüberschätzung trifft den nicht, der vor Goethe's lorbeerumschatteten greisen Schläfen gerne sein Haupt beugte und sich mit Recht inneren Werthes bewußt fühlte, langsam hob der Fittige Schwung und spät erst die kunstreichste Form ergriff. Und so scheiden wir denn von Platen mit den herrlichen, einfach charakteristischen Worten, die er sich selbst als „Grabschrift" gesungen:

„Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Styl, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen".

Schriften: Gesammelte Werke in einem Band. Stuttg. 1839. — In 5 Bdn. Das. 1843 und 1847. Letztere mit einer Biographie Platens von K. Goedeke. — Gedichte. Stuttgart 1828. — Polenlieder. Frankfurt a. M. 1849. (Vordem in Straßburg.)

148. Saul und David.

Der König sitzt auf seinem Throne bang,
Er winkt den Sohn des Isai zu rufen:
Komm Knabe, komm mit deinem Harfenklang!
Und Jener läßt sich nieder auf den Stufen.

Der Herr ist groß! beginnt er feierlich,
Geschöpfe spiegeln ihres Schöpfers Wonne,
Der Morgen graut, die Wolken theilen sich,
Und wandelnd singt ihr hohes Lied die Sonne.

Die schwere Krone löse dir vom Haupt,
Und tritt hinaus in reine Gotteslüfte!
Die Lilie prangt, der Busch ist neu belaubt,
Die Reben blühen und verschwenden Düfte.

Zwar bin ich nur ein schlichter Hirtensohn,
Doch fühl ich bis zum Himmel mich erhoben:
Was mußt du fühlen, König, auf dem Thron,
Wie muß dein Herz den Gott der Väter loben!

Doch deine Wimper neigst du thränenschwer,
Daß sie des Auges schönen Glanz verhehle —
Wie groß ist Jehovah! o blick umher!
Und welche Ruhe füllt die ganze Seele.

So laß dein Herz an Gott, so laß dein Ohr
An meiner Töne Harmonie sich laben! —
Allein der König springt in Wuth empor,
Und wirft den Spieß nach dem erschrocknen Knaben.

149. Reue.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegne Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue.

150. Frühlingslied. (1835.)

Süß ist der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab ich zur Ruh gebracht.

Mit feuchtem Augenliede
Begrüß ich Hain und Flur:
Im Herzen wohnt der Friede,
Der tiefste Friede nur.

Schon lacht der Lenz den Blicken,
Er mildert jedes Leid,
Und seine Veilchen sticken
Der Erde junges Kleid.

Schon hebt sich hoch die Lerche,
Die Staude steht im Flor,
Es ziehn aus ihrem Pferche
Die Heerden sanft hervor.

Das Netz des Fischers hanget
Im hellsten Sonnenschein,
Und sein Gemüth verlanget
Der Winde Spiel zu sein.

Und weil am Felsenriffe
Das Meer sich leiser bricht,
Wird rings der Bauch der Schiffe
Zur neuen Fahrt verpicht.

Den Uferdamm umklettern
Eidechsen rasch bewegt,
Und Nachtigallen schmettern,
Die jede Laube hegt.

Gezogen von den Stieren
Wird schon der blanke Pflug,
Und Menschen scheint und Thieren
Die Erde schön genug.

Nicht findet mehr der Waller
Das Gottesbild zu weit,
Es sind die Seelen Aller
Gestimmt zur Frömmigkeit.

O mein Gemüth, erfreue
An diesem Glanz dich auch,
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch.

Auf daß die stumpfen Herzen
Du doch zuletzt besiegst,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras du liegst.

---

151. Sonette.

I.

Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette!
Er sang sie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben theuer.

Und also sang auch manches Abenteuer
In schmelzend musikalischem Sonette
Ein Held, der einst durch wildes Wogenbette
Mit seinem Liede schwamm, als seinem Steuer.

Der *Deutsche* hat sich beigesellt, ein *Dritter*,
2 Dem *Florentiner* und dem *Portugiesen*
Und sang geharnischte für kühne Ritter.

150. Frühlingslied. (1835.)

Süß ist der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab ich zur Ruh gebracht.

Mit feuchtem Augenliede
Begrüß ich Hain und Flur:
Im Herzen wohnt der Friede,
Der tiefste Friede nur.

Schon lacht der Lenz den Blicken,
Er mildert jedes Leid,
Und seine Veilchen sticken
Der Erde junges Kleid.

Schon hebt sich hoch die Lerche,
Die Staude steht im Flor,
Es ziehn aus ihrem Pferche
Die Heerden sanft hervor.

Das Netz des Fischers hanget
Im hellsten Sonnenschein,
Und sein Gemüth verlanget
Der Winde Spiel zu sein.

Und weil am Felsenriffe
Das Meer sich leiser bricht,
Wird rings der Bauch der Schiffe
Zur neuen Fahrt verpicht.

Den Uferdamm umklettern
Eidechsen rasch bewegt,
Und Nachtigallen schmettern,
Die jede Laube hegt.

Gezogen von den Stieren
Wird schon der blanke Pflug,
Und Menschen scheint und Thieren
Die Erde schön genug.

Nicht findet mehr der Waller
Das Gottesbild zu weit,
Es sind die Seelen Aller
Gestimmt zur Frömmigkeit.

O mein Gemüth, erfreue
An diesem Glanz dich auch,
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch.

Auf daß die stumpfen Herzen
Du doch zuletzt besiegst,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras du liegst.

---

151. Sonette.

I.

Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette!
Er sang sie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben theuer.

Und also sang auch manches Abenteuer
In schmelzend musikalischem Sonette
Ein Held, der einst durch wildes Wogenbette
Mit seinem Liede schwamm, als seinem Steuer.

Der *Deutsche* hat sich beigesellt, ein *Dritter*,
2 Dem *Florentiner* und dem *Portugiesen*
Und sang geharnischte für kühne Ritter.

Auf diese folg ich, die sich groß erwiesen,
Nur wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter,
Denn nicht als *Vierter* wag ich mich zu diesen.

II.

Ich möchte, wenn ich sterbe, wie die lichten
Gestirne schnell und unbewußt erbleichen,
Erliegen möcht ich einst des Todes Streichen,
Wie Sagen uns von *Pindaros* berichten.

Ich will ja nicht im Leben oder Dichten
Den Großen, Unerreichlichen erreichen,
Ich möcht, o Freund, ihm nur im Tode gleichen;
Doch höre nun die schönste der Geschichten!

Er saß im Schauspiel, vom Gesang beweget,
Und hatte, der ermüdet war, die Wangen
Auf seines Lieblings schönes Knie geleget:

Als nun der Chöre Melodien verklangen,
Will wecken ihn, der ihn so sanft geheget,
Doch zu den Göttern war er heimgegangen.

---

152. Venedig.

I.

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
7 Als aus der Flut Palladio's Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen, ohne Falsch und Tücke.

Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
1 Vor uns gigantisch mit der *Seufzerbrücke*.

1 Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit ehrnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Colonne.

Ich steig ans Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
5 Da glänzt der Markusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

II.

Dieß Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd ich je dieß große Räthsel fassen?

18 Ersteigend erst des Markusthurms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.

11 Und sieh! da kam ein muthges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

III.

Wie lieblich ists, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinauszusehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Venedig sanft umspület!

Ins Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
1 Auf allen Stufen des Rialto wühlet.

Ein frohes Völkchen, lieber Müssiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch Nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends sammelt sichs zu ganzen Chören,
Denn auf dem Markusplatze wills den Sänger,
Und den Erzähler anf der Riva hören.

IV.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
10 Und öde feiern seines Kerkers Räume.

Die ehrnen Hengste, die durch salzge Schäume
12 Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach! sie tragen
Des korsikanschen Ueberwinders Zäume.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

V.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohls getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann Nichts zurückbewegen:
Oed ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sclavonen.

Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
3 So wie dich Paolo Veronese malet!

Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

VI.

Hier seht ihr freilich keine grünen Auen,
Und könnt euch nicht im Duft der Rose baden;
Doch was ihr saht an blumigern Gestaden,
Vergeßt ihr hier und wünscht es kaum zu schauen.

Die stern'ge Nacht beginnt gemach zu thauen,
Um auf den Marcus Alles einzuladen:
Da sitzen unter herrlichen Arkaden
In langen Reihn Venedigs schönste Frauen.

Doch auf des Platzes Mitte treibt geschwinde,
9 Wie Chanaletto das versucht zu malen,
Sich Schar an Schar, Musik verrauscht gelinde.

Indessen wehn auf ehrnen Piedestalen,
6 Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme strahlen.

---

153. Der Pilgrim vor St. Just. (1819.)

4 Nacht ists, und Stürme sausen für und für:
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!
Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt.

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarcophag.
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein:
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
Das Haupt, das nun zur Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone wards bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall in Trümmer wie das alte Reich.

---

154. Das Grab im Busento. (1820)

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder:
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde;
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren,
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!“
Sangens, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere:
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

---

155. Harmosan. (1830.)

1 Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel, Jesdegerd, auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medinas Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?“
Und Harmosan erwiedert ihm: „In deinen Händen ist die Macht:
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins.“
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagst du?“ ruft der Saracen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!“
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden ers auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.“

156. Der alte Gondolier. (1833.)

Es sonnt sich auf den Stufen
Der seebespülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle,
In weißer Locken Zier:
Und gerne steht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf seiner Fragen jede
8 Der alte Gondolier.

Er spricht: „Ich habe rüstig
Lagun und Meer befahren;
Doch hab ich nun seit Jahren
Kein Ruder eingetaucht.
Es hangt die morsche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.

Es ist der Herr des Hauses
Nach fernen Himmelsstrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unsre Bitten taub;
Der Gute zog von hinnen
11 Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er stand in besten Jahren,
Als er von uns geschieden;
Doch lebt er noch hienieden,
So ists ein greiser Mann.
Er sprach: „und soll ich dienen,
So seis in fremden Ländern!
Hier soll mit Ordensbändern
Mich schmücken kein Tyrann!“

Wir blieben, ach, und schauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die schnöde Bande
Nach schnell gebrochnem Eid!
Wir sahn, wie jene Wilden
6 Den Bucentaur zerschlugen,
Und unsre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid!

Wir sahn den Marcuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir sahn, wie man mit Schwüren
Und mit Besiegten scherzt!
Wir sahn, zerstört von Frevlern,
Was würdig schien der Dauer,
Wir sahn an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquickt im Morgenschimmer
Die Glieder schwach und alt.
Von meines Herrn Palaste
Vermocht ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matrose
Gefolgt der Windesrose
Bei Sturm und Sonnenstrahl;
Und wie blokirte Tunis
Und jene Türkenrotte
Mit seiner schönen Flotte
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's
Heimzug die Fluten theilte,
Und ihm entgegen eilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder,
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

---

157. Klaglied Kaiser Otto des Dritten. (1833.)

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis zu des Nordens Haff!

Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevel nach:

Vergebens mit Gebeten
Beschwör ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann.

Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug:
An seinem frühen Grabe
Hab ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron.
Mir winkt der Ältervater
Mit seinem großen Sohn.
Und während voll von Milde
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tiefbewegt.

Nun fühl ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:
O Welt, du bist so nichtig,
Du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt wie dürres Laub;
Dir ziemt es nicht zu hüten
Den kaiserlichen Staub!

Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein;
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet sein.

Die ächten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier:
Ihn hab ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen
Zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren
Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entsatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit eueren Waffen Platz.
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann.

---

158. An einen deutschen Staat.

Du wachst; allein wer bürgt dafür,
Ob nie du schlafen wirst?
Ob Muth und Vaterlandsgefühl
Auf ewig bleiben wach?

Du ruhst an einem Bergesrand
Gefährlich überaus.
Und wehe dir, sobald du schläfst
Nur einen Augenblick!

Gedenke nicht des Augenblicks,
Ins tiefre Werden sieh!
Die ganze Zukunft, liegt sie nicht
In deiner Brust allein?

Es sah die Welt Jahrhunderte
In dumpfen Schlaf gesenkt,
Und einer wildbewegten Zeit
Folgt eine träge nach.

Wer aber selbst in schlaffer Zeit,
Wer, sprich, erhielt sich wach?
Es blieben selbst in schlaffer Zeit
Die freien Völker wach!

Es ist die Freiheit jener Puls,
Der stets lebendig schlägt,
Der stets zum Kampfe treibt ein Volk
Für seinen eignen Herd.

Nie fehlen ihr Vertheidiger,
Nie mangelt ihr ein Schwert,
Und wer sie recht gekostet hat,
Geht in den Tod für sie!

O wär ich frei, wer raubte mirs?
Verlör ich jede Hand,
So hielt ich doch die Waffen noch
Mit meinen Zähnen fest!

Du fürchtest diesen starken Wein,
Dieweil er mächtig gährt;
Doch setze nur den Becher an,
Er macht die Seelen stark!

Und wenn du diesen Trieb erstickst,
(Du wirst es nicht, ich weiß!)
Dann stehst du nackt und waffenlos
Wie ein entnervter Greis.

Wann dieser Trieb erlischt, er ist
Erloschen manchem Volk,
Du rüttelst dann die Leiche wohl
Und rüttelst nicht sie auf!

Er sei bewahrt als Heiligthum,
Der ewgen Lampe gleich,
Die hangend vor dem Hochaltar
Des Doms Gewölb erhellt.

Vergebens blickt Bewunderung
Auf alle Völker hin:
Bewundert nicht! Es liegt an euch,
So groß zu sein wie sie!

Wirf endlich die Stelzen weg
Vornehmer Gleißnerei:
Wahr sei der Mensch, er krieche nicht,
Sonst braucht es kein Gebet.

Im Herzen wohnt die Gottesfurcht,
Und bloß ein Wütherich
(Wir wurdens inne) breitet sie
Wie einen Mantel aus!

Wann deiner Söhne jeglicher
Sein Bürgerthum erkennt,
Dann sinkt vor dir Europas Schwert
Und Asiens Henkerbeil.

---

159. Wiegenlied einer polnischen Mutter.

Schlaf ein, du weißt ja nicht, o Herz
Warum du weinst;
Schlaf ein, ich will den wahren Schmerz
Dich lehren einst.

Schlaf ein, o Herz, was kümmert dich
Der Feinde Sieg,
Dein Vater fiel für dich und mich
Im Heldenkrieg.

Dich wird erziehen einst der Czar
Zur Sklaverei,
Doch, als ich dich, o Kind, gebar,
War Polen frei.

O weh des Fluchs, der, theures Land,
Dich jetzt ergreift,
Es wird bereits durch Polenhand
Die Stadt geschleift.

Mit Schaufeln naht dem Wall sich schon
Der Männer Gang,
Sie murmeln sanft, mit halbem Ton,
Den Rachgesang.

O großer Gott, mißhöre nicht
Den leisen Chor,
Und rufe laut vor dein Gericht
Den Würger vor.

Es zehre Krieg und Pestilenz
An seinem Reich,
Ihm scheine freudenlos der Lenz,
Die Rose bleich.

Und wenn sich je sein falscher Mund
Verzieht und lacht,
Thu ihm der Geist die Waisen kund,
Die er gemacht.

Und träumt er sich ein leichtes Ziel
Auf glatter Bahn,
So denk er wie sein Vater fiel
Und wie sein Ahn.

Und stirbt er auch, empfind er doch
Der Hölle Graus:
Meineidgen wächst der Finger noch
Zum Grab heraus.

Was wir begehrten, war ja nur
Was uns gehört,
Was jener Mann sogar beschwur,
Der uns zerstört.

Gott gab, so rühmt er, ihm das Reich,
Das kühn er lenkt;
O hätte Gott ihm auch zugleich
Ein Herz geschenkt!

Und du, o Säugling, athme leis
Im Schooß der Schmach,
Ahm aber einst im Männerkreis
Den Vater nach.

Du werdest einst der Stolz der Fraun,
Des Landes Zier,
Um einst die Tatzen abzuhaun
Dem Tigerthier.

Schlaf ein, du weißt ja nicht, o Herz!
Warum du weinst,
Schlaf ein, ich will den wahren Schmerz
Dich lehren einst!

160. An Karl den Zehnten.

Aus deiner Ahnherrn blühendem Reiche zogst
Umblickend oft auf lässigem Zelter du,
4 O zehnter Karl, von deiner Söhne
Frauen umjammert, der letzte Ritter!

Nicht lehrte Weisheit dich das erblichne Haar!
Nicht sendet nach weichherzige Seufzer dir
Frankreich, es weint dir nicht des Mitleids
Gastliche Thräne der stolze Britte.

Dein eignes Volk mißkennend, und was die Zeit
Umstürzte, kalt aufnöthigend, hieltest dus
Barbaren gleich, die fern im Südost
Keuchen am Joch und das Joch beklatschen.

Nicht fleußt in Frankreichs Adern Kroatenblut!
Freudvoll begrüßt dreifarbige Wimpel schon
Europa, männlich aufgerichtet,
Ja, bis in Afrika jauchzt das Echo!

Längst sind der Zeit blutdürstige Gräul gesühnt:
Blut floß von jeher, wann die verjüngte Welt
Neukräftig aufwuchs, blutig siegte
Christus, und blutig erkämpfte Luther

Wahrheiten. Nicht mehr rufe die Manen an
7 Des Bruders, der klagwürdig und edel fiel,
Nicht aber schuldlos: seine Schwachheit
Trägt des Geschehenen schwerste Hälfte.

Uralte Blutschuld lastete lange schon
3 Auf Capets Haus, seitdem den erlauchten Sproß
Ruhmvoller Kaiser einst der schnöde
Bruder des heiligen Ludwig abhieb.

Lern aus der Welt Jahrbüchern Gerechtigkeit
Und stirb versöhnt! Dein sonstiges Volk, es sei
Bollwerk der Freiheit künftighin uns,
Glänzendes Edelgestein Europa's.

Nie reiz es mehr blindwüthender Frevel auf,
Und König Philipp herrsche gerecht und gut!
Viel hangt an ihm! Nie war so heilig
Irgend ein fürstliches Haupt, wie seins ist.

---

161. Einladung nach Sorrent.

Laß, o laß, Freund, stieben den Staub Neapels,
Hinter dir laß jene von tausendstimmgem
Kaufgeschrei lauthallende, hochgethürmte
Straße Toledo!

Wo so furchtlos, trotz des Gerolls der Wagen,
Auf dem Korb, den voll sie gebracht zu Markte,
Nun er leer steht, schlummern die wegesmüden
Knaben des Landvolks.

Komm hierher, laß reinere Luft umwehn dich!
Sieh, wie farbreich, doppeltes Grün vermischend,
Hier vom Oelbaum rankt zu dem andern Oelbaum
Schlingen der Weinstock.

Dessen Frucht schon rebengesenkt herabreift:
Feige lockt, einhüllend in breitres Laub sich,
Ja, bis tief, bergtief in der Schlucht gedeihst du,
Schöne Zitrone!

Schatten winkt hier, Schatten und sanfte Labung,
Die des Meers Salzwoge dem Kühnen zuhaucht,
Der an Felsvorsprüngen erlauscht beschäumter
Brandungen Ankunft.

Bäder auch, weichsandiger Wellengrund ist,
Wo die Steinwand Lasten erträgt von Epheu,
Grotten sind hier, kühler als San Giovannis
Höhlenvertiefung,

Wo so oft hinruderten uns die Schiffer,
Wo die rothblau dunkelnde See wie Purpur
Glänzte. Dort, Freund, gönntest dem Freund du manche
Lehre der Schwimmkunst.

Komm und sieh, hoch oben vom Dach, den Spiegel
Dieses Golfs, weiteben und segelreich an!
Sieh von fern herwehn den Rauch Neapels,
Sieh des Vesuvs Rauch!

Inseln auch, komm! schmücken das Meer. Es streckt sich
Ischia thurmgleich, Procida langgedehnt aus,
Cap Misen ragt mitten im Abendlicht als
Nackende Felsbrust.

Die im Kahn sonst schaukelgewiegt umschifft wir,
Als gegrüßt wir jenes zerstörte zwar, doch
Stets in Lenzglut schimmernde, stets mit Zephyrn
13 Buhlende Bajä.

Unser Bund, kein Bund, wie die meisten, ist er:
Zeugen sind, holdlachende, Meer und Erdkreis,
Zeugen sind ehrwürdige Trümmer, welche
Römergewalt schuf.

Deines Bilds Bild ruhte mir längst im Innern,
Seit der Freundschaft Seelenberuf erwacht war,
Der so gern schaun möchte des eignen Wesens
Edlere Selbstheit.

Hohe Thatkraft! Adel der Form! die Zeit hat
Tief in Roms brachliegenden Schutt versenkt euch,
Hat als Bruchstück nieder ins Gras die schöne
Säule geschleudert!

Liebe blieb, Freund! Busen an Busen laß uns
Dienen ihr! Einst wieder vielleicht vermählt sich
Ihr des Hochsinns Genius, dann erbaut auch
Wieder ein Rom sie.

162. Loos des Lyrikers.

Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
Ist der Welt allmächtiger Puls, und deßhalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.

Gerne zeigt jedwedem bequem Homer sich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Dramas
Schöpfer den Schauplatz:

Aber Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt sich uns langsamer ins Herz, der Menge
Bleibts ein Geheimniß.

Jenen ward blos geistiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch
Ziert. Es bringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.

Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefsinn.

163. Der Vesuv im Dezember 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz fürs Auge. Bezeug es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

Wo im Sturmschritt mächtiger Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluten und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höhn Rubine
Reichlich sät, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still aus nächtlichem Grund die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antlitz.

---

164. Dem Grafen Friedrich Fugger. (1835.)

Wie der Herbst zwar spät in das flüchtige Jahr tritt,
Das bereits tagmüde zum Ende sich neigt,
Aber nicht kommt ohne Geschenk:
Nein, im schöngeflochtenen Korb anfhäuft die erquicklichen Früchte:
Also tritt mein Festgesang,
Freund, vor dich, mitführend hochgeschichteten reichen Ersatz,

Wenn ich auch saumselig erscheine, dieweil du
Lange Zeit schon bliebest der Kunde beraubt.
Doch, wofern dein Schuldner ich ward,
Magst du üben deines Ahns großmüthige milde Gesinnung,
Der im Antlitz Kaiser Karls
6 Warf den Schuldschein, den er stolz zerriß, in die Flamme des Herds.

Kaisern wohlthun schmückt den bescheidnen Bürger;
Doch es gibt Almosen, an denen der Dank
Fester klebt, (Ehrgeizigen dünkt
Klein die Welt) und deines Stammes Altvodere beuteten wahrlich
Nicht umsonst Goldgruben aus,
Sandten kein Kaufschiff, von deutschen Wimpeln umflattert, umsonst

Nach dem noch jungfräulichen indischen Weltmeer:
Ihnen ward wohlthätiger Gründungen Ruhm,
Der gerührt auf Dürftigere
Blickt und für die Folgezeit ausspendet der wuchernden Liebe
Samenkorn. Reichthümer sind
Als Gemeingut anzusehn, wofern sie der Gute besitzt.

Aber nicht mehr blüht die germanische Schifffahrt,
Mancher Freistaat sank und des reichen Erwerbs
Quellen füllt anspülender Schlamm;
Ach, und dieß verarmte Volk schleppt knechtisch ein eisernes Joch nach!
Nur dem Wohlstand schwesterlich
Folgt die Freiheit leichten Muths und windet den duftigen Kranz.

Doch zurückblieb mancher erfreuliche Trost uns:
5 Dich besucht tonreich Polyhymnia, sie,
Frühster Wildheit Bändigerin,
Die am Hämus einst des Orpheus heilige Laute bespannte:
Ihm zunächst lag zahm des Leun
Blonde Braut, friedfertig saugend hing an der Zitze der Wolf;

Auf dem Zweig saß ruhig der Aar, und die Zeder
Beugte voll Sehnsucht zu dem Sänger herab
Ihr im Luftraum schwelgendes Haupt,
Während seinem Ton sich sanft aufblätterten bebende Rosen.
Diese Kunst pflegt dein Gemüth;
Sei sie denn liebreich begrüßt, die treue Besänftigerin!

Deines Tonfalls Zauber umkleidete meines
Nackten Worts vielfältige Wendungen oft.
Wär es doch niemals an das Licht
Vorgetreten! Hätt ich stets doch Freunden es blos zu geheimer
Gunst geweiht! Ungünstig treibts
Auf dem Zeitmeer, rings umsausts, ein nächtlicher Kahn im Gewog.

Selbst das fast Vollkommene wallet im Dunkeln
Ungeprüft; alltägliche Weise gefällt,
Weil der Thorheit Mode beherrscht
Unsre Zeit. Es haucht das Volk Beifall in die Pfeife des Fauns nur.
Wer belauscht tiefernstes Lied?
Mag er nahn, auftretend sacht und ohne Geräusch. Er behorcht

Keines Lehrlings rohen Versuch. Des geübten
Schleifers Fuß dreht leicht den befeuchteten Stein:
Also wälzt auch meines Gesangs
Rad sich fort, und vielbetont, nicht blos das Erhabene pflegt er,
Auch der Anmuth Flüchtigkeit,
Streut, dem Baum gleich, Früchte sammt unzähliger Fülle des Laubs.

Doch mir ward Stillschweigen und kalte Bespöttlung
Blos, zum Lohn nie früher gewagten Gesangs,
Seit mein Mund Teuts Worte belebt.
Aber weil des Unverstands Zuruf und die Stimme des Neidharts
Spricht, ich sei kein Dichter, soll
Nun ich feig einziehn gemüthumstrickende Netze der Kunst?

Oder darf lahm werden der himmlischen Weise
Flügelschlag, muthlos in entfiederter Kraft,
Weil des Aeffleins Pfote zu schwer
Schilt des Köchers ehrne Wucht, aus welchem mit feurigem Antlitz
Meine Kunst wegholte manch
Wurfgeschoß? Frei steht die Folge Jedem, ich fliege voran!

---

165. Auf den Tod des Kaisers. (1835.)

Ausbreite die thauschweren Flügel, o mein Gemüth!
Ernsteren Festlaut
Beginnend schwebe der Seemöve, der unstäten, gleich,
Die bald die blendende Schwungfeder hebt
Luftwärts, und bald in das blaue Meer taucht:
So schweb, o Klaglied, schwebe daher in Holdseligkeit.

Schnell kam von der Donau Gestade zum Arnostrand
Mächtige Kunde:
14 Der alte Kaiser erblich, der in dem Zeitsturm erfuhr
Manch stolzes Glück und des Leids Bitterkeit,
Der Karls unsträfliches Priesterkleid einst,
Der letzte, trug; doch trugst du den Panzer auch, Sohn Pipins!

Wenn rühmlichen Stamms letzter Erbe den Geist verhaucht,
Wird in die Gruft ihm
Das Wappenschild des Geschlechts, zierlichen Schmucks, nachgesenkt:
Dieß erzgetriebene Bildwerk des Liebs,
Auf gleiche Weise hinab versenkt ichs
An schwankem Seil, vormaligen Ruhms im Geist eingedenk.

Glückselige, die freudig schon an das Ziel gelangt,
Schatten vergleichbar!
Gewesnes scheint, wie die Dichtkunst, dem Gemüth fabelhaft:
Ists möglich? Hattest du solch stählerne

Vorfahren? Krönten sie einst in Rom sich?
Und bis zum Jordan wagten sie einst die Kriegspilgerfahrt?

Sinds flüchtige Traumbilder, die in der Seele mir
Wogen empor? Drei
Geschlechter seh ich, an Siegsruhm und am Unstern verwandt,
Hinstürzen. Zäher erscheint deins zuletzt,
Dem lotharingisches Blut vermischt ward,
Da sammt dem Brautring Reiche vergab die Habsburgerin.

Vielfältig erregt Gottes brausender Athemzug
Menschliche Thatkraft,
Und stets erneut des Geschicks Laune den Umschwung des Tags.
Wohl haben Jene gelebt allgesammt:
Dein schlichter Ahn an der Reuß, und Albrecht,
Und wer den Freiheitsbrief mit der Scheer entzweischnitt sodann:

Nicht will ich indeß, Herr, das Echo der Feinde sein:
Todtengericht mag
Ein Andrer halten! Um dein eisiges Herz dehne mein
Festlied die Fittige warmbrütend aus!
Weil, als ich ward und der Sonne Licht sah,
Du pflagst des Reichs Kleinode, so will Vasall sein ich dir

Durch Leben und Tod. Viel des Schmerzlichen zwar geschah,
Aber die Schuld springt
Von Hand zu Hand, wie im Ballspiele der nie sichre Wurf.
Dein Vater sank in die Gruft vor der Zeit!
Glatt ist die Jugend, es gleitet ab drum
Von ihr die Weisheit. Ach! Du bestiegst den Thron allzufrüh,

Anhörend in Unschuld der nordischen Teufelin
Tückischen Rathschlag.
Sie dachte: Wenn ich des ehrwürdigen Reichs Ahnenkraft
Aufreize gegen das Neufrankenvolk,
Eins geht von zwein in dem gräßlich furchtbaren
Zusammenstoß schiffbrüchig zu Grund. Sie hat wahr gedacht.

Ihr Deutschen, o flieht stets des öden Polargestads
Freche Sirene,
Und blickt mit doppeltem Antlitze, der Zeit Janusbild,
Ostwärts gewendet und westwärts umher!
Dann wird in frischerer Blüte glanzvoll
Um euch des Glücks Lenzmorgen erblühn, und stets knospenreich.

Nicht ist in dem Volk, traun! gebrochen die Kraft zugleich,
Während entzwei brach
Das morsche Zepter. O fragt Leipzig, o fragt Waterloo!
Noch grünt der Sieg um die kranzdunkle Stirn;
Doch würdig stets der Genossen zeigt euch,
Sobald der Zwingherrschaft unerfreulich Zerrbild erscheint.

Dann feiere wohllautend jugendlich eures Muths
Tugenden meine
Behelmte Kunst! Wie ein Eichstamm, in der Waldschlucht allein,
Steht freigewachsen und hoch mein Gesang:
Ausraufen magst du das bunte Moos wohl,
Der Rinde Schmuck, nicht aber den Baum; zu tief wurzelt er.

---

166. Die Fischer auf Capri. (1827.)

Hast du Capri gesehn und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad als Pilger besucht, dann weißt du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu spähn ist:
Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfahn, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung.

Auf dem erhöhteren Felsen erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten versehn; seis, daß hier immer ein Wachtthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Seis, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
6 Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verrieth, ja tödtete, seit er
Ans treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung:
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer; es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Bloß durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch: es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dieß arme Geschlecht, nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht, nie schlummert es unter dem Palmbaum:
Nur die verwilderte Myrte noch blüht und der wuchernde Cactus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einziehn; wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen;
Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög euch Segen verleihen ein Gott sammt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,

1 Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu sein, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! es liebt sie der Esser im reichen Neapel.

Glückliche Fischer, wie auch Kriegsstürme verwandeln den Erdkreis,
Freie zu Sklaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Britten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschheit,
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers anschwellender Salzflut.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dieß Eiland einst vom Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

---

167. Bilder Neapels. (1833.)

Fremdling, komm in das große Neapel, und siehs, und stirb!
Schlürfe Liebe, genieß des beweglichen Augenblicks
Reichsten Traum, des Gemüthes vereitelten Wunsch vergiß,
Und was Quälendes sonst in das Leben ein Dämon wob:
Ja, hier lerne genießen, und dann, o Beglückter, stirb! —
Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabsehlich benetzt von dem laulichen Wogenschwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis;
Wo sich zwischen die Felsengeklüfte des Bacchus Laub
Drängt, und stolz sich erhebt in die Winde der Palmenschaft —
Stattlich ziehn von den Hügeln herab sich die Wohnungen
Nach dem Ufer, und flach, wie ein Garten, erscheint das Dach:
Dort nun magst du die See von der Höh und den Berg besehn,
Der sein aschiges Haupt in den eigenen Dampf verbirgt,
Dort auch Rosen und Reben erziehn und der Aloe
Starken Wuchs, und genießen die Kühle des Morgenwinds. —
Fünf Kastelle beschirmen und bändigen keck die Stadt:
Dort Sankt Elmo, wie drohts von dem grünenden Berg herab!

Jenes andere, rings von Gewässern umplätschert, einst
Wars der Garten Lukulls, des entthronten Augustulus
Schönes Inselasyl, in die Welle hinausgestreckt. —
Wo du gehst, es ergießen in Strömen die Menschen sich,
Willst zum Strande du folgen vielleicht und die Fischer sehn,
Wie mit nerviger Kraft an das Ufer sie ziehn das Netz,
Singend, fröhliches Muths, in beglückender Dürftigkeit?
Und schon lauert der bettelnde Mönch an dem Ufersand,
Heischt sein Theil von dem Fang, und die Milderen reichens ihm.
Ihre Weiber indeß, in beständiger Plauderlust,
Sitzen unter den Thüren, die Spindel zur Hand, umher.
Sieh, da zeigt sich ein heiteres Paar, und es zieht im Nu
Castagnetten hervor und beginnt die bacchantische
Tarantella, den üppigen Tanz, und es bildet sich
Um die Beiden ein Kreis von Beschauenden flugs umher;
Mädchen kommen sogleich und erregen das Tambourin,
Dem einfacheren Ohr der Zufriedenen ists Musik:
Zierlich wendet die Schöne sich nun, und der blühende
Jüngling auch. Wie er springt! wie er leicht und behend sich dreht,
Stampfend, Feuer im Blick! Und er wirft ihr die Rose zu.
Anmuth aber verläßt den Begehrenden nie, sie zähmt
Sein wollüstiges Auge mit reizender Allgewalt:
Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehen
Angeborenes Maß, dem entfesselten Norden fremd! —
Durchs Gewühle mit Müh, ein Ermattender, drängst du dich
Andre Gassen hindurch; der Verkäufer und Käufer Lärm
Ringsum. Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!
Käuflich Alles, die Sache, der Mensch und die Seele selbst.
Aus Carossen und sonstigem Pferdegespann, wie schrein
Wagenlenker um dich, und der dürftige Knabe, der
Auf die Kutsche sogleich, dir ein Diener zu sein, sich stellt.
Sieh, hier zügelt das Cabriolett ein beleibter Mönch,
Und sein Eselchen geißelt ein anderer wohlgemuth.
Kuppler lispeln indeß, und es winselt ein Bettler dir

Manches Ave, verschämt das Gesicht mit dem Tuch bedeckt.
Dort steht müßiges Volk um den hölzernen Pulcinell,
Der vom Marionettengebälke possirlich glotzt:
Hier Wahrsager mit ihrer gesprenkelten Schlangenbrut. —
Alles tummelt im Freien sich hier: der geschäftige
Garkoch siedet, er fürchtet den seltenen Regen nicht,
Ihn umgibt ein Matrosengeschwader, die heiße Kost
Schlingend gieriges Muths. An die Ecke der Straße dort
Setzt ihr Tischchen mit Kupfermoneten die Wechslerin,
Hier den Stuhl der gewandte Barbier, und er schabt, nachdem
Erst entgegen dem sonnigen Strahl er ein Tuch gespannt.
Dort im Schatten die Tische des fertigen Schreibervolks,
Stets bereit zu Bericht und Supplik und Liebesbrief:
Ob ein Knabe diktire der fernen Ersehnten sein
Seufzen, oder ein leidendes Weib den verwiesenen
Gatten tröste, verbannt nach entlegener Insel, ihn,
Der sein freies Gemüth in dem untersten Kerker quält
Hoffnungslos, und den Lohn, der erhabenen Tugend Lohn,
Erntet. — Aber entferne die schattende Wolke, Schmerz! —
Auch zum Molo bewegt sich die Menge, wo hingestreckt
Sonnt die nackenden Glieder der bräunliche Lazzaron.
Capri siehst du von fern in dem ruhigen Wellenspiel;
Schiffe kommen und gehen, es erklettern den höchsten Mast
Flugs Matrosen, es ladet die Barke dich ein zur Fahrt.
Den Erzähler indessen umwimmelt es, Jung und Alt,
Stehend, sitzend, zur Erde gelagert und übers Knie
Beide Hände gefaltet, in horchender Wißbegier:
Roland singt er, er singt das gefabelte Schwert Rinalds;
Oft durch Glossen erklärt er die schwierigen Stanzen, oft
Unterbrechen die Hörer mit muthigem Ruf den Mann.
Aufersteh, o Homer! Wenn im Norden vielleicht man dich
Kalt wegwiese von Thüre zu Thür, o so fändest du hier
Ein halbgriechisches Volk und ein griechisches Firmament! —
Mancher Dichter vielleicht, in der Oede des Nords erzeugt,

Schleicht hier unter dem Himmel des Glücks, und dem Heimatland
Stimmt er süßen Gesang und gediegenen Redeton,
Den es heute vermag zu genießen und morgen noch,
Der zunimmt an Geschmack mit den Jahren, wie deutscher Wein:
Freiheit singt er und männliche Würde der feigen Zeit,
Schmach dem Heuchler und Fluch dem Bedrücker, und Jedem, der
Knechtschaft prediget, welche des Menschengeschlechts Verderb.
Ach, nicht wähnt er den Neid zu besiegen und weilt entfernt,
Taub den Feinden und hoffend, es werde die spätre Welt
Spreu vom Weizen zu scheiden verstehn. — Wie erhaben sinkt
Schon die Sonne! Du ruhst in der Barke, wie süß gewiegt!
Weit im Zirkel umher, an dem busigen Rand des Golfs,
Zünden Lichter und Flämmchen sich an in Unzähligkeit,
Und mit Fackeln befahren die Fischer das goldne Meer.
O balsamische Nächte Neapels! Erläßlich scheints,
Wenn auf kurze Minuten das schwelgende Herz um euch
17 Selbst Sankt Peter vergißt und das göttliche Pantheon,
18 Monte Mario selbst, und o Villa Pamphili, dich,
Deiner Brunnen und Lorbeerumschattung kühlsten Sitz! —
Doch der Morgen erscheint, und der Gipfel des Tags nach ihm:
Traust du schon dem Gelispel der Welle dich an? Wohin?
Führt ein Wind die Orangengerüche Sorrents heran?
23 Ja, schon schimmert von fern an dem Strande, mit Tasso's Haus,
Jene felsige Stadt, die berauschende, voll von Duft.

---

168. Gaselen.

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke hin und her,
Doch irrst du Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her!
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

I.

Diese weichlichen Gesänge, die ich hier zusammenflocht,
Wenn sie auch die Strenge tadelt, hats die Liebe je vermocht?

Laßt das schelmische Getändel schmeicheln sich in eure Brust,
Möge der Verstand es schelten, wenn das Herz euch nur gepocht!
Dachtet ihr an weise Lehren, wenn das Liebchen euch umschlang?
Fragtet ihr um Rath die Sitte, wenn ihr an den Rosen rocht?
Andre Gaben werd ich pflegen, wenn sie mir das Loos ertheilt,
Doch nur Schönes setzt in Flammen meines Lebens schwanken Docht;
Denn mir ward ein Sinn gegeben, den ich selbst mir nicht verlieh,
Stolz und trotzig gegen Alles, doch vom Schönen unterjocht:
Das nur ist es, was mich fesselt, ob ich wandle durch den Hain,
Ob mir holde Blicke lächeln, ob der Wein im Becher kocht!
Das nur ists, wofür ich athme, das nur, was mich treu bewahrt,
Wenn ich liebender Entsagung ehrenvolle Kämpfe focht.

II.

Ich bedurfte, deine Liebe zu gewinnen, heut und morgen!
Drum, o Freunde, laßt vergebens nicht verrinnen heut und morgen!
Heut und morgen ist die Summe dieses allzukargen Lebens,
Und wie schnell, wir wissens Alle, gehn von hinnen heut und morgen!
Im topasnen Kelch der Tulpe schwelgt der Thau als Silbertropfen,
Doch ihn läßt das Gold der Sonne nicht darinnen heut und morgen;
Einge Blätter aus den Rosen hat ein Wind davon getragen,
Und er wird sie ganz entführen, fürcht ich binnen heut und morgen!
Laß den Trank im Becher steigen, denn der Wein des Morgenrothes
Quillt empor bis an der Berge hohe Zinnen heut und morgen!

III.

Mir ists, als stünd ich auf dem Ararat,
Der Regenbogen über mir im Staat;
Als senkte das Gewässer sich gemach,
Das noch verbirgt der Erde goldne Saat;
Als ragte hier ein Lorbeer schon hervor,
Und dort ein Fels, wie Jaspis und Achat;
Als dürft ich niedersteigen in die Welt,
Da Stürme schweigen, da der Lenz ihr naht.

Ihr Fluten, sinkt, ihr Fluren, steigt empor,
Und du; o Grün, erscheine nicht so spat!
Erfrischte Welt, wie machst du den zum Gott,
Der dich genießen kann in Red und That.

---

169. Parabase (aus der verhängnißvollen Gabel).

Auf jenem Gebirg, wo die Hoffnung wohnt, ists ganz wie im Land der Schlaraffen,
Und der Boden wie Sammet und der Himmel wie Glas, und die Wolken wie Flocken von Purpur.
Und die Sonne wie lacht sie in Klarheit stets! Doch breitet sich schattige Wölbung
Von Gebüsch zu Gebüsch und von Baum zu Baum und es neigt sich Rose zu Rose.
Stets knospets im Laub und es wimmeln darin Papageien und bunte Fasane,
Stolz wandelt der Pfau durch silbernen Sand und er schlägt goldaugige Räder,
Und es taucht sich der Schwan und der Kolibri schläft in dem flammigen Kelche der Tulpen,
Und der Harzbaum würzt die geschwängerte Luft und der feine Geruch des Jasmins auch,
Und die Aloe blüht, und es breiten umher Palmbäume den riesigen Fächer,
Und der Springquell füllt in beständigem Scherz alabasterne Becken mit Goldschaum:
Dort kühlt sich im Bad der Jungfraun Leib in der Jünglinge nackter Gemeinschaft;
Hyazinthenes Haar fällt über das Haupt, fällt über den prächtigen Nacken,

Es verkündet der Wuchs kein irdisches Maß und die Haltung schwebet in Anmuth.
Sanft plätschert um sie die melodische Flut und es hebt sich Flötengesäusel,
Vom Winde verweht, der leis im Gefolg balsamischer Düfte daher zieht,
Und er schüttelt vom Ast, im Vorbeigehn mild, den vergoldeten Ball der Orange,
Und die kühlende Frucht der Granate mit ihr, für die Zukunft Dürstende sorgend.
Dort quält kein Schmerz und die bitterste Pein ist dort wie ein Seufzer der Liebe;
Dort lehnt sich der Freund an die Schulter des Freunds, nie bange vor einstiger Trennung,
Und der Epheu mischt sein ewiges Blatt in die wallenden Locken der Dichter;
Als Lüge nur gilt dort Alter und Tod, das Unmögliche nennen sie wirklich.

Luise v. Plönnies.

— Seel und Lied war weich
Verschmolzen wie der Lichtstrahl und die Welle,
Melodisch, sanft, an Farbenschimmer reich,
Doch stets der Spiegel von derselben Helle,
Im Schimmer wandelbar, im Wesen gleich,
Den Ton erzeugend mit des Blitzes Schnelle;
Ihr Strahl die Liebe, der auf Lebenswogen
Gewölbt des Kindes prächtige Regenbogen.

L. v. Plönnies.

Luise von Plönnies wurde am 7. Nov. 1803 (nicht 1804!) zu Hanau geboren. Ihr Vater, Dr. Ph. Achilles Leisler, war Arzt und Naturforscher und zeichnete sich durch Tiefe und Wärme des Gemüths wie durch Liebe und Begeistrung zur Wissenschaft und Kunst vortrefflich aus. Schon sehr frühe hatte er in seiner geliebten Tochter den Funken der Poesie erweckt und die Folge davon war, daß die Dichterin von ihrem 10. Jahre an mit vieler Leichtigkeit deutsch und englisch dichtete. Kaum war sie der Wiege entwachsen, als ihr der Tod die treue Mutter entriß und der Ernst des Lebens schon in das Paradies ihrer Kindheit eindrang. Sechs Jahre darnach starb auch ihr Vater. Die 10jährige Waise kam nun zu ihrem Großvater, dem Dr. Gg. Frhrr. v. Wedekind in Darmstadt, der mit väterlicher Liebe und Sorgfalt ihre Erziehung leitete. 1825 wurde sie dem Medizinalrath von Plönnies angetraut und lebte bis zum Tode ihres Gatten (der im Juni 1847 erfolgte) in Darmstadt. Um diese Zeit war sie körperlich und geistig sehr leidend, weshalb ihr die Aerzte Stahlwasserbäder verordneten. Sie ging in das Bad Brückenau, dessen Stille und frisches Grün die wohlthätige

Wirkung der Quellen noch bedeutend erhöhte. Dort lernte sie auch den König Ludwig von Bayern kennen und seine „humane Liebenswürdigkeit“ bewundern. Seitdem hat der König die Dichterin auf sehr ehrenvolle Weise ausgezeichnet, ihr namentlich oft und eigenhändig Briefe geschrieben. Ihre: „Neuen Gedichte“ sind dem König-Poeten gewidmet.

1844 machte Plönnies eine Reise nach Belgien, welche sie auf dringende Einladung mehrerer flämischer Dichter unternahm, die entzückt darüber waren, daß sie von ihren nationalen Poesieen ins Deutsche übertragen hatte. In Belgien, wo sie einige Monate blieb, wurde sie auf sehr ehrenvolle Weise empfangen und zum Mitglied von 8 literarischen Gesellschaften ernannt. Hierauf begab sie sich nach Blankenberg an der Nordsee, blieb etliche Wochen daselbst und dichtete die beiden gelungenen Gedichte: „An die Nordsee“ und: „Abschied vom Meere“, welche später in die „Neuen Gedichte“ aufgenommen wurden. Im Jahr 1848 und auch im Sommer 1850 gebrauchte sie wieder längere Zeit Nordseebäder. Seit 1848 wohnt sie mit ihrer Familie in Jugenheim an der Bergstraße. Der Ort liegt in einem lieblichen Thale und am klaren Bach steht das von schwankenden Reben und Rosen umrankte Haus der Dichterin, deren Herz in ländlicher Stille und Zurückgezogenheit durch den allheilenden Balsam der Natur gesundete und seine stille Seligkeit wie seinen heitern Frieden wieder erlangte. Wie sehr ihr jetziger Aufenthalt geeignet ist, das poetische Gemüth zu beleben und anzuregen, davon zeigen unter Anderem einige Sonette: „Jugenheim“, worin folgende Zeilen:

„Hier, wo von starkem Säulenbau getragen,
Der wurzelt in der Vorzeit morschem Reste,
Der Lenz, ob den Ruinen einer Veste
Die winddurchrauschten Zelte aufgeschlagen:
Hier träumt sichs leicht zurück zu schönern Tagen,
Wo stolz der Buchen dichtbelaubte Aeste
Umschirmten jene sangesreichen Gäste,
Die froh ihr Lied von Burg zu Burg getragen“. —

Der Sonettenkranz: „Oskar und Gianetta“ ist die Frucht einer Reise an den Genfersee. Ihrer ersten Reise nach Belgien verdankt sie nicht nur viele schöne Erinnerungen, sondern auch eine genaue Kenntniß der Niederlande, ihrer Sprache, Sitten und Volksfeste. Dieß Alles kommt der Dichterin jetzt bei der poetischen Behandlung einer sehr schönen niederländischen Sage: „Maricken von Nymwegen“ gar wohl zu statten.

Luise von Plönnies ist eine von den wenigen dichterischen Frauen der Gegenwart, die es in der Lyrik wirklich zu poetischer Bedeutsamkeit gebracht haben, wenn gleich gelehrte und ungelehrte Herren sich immer noch nicht von dem Vorurtheil losmachen können, in dem sie gegen poetische Frauen unserer Tage befangen sind. Das alte Griechenvolk und die deutschen des Mittelalters dachten anders.
14 Ward doch Sappho, die gefeiertste griechische Sängerin, eine gym-
15 nasiastische Weltberühmtheit, und die sächsische Nonne Roswitha genoß
einen so hohen Ruf als Dichterin und Quellenschriftstellerin der deutschen Geschichte, daß man mit historischer Ehrfurcht von ihr sprach. Wer sich die Mühe nimmt, die seelenvollen Dichtungen der Luise v. Plönnies, die gelungenen Balladen und Romanzen, wie die „guterfundenen und kunstvoll durchgeführten Erzählungen“ der Annette Droste v. Hülshoff gehörig zu prüfen: der wird gar bald gerecht und anerkennend in seinem Urtheil werden, anstatt aus Unkenntniß der Sache und somit ohne allen Grund ins Blaue hinein zu räsonniren.

Die ersten „Gedichte“ der Plönnies erschienen spät und nur auf dringende Veranlassung ihres Mannes. Das formschöne, phantasievolle Gedicht: „Die Welle“ und das: „Der sterbende Schiffer“ dürften leicht die vollendetsten der ganzen ersten Sammlung sein, obwohl auch dort viele Liebeslieder in zarten, innigen Weisen gesungen sind. Andere verrathen deutschen Freiheitssinn, warme Liebe zum deutschen Vaterland und männlich kühne Kraft und Sprache. „Das Corsarenkind“ und „der Verirrte in den Prärien von Jacinto“ erinnern in der Schildrung sowohl, wie auch nach Stoff und Versmaß stark an Freiligrath. Die jüngst erschienenen Poesieen: „Neue Gedichte“, aus denen wir: „Das

Grab des Evangelisten", „Es hat die Nachtigall", „Herr Olaf", „Die Norne", „An die Nordsee" und „Abschied vom Meere" unserm Werke einverleibt haben, sind ein höchst ehrendes Zeugniß für die Dichterin und ihre Fortschritte. Der reiche Strom ihrer Poesie fließt daselbst in krystallner Klarheit. L. v. Plönnies hat sich darin nicht bloß als hohe Meisterin der Form und des Reims, sondern durch musikalische und metallreiche Klänge auch als wahre und tieffühlende Dichterin bewiesen, was uns um so mehr wundert, weil der poetische Frühling ihrer Seele mit dem beginnenden, sonnigklaren Vorherbste ihres Lebens zusammenfällt, eine Zeit, in welcher die meisten Dichter schon müde sind, ihren Sängerfrühling weit hinter sich haben und selten noch eine Blüte am Baume ihrer Poesie treiben, die durch Farbe und Duft entzückt und weder durch den Frost noch Sturm der Jahreszeit an erfreulicher Entfaltung gehindert wurde.

In einem längern Gedichte: „Die Sappho des Westens", besingt Plönnies die frühverstorbne, liebenswürdige brittische Dichterin Lätitia Landon, deren wichtigste Lebensschicksale sie in dem Gedicht festgehalten hat, ohne daß dasselbe auf historische Wahrheit Anspruch machen will. Der Stoff ist mit besondrer Vorliebe poetisch behandelt, weil zwischen der deutschen und englischen Dichterin eine große Verwandtschaft besteht, die sich sonderbarer Weise auf das Geburtsjahr und sogar auf die Anfangsbuchstaben der Vor- und Zunamen erstreckt; denn L. L. (Luise Leisler, Lätitia Landon).

Viele Freunde hat sich Plönnies auch durch ihr vortreffliches Uebersetzertalent erworben und wir lauschen ihr gerne, wenn sie, wie in: „Britannia" und: „Ein fremder Strauß" „fremde Zungen in deutschem Worte reden läßt".

Schriften: Gedichte. Darmstadt 1844. — Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen alter und neuer Zeit, ins Deutsche übersetzt (mit beigedrucktem Originaltext). Frankfurt 1843. — Ein fremder Strauß. Heidelb. 1844. — Ein Kranz den Kindern. Darmstadt 1845. — Reiseerinnerungen aus Belgien. Berlin 1845. — Abälard und Heloise. Ein Sonettenkranz. — Darmstadt 1849. — Oskar und Gianetta. Ein Sonettenkranz. Mainz 1850. — Neue Gedichte. Darmst. 1851. (Darin: Balladen und Romanzen, die Sappho des Westens, vermischte Gedichte, und Abälard und Heloise.)

170. Das Grab des Evangelisten. (Neue Gedichte.)

O Morgenland, o heilig Land!
Du Land der Wunder ohne Zahl!
Die Sonne senkt im Liebesbrand
Auf dich herab den glühndsten Strahl;
Und zögernd weilt sie jedesmal
Bei Ephesus in stiller Feier,
Und auf ein Grab im Palmenthal
Wirft sie des Abends goldne Schleier.

Dieß Grab ist St. Johannis Grab,
Ist eine der geweihten Stellen;
Sanft wogt der Hügel auf und ab,
Bewegt von seines Athems Schwellen,
Wie sonnig grüne Meereswellen.
Hier ruht und träumet süß der Fromme
Vom Göttlichen, vom Liebeshellen,
Der sprach: „Er harre, bis ich komme!"

Und Pfingsten ists — in Glut zerrinnt
Des Abends goldnes Feuermeer,
Ein silbergrauer Duft umspinnt
Die Tempeltrümmer und daher
Kommt hastigen Schrittes Ahasver,
Kommt, als ob innrer Drang ihn triebe,
Mit seiner Bürde weltenschwer —
Im Grabe sucht der Haß die Liebe.

Er kniet, die Stirn ins Gras gepreßt,
Daran der Schmerzenstropfen hängt
Des Fluches, der ihn nie verläßt,
Der wie der Smum sein Herz versengt.
Der Liebe denkt er, die umfängt
Mit Schlummersegen jenen Andern,
Und ihm zum Fluch ward, der ihn drängt
Durch alle Zonen fortzuwandern.

Des Jüngers Athemzug, der leis
Wogt mit dem Hügel auf und nieder,
Berührt mit Ruh den Busen heiß,
Mit Schlummer seine Augenlieder.
An einem Herzen schläft er wieder,
Und Fluch und Segen trennet nur,
Nicht mehr des Hasses Nachtgefieder,
Die Hoffnungsdecke der Natur.

Er träumt, allein der Traum entführt
Ihn nicht der grünen, weichen Stelle;
Die Tempeltrümmer, glanzberührt,
Ruhn wie ein Meer, die Marmorschwelle
Als wie gebannt in Mondeshelle,
Und drüber wallt im Friedensscheine
Der Herr; da ist ihm, als ob schwelle
Des Hügels Brust stark an die seine.

So wie er zu den Jüngern kam,
Als sie im Sturme bang verzagten,
Wallt er heran, und wundersam
Die Spuren seiner Schritte tagten.
Die Palmen, die ihn überragten,
Umschlangen sich, vor Wonne trunken,
Und in die Seele des Verzagten
Fiel hell der Hoffnung goldner Funken.

Er spricht: Du Armer, schlummre nur
Am liebdurchpochten Mutterherzen
Der Alles heilenden Natur,
Bald enden deine heißen Schmerzen,
Die Menschheit kämpft, um auszumerzen
Des alten Hasses rostge Flecken;
Ich kann der Liebe heilge Spur
In ihren Kämpfen selbst entdecken.

Es wallet ihr lebendger Strom
Zum Pfingstfest im gelobten Land
Wo meiner Liebe ewger Dom
Sich hebt auf morgenhellem Strand.
Dort, das Gesetz in starker Hand,
Verwandle ich in heilger Wahrheit
Das Ideal, das vor mir stand,
Daß es erblüh in Lebensklarheit.

Du wirst den Morgen dämmern sehn,
Wann sich entscheiden alle Loose,
Wann, der hier ruht, wird auferstehn,
Und du, der arme Ruhelose,
Wirst ruhn in seines Hügels Schooße
Von deines Hasses langer Pein.
Der Menschheit Rettungswort, das große,
Wie deines, wird die Liebe sein.

Er schwand — ein ahnungsvolles Regen
Ging durch die Schöpfung und es war,
Als bebe schauernd sie entgegen
Dem großen Morgen liebesklar.
Hoch überm Hügel zog der Aar
Johannis seine luftgen Bahnen,
Ahasver aber, wunderbar
Bewegt, schritt fort in heilgem Ahnen.

---

171. Die Welle.

Still, in majestätischer Ruhe, lag der schöne, breite Rhein,
Millionen Silbersterne strahlten ihren Glanz hinein,
Schimmernd wunderbare Streifen warf darauf des Mondes Glanz,
Daß die helle Stromeswelle schien ein flüßger Sternentanz.

An dem Ufer saß die Jungfrau, ihre Augen, thränenhell,
Blickte sehnsuchtsvoll und liebend nieder in die klare Well!
Und sie sprach mit sanften Tönen: Warum stets an diesem Ort
Lockt das Sehnen mir die Thränen in das Auge fort und fort?

Nieder zu den Wellen senkte schwermuthsvoll sie da ihr Haupt,
Gleich als suche sie den Frieden, der dem Herzen ward geraubt:
Und dem Blick entglitt die Thräne, leuchtend in des Mondes Schein,
Klar und helle in die Welle fiel sie sehnsuchtsheiß hinein.

Als die Well der Jungfrau Thräne glühen fühlt in ihrem Schooß;
Rang sie leise von den Schwestern sich in sanften Schauern los,
Hob, vom Mondenlicht umflossen in dem Strom sich alsobald,
Von dem klaren, wunderbaren, himmelblauen Kleid umwallt.

Und es flüsterte die Welle, wie in weichem, süßem Schmerz:
Deine Thräne sank, o Jungfrau, nicht vergebens an mein Herz;
Bebend hab ich drin gelesen, was die Seele dir bewegt,
Auch die Wellen, Jungfrau! schwellen, von der Liebe Glut erregt.

Aus der Erde dunklem Schooße stieg ich einst zum Licht herauf,
Wallte ruhig mit den Schwestern unsre Bahn in klarem Lauf;
Heitres Morgenlicht verklärte meiner Kindheit hellen Traum,
Wie entzückte, wie beglückte mich der Abendröthe Saum!

O, das war ein selig Leben, wenn dann niedersank die Nacht,
Alle Sterne uns begrüßten mit der hellen Liebespracht,
Wenn der Mond mit Silberfäden uns umschlang in heilger Lust,
Wir, die Wellen, dann den hellen Himmel trugen in der Brust.

Zog ich dann mit leisem Rauschen an dem blühnden Ufer hin,
Hört' ich schallen durch die Zweige süße Liebesmelodien;
Wonnig küßte mit dem Flügel meine Flut die Nachtigall,
Mit uns Wogen liebend zogen Duft und Luft und Zauberschall.

Oft dann sehnt' ich aus dem Reiche meines Vaters mich empor,
Um zu grüßen, um zu küssen jener Blumen holden Flor;
Doch die Schwestern drängten weiter von den Blumen, von der Au,
Und im Scheiden, ließ ich gleiten, meine Thränen drauf als Thau.

Zögernd nur folgt' ich den Wellen, meine Sehnsucht blieb zurück,
Und ich sang in leisen Tönen von der Blumen stillem Glück;
Leise Winde stimmten flüsternd in die sanfte Weise ein,
Hoch und prächtig rauschten mächtig stolze Eichenwälder drein.

O, das war ein herrlich Leben, wenn sich dann der Sturm erhob,
Um die krausen Wellenhaare mit dem wilden Flügel stob,
Wenn wir tanzten bei dem kühnen Brausen um das Felsenriff,
Reigen schlangen um die bangen Ruderknaben in dem Schiff!

Wenn der Morgen dann erwachte, der in stolzer Herrscherlust,
Warf den glühnden Purpurmantel um die jugendliche Brust,
Der mit freudgen Feuerblicken nieder auf uns Wellen sah,
Bis wie Blüten, wir erglühten, o wie selig war ich da!

Und ein Strahl, vor Allem glänzend, schwebte glühend stets um mich,
Wo ich wallte, neigt' er goldig über unserm Zuge sich;
Rief, wenn ich mich barg erröthend, tiefer in die kühle Flut:
„Holde Welle, ich, der Helle, brenn für dich in heißer Glut.

Willst du ewig von mir fliehen in der Schwestern kaltem Zug?
Will dich auf zum Himmel tragen im entzückten selgen Flug,
Fliegst in meinem Feuerarme mit mir hin zum Himmelssaal,
Laß umschlingen, laß durchdringen dich von meinem Liebesstrahl!"

Da erfaßte mich ein Sehnen und dem Strahl ergab ich mich;
Glühend zog mein ganzes Leben der Geliebte nun an sich,
Hob mich aus der Schwestern Mitte, trug beflügelt mich empor,
Bis ich duftig, bis ich luftig schwebte in der Wolken Chor.

Von des Himmels Wonne trunken weint' ich Freudenthränen hell,
Mir vom Auge glühend küßte der geliebte Strahl sie schnell;
Und ein Bogen, reich und prächtig, war am Himmel aufgeblüht,
Wo sein Sehnen meine Thränen mit dem Liebeskuß durchglüht.

Siebenfarbig war der Bogen hoch und glänzend ausgespannt,
Drunter ich als Rosenwolke zog in des Geliebten Land.
Alle Wolken folgten glänzend unserm selgen Liebesflug;
Unerreichbar, unvergleichbar war wohl der Vermählungszug.

Still beglückt und wonneselig, in dem weiten Aethermeer
Schifft' ich mit dem goldnen Strahle her und hin und hin und her;
O, das war ein lichtes Leben voll von Glanz und hehrer Pracht,
Hold erblühen, golderglühen sah mich jede Sommernacht.

Liebend blickt' ich oft hernieder auf der Schwestern raschen Zug,
Leichter noch schifft' ich als Wolke drüber hin im Windesflug;
Und wenn Abends mein Geliebter mich mit Rosenglanz geschmückt,
Zeigt' ich schimmernd, neigt' ich flimmernd mich den Schwestern hoch entzückt.

Da bewegte meine Wonne ihre Brust mit Neid und Groll,
Und sie klagten bei dem Vater, böser List und Tücke voll:
Duldest du, daß vor uns Allen so die Schwester sich erhebt,
Deinem Schooße, ihrem Loose, so voll Hoffart jetzt entstrebt?

Immer dumpfer, immer wilder durch den Strom ihr Zürnen klang,
Daß es oben in den Lüften mich mit Angst und Schreck durchdrang;
Und den Vater hört' ich rufen, mit der Stimme donnergleich:
„Ja, hernieder muß sie wieder in mein kühles Wellenreich!"

Und er schüttelte die Locken, stand, vom Silberhaar umwallt,
In der wilden Wellen Mitte, eine riesige Gestalt;
Alle Wogen, furienartig, schüttelten die Mähnen hell,
Und sie rollten dumpf und grollten und die Winde schrieen grell:

„Komm hernieder, komm hernieder in des Vaters Wellenreich!
Komm hernieder sonst erstürmen deinen Himmel wir sogleich!"
Von dem Schrecken hing erblichen ich in des Geliebten Arm,
Und es thürmte sich und stürmte näher schon der wilde Schwarm.

Drohend ihre Wasserarme streckten meine Schwestern aus,
Des Geliebten Arm entsank ich, da, erfaßt von Angst und Graus,
Bleich und weinend sank ich nieder als ein Opfer ihrer Wuth,
Wild und schäumend, racheträumend, faßte gierig mich die Flut.

Als mich also mein Geliebter sinken sah in Qual und Pein,
Zuckten grimmig durch die Fluten seines Auges Blitze drein;
Doch die Wolken hüllten trauernd ein in Schleier seinen Strahl,
Durch die dunkeln sah ich funkeln seinen Blick zum letzten Mal!

Und die Wellen rissen weiter mich im wilden Zuge fort,
Unaufhaltsam, unerbittlich, weilen sie an keinem Ort;
Ach so kalt, so furchtbar schaurig scheint mir jetzt die Heimatflut,
Seit gelebet, seit geschwebet ich in seiner Strahlenglut.

Doch ergeben mit den Wellen zieh ich hin die glatte Bahn,
Lieb und Leben zu versenken in dem Weltenocean.
Wunderschön hab ich geträumet, als mir Lieb den Himmel gab;
Doch der Frieden ist beschieden nicht der Liebe nur dem Grab.

---

172. Es hat die Nachtigall 2c. (Neue Gedichte.)

Es hat die Nachtigall
Zu Tode sich gesungen,
Von all dem Liederschall
Ist ihr das Herz zersprungen.

Es hat die glühnde Kerze
Von innen sich verzehrt,
Und du, mein brennend Herze,
Du hast es so begehrt.

---

173. Herr Olaf. (Neue Gedichte.)

Herr Olaf reitet am Zauberborn
Auf der Spur der flüchtigen Hinde,
Wie tragen den Klang vom silbernen Horn
So frisch die wehenden Winde.

Doch horch! ein andrer, süßerer Klang,
Vom strömenden Wasser durchrauschet;
Des Waldborns Töchterlein spielt' und sang,
Der Reiter hält an und lauschet.

Beim ersten Griffe, da fliegt herbei
Der Falk und wiegt sich im Strauche,
Der Edelhirsch legt sich und neigt das Geweih
Und lauscht mit glänzendem Auge.

Beim zweiten Griff in der Harfe Strang
Zieht der Reiter den Fuß aus dem Bügel,
Und zügellos schweifet beim dritten Klang
Sein Roß über Thäler und Hügel.

Und stärker rauschet des Liedes Flut
Und schmeichelnd murmeln die Wogen:
Den Reiter hat es in Sehnsuchtsglut
In den Arm der Nixe gezogen.

Dem blühnden Ufer entwallt der Born,
Und strömet breiter und breiter,
Auf ewig verstummt ist das silberne Horn,
Auf ewig verschwunden der Reiter.

---

174. Die Norne. (Neue Gedichte.)

„Schöne Jungfrau", sang die Norne,
„Hüte dich vorm Ocean,
Alle Wogen schaumumflogen
Sind nur Gräber, denk daran!"

„„Meine Zukunft strahlt im Westen,
Wie ein Pupur wallt die Flut,
Wie ein weicher, faltenreicher,
Drauf als Kron die Sonne ruht.""

Jubelruf im hohen Schlosse,
An dem Strande Jubellaut,
Denn auf schnellen Meereswellen
Naht das Schiff der Königsbraut.

Weiche Lüfte blähn die Segel,
Englands Fahne tanzt im Wind,
Sanft gefächelt steht und lächelt
Träumerisch das Königskind.

Doch vor Abend ist vom Sturme
Rettungslos das Schiff bedroht,
Meeresweiten deckt mit breiten
Schwarzen Flügeln rings der Tod.

Ihre zarten Hände ringend
Schaut sie in den Wogenschaum:
„„Kaum begonnen, schon zerronnen,
Du, mein süßer Liebestraum?

Ach, wo find ich einen Boten,
Eine Woge, einen Strahl,
Um den Süßen mir zu grüßen,
Ach, viel hunderttausend Mal!

So viel mal als Sternlein glühen
Hoch am blauen Himmelszelt,
Als da glühen! als da blühen
Röslein tief im grünen Feld.““

Da zu jähen Finsternissen
That sich gähnend auf der Schlund,
Und die wilden Wogen rissen
Sie hinunter in den Grund.

Hoch vom Fels der junge König
In die weißen Strudel schaut:
„Noch zur Stunde, keine Kunde
Von der heißersehnten Braut?“

Sieh da treibt die schöne Todte
In dem wilden Flutendrang,
Und die Welle singet helle,
Was die Braut im Todte sang:

„Ach, wo find ich einen Boten,
Eine Woge, einen Strahl,
Um den Süßen mir zu grüßen,
Ach viel hunderttausend Mal.“

Fern verhallt das Lied der Norne
Ueberm stillen Ocean:
„Alle Wogen schaumumflogen
Sind nur Gräber, denk daran!“

---

175. Der sterbende Schiffer.

Aus der Hütte engen Wänden
Tragt mich in den Kahn hinaus!
Auf dem Meere will ich enden,
Nicht im dumpfen Erdenhaus.
Meine bange Fieberhitze
Kühl' der frische Hauch der See,
Und die weiße Woge spritze
Mir ins Angesicht den Schnee!

Oftmals mit der Flut gerungen
Hab ich in dem Segelkahn,
Hab mit lautem Ton gesungen
In dem brausenden Orkan.
Oftmals blieb ich drinnen liegen
In der hellen Mondennacht,
Ließ mich von den Wogen wiegen,
Sah empor zur Sternenpracht.

Solche Nacht ist unvergeßlich!
Schöner als am hellsten Tag,
Glatter Meerflut, unermeßlich
Grüner Spiegel vor mir lag.

Oft dann wünscht' ich mir die Ruhe
In der freien Wogen Gruft,
Nicht in enger Kirchhofsruhe
Eingesenkt in Moderduft.

Nicht vom Trauerzug geleitet
Und der Glocken dumpfem Schall,
Nein, den Himmel ausgebreitet
Ueber freiem Wogenschwall.
Nicht von Brettern eingeschlossen
Und gedeckt mit Erde schwer —
Nein, von Hügeln licht umflossen,
Wie sie spielend wölbt das Meer!

Meine Stunde hat geschlagen!
Kahn, spann deine Segel aus!
Sollst als offner Sarg mich tragen
In mein herrlich Grab hinaus.
Löst die Seele sich vom Leibe,
Dann vom Ufer löst den Kahn,
Daß er mit dem Todten treibe
In den Weltenocean!

---

176. An die Nordsee. (Neue Gedichte.)

Ich lieg aufs Neu anbetend dir zu Füßen,
Du ewig schöne, wunderbare See!
Aus tiefster Brust laß mich aufs Neu dich grüßen,
Du nur allein verstehst mein heimlich Weh.
Geheimnißworte will ich mit dir tauschen,
Laß durch mein Singen deine Wogen rauschen!

O ich verstehe dich, du Wandelbare,
In deiner Wonne, deiner tiefen Qual,
In deinem Frieden, wenn der blaue, klare
Himmel dich grüßt mit heilgem Liebesstrahl.
Am besten doch versteh ich dein Erbeben,
Wenn sich im Sturm die Wogen brandend heben.

So sah ich dich, o See! vor wen'gen Tagen,
Wie kämpften da, wie flogen deine Wellen!
In jeder schien ein stürmisch Herz zu schlagen,
In jeder eine Brust im Kampf zu schwellen,
Aus jeder stieg ein Ton der bangen Qual —
So sangen Millionen den Choral.

Doch jetzt, wie schön! In Reue hingegossen,
Liegst du, wie Magdalena, still und groß;
Du hast des Himmels heilges Bild umschlossen,
Und Frieden sinkt herab in deinen Schooß,
Und über all dein Sündigen, dein Leiden
Will er den blauen Liebesmantel breiten.

---

177. Abschied vom Meere. (Neue Gedichte.)

Abschied zu nehmen, komm ich heut, o See,
Von dir und von dem wundervollen Traum,
Den ich geträumt in Wonne und in Weh,
In deiner Dünen menschenfernem Raum.
Und wie ich schmerzlich tiefbewegt hier steh,
Benetzt von deiner Wogen weißem Schaum,
Stimmt einmal noch mein Lied in deine Klagen,
Du magst es weit ins Ungemessne tragen.

Warum zieht mich das Herz so stark und mächtig,
Gleich wie durch Zauber her an deinen Strand?
Warum, wenn du auch grollest wild und nächtig,
Bin ich so fest an dich, o Meer! gebannt? —
O du bist immer wunderherrlich, prächtig,
Und deine Schönheit hab ich tief erkannt —
Kein Ton, kein Reiz, der unverstanden bliebe,
Denn dich begriffen hat ja stets die Liebe.

Du bist, wie sie, voll starkem, hohem Wagen,
Und unergründlich, unermeßlich tief,
Du hast, wie sie, das All im Schooß getragen,
Das Gott empor mit seinem: „Werde!" rief.
Doch trostlos nur war deines Herzens Schlagen,
So lang kein Strahl an deinem Busen schlief,
Erst als die Sonn im hehren Glanz entglommen,
Hast du den Himmel in dir aufgenommen.

Und wenn du so von deinem Gott umfangen,
In wunderbarer Klarheit vor mir liegst,
Wie eine Braut in höchsten Schmuckes Prangen
Dich wonneschauernd, bebend an dich schmiegst,
Dann faßt mich an ein schmerzliches Verlangen
Nach solcher Seligkeit, drin du dich wiegst,
Mit meines Herzens unerfülltem Sehnen
An dein bewegtes Herz möcht ich mich lehnen.

Nicht glühender hat Jene es gefühlt,
Die mit der Leier stand am Klippenrand;
Es war ihr Herz im Innersten zerwühlt,
Wild in den Saiten stürmte ihre Hand;
Auf Erden Nichts, das ihre Glut gekühlt,
Die sie durchflammte mit Zerstörungsbrand, —
Da hat Verzweiflung sie hinabgezogen,
Und Sappho ruhet in des Meeres Wogen.

Die Griechin zog es in der Tiefe Reich,
Ans kühle Herz der schönen Nereiden;
Auf Meereskissen himmelblau und weich
Erträumte Sappho Ruhe sich und Frieden:
Was ihr versagt das Schicksal launenreich,
Das sollte ihr dort unten Thetis bieten,
Mit der krystallnen Urne Lethefluten
Errettend löschen ihres Busens Gluten.

Und ewig gleich bleibt sich der Schmerz der Lieb,
Im milden Süden, wie im strengen Norden;
s' ist Alles anders, doch der Schatten blieb
Und legt sich traurig auf der Nordsee Borden,
Und ob der Zukunft auch kein Echo blieb
Von meines Liedes schmerzlichen Akkorden,
Ich sah bewegt die Brust des Meers sich heben,
In seinem Rauschen mag mein Lied verschweben.

Der Mondenschein liegt auf den Meereswellen,
Die Dünenhügel schimmern weiß wie Schnee,
Und ernst und hehr die grauen Wogen schwellen,
Den feierlichen Hymnus singt die See:
Das Echo vom Chorale, den die hellen
Gestirne klingen überm Erdenweh,
Und von der Flut, zu der mein Aug gesenket,
Blick ich zu ihm, der ihr die Klarheit schenket.

Sechstes Buch.

Rob. Eduard Prutz. — Oskar v. Redwitz. — Robert Reinick. — Friedrich Rückert.

— Das ist des Schönen heilge Macht,
Daß unsichtbar die Geister es verbindet,
So daß der Dichter, wo ers nie gedacht,
Ein holdes Echo seiner Lieder findet.
Das Göttliche, das aus der Dämmernacht
Der eignen Seele himmelan sich windet,
Das lieben wir je reiner dargestellt
Es uns als Bote grüßt aus schönrer Welt.

Luise v. Plönnies.

Robert Eduard Prutz.

Noch leuchten Gottes Sterne
Wohl über Land und Flut,
Noch gibt es nah und ferne
Viel Herzen fromm und gut:
Sie sollen nicht verderben!
Zu Thaten, kühn und groß,
Soll dein Gesang sie werben:
Sieh, das ist Dichterloos!

Rob. Ed. Prutz.

Robert Eduard Prutz, geboren am 30. Mai 1816 in der pommern'schen Hauptstadt Stettin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann auf den Universitäten Berlin, Breslau und Halle Philologie in Verbindung mit Philosophie und Geschichte. 1838 schrieb er eine gründliche und gelehrte Abhandlung über die: „Quellen, denen die über den Zeitraum von Tiberius bis auf Nero's Tod handelnden alten Geschichtschreiber zu folgen scheinen". Hierauf erlangte er in Halle die Doktorwürde. Mit Arnold Ruge, dem Begründer der „Hallischen", später „Deutschen Jahrbücher", stand Prutz in naher Verbindung. Die lebhafte Theilnahme, welche er als eifriger Mitarbeiter an den Jahrbüchern zeigte, machte ihn rasch und vortheilhaft in weitern Kreisen bekannt. 1841 ging er nach Dresden und von da nach Jena. Als Dahlmann, einer der bekannten sieben Göttinger Professoren, als Professor der Geschichte nach Bonn abging, ließ Prutz sein Gedicht: „An Dahl-

mann" (Jena 16. Nov. 1842) ohne Censurerlaubniß drucken und gerieth deßhalb in Untersuchung, die aber vom Großherzog niedergeschlagen wurde; doch erhielt er im Frühjahr 1843 ein Rescript des Inhalts: „Da er politische Ansichten bekenne und durch literarische Erzeugnisse zu verbreiten suche, welche der Großherzog nicht billige, so habe er bis zum 4. Mai die Großherzoglichen Lande zu verlassen". Wir setzen die vier letzten Strophen des Gedichts hierher und überlassen dem Leser das Urtheil:

„Du gehst, o Freund, aus unsrer Mitte,
Du, von dem Schicksal selbst geweiht,
Mit männlichem, mit tapferm Schritte,
Du gehst aufs Schlachtfeld unsrer Zeit.
Du weißt es selbst: die Welt will Fehde,
Des Friedens Oelblatt ist verdorrt —
Wohlan, auch du mit freier Rede,
O kämpf auch du mit freiem Wort!

Geh hin, o Freund — bei deinem Namen,
Wie werden alle Herzen weit!
Geh hin, o Freund, und streu den Samen,
Den köstlichen, der künftgen Zeit!
Sei ein Pilot im Sturm der Wogen,
Ein Blitz, der durch die Wolken bricht,
Sei du ein Stern am Himmelsbogen,
Ja sei du selbst! mehr braucht es nicht. —

Dem alle Herzen ängstlich schlagen,
Den die Orakel prophezeihn,
Er muß ja doch, er muß ja tagen,
Der Tag der Zukunft bricht herein!
Der Hort der Freiheit wird gehoben,
Der Thurm des Rechtes soll bestehn,
Und über Alle, hoch von oben,
Das Banner des Gesetzes wehn!

So laßt uns froh die Gläser leeren
Und drückt noch einmal ihm die Hand:
Es gilt dem Manne, den wir ehren,
Es gilt dem deutschen Vaterland!
Es gilt dem kommenden Geschlechte,
Es gilt dem künftgen Morgenroth,
Der Freiheit gilt es und dem Rechte,
Es gilt dem Leben und dem Tod!"

Von Jena wandte sich Prutz wieder nach Halle und von da nach Berlin, wo er vielbesuchte Vorlesungen über die Entwickelung des deutschen Theaters hielt. Als diese Vorlesungen Anfang 1847 verboten wurden, wandte er sich nach Hamburg, wo er kurze Zeit hindurch als Dramaturg des neuorganisirten Hamburger Stadttheaters thätig war. Hierauf privatisirte er in Dresden und Berlin, bis er endlich 1849 als Professor der Literaturgeschichte in Halle angestellt wurde. In dieser Stellung fand er zu eigener innerster Befriedigung seinen Lebensberuf und nur eine langwierige Krankheit hat ihn seiner amtlichen Wirksamkeit auf einige Monate entziehen können, eine Zeit, die er hauptsächlich auf dem Meister'schen Gut bei Jena zubrachte.

Prutz ist Dichter und Literarhistoriker. Seine Lyrik ist fast durchweg in schönpoetischem, fügsamem, durchsichtigem Gewande, leidet aber häufig an unmusikalischer, unkünstlerischer Breite. Viele seiner Gedichte sind zu berechnend tendenziös, absichtlich scharf, philosophisch nüchtern und könnten eher für schöngeformte Reden als für ungezwungene, dem Herzen entsprossene Lieder gelten. Schwerlich werden die neuern politischen Gedichte zu Volksliedern werden, weil ihnen allzusehr das volksthümliche Element abgeht; doch müssen wir auch hier die werthvolle Fassung der Poesie und die entschieden tüchtige vaterländische Gesinnung des Dichters ehren. Die Lieder: „Abends", „Nachtstille", „Um Mitternacht" ꝛc. sind schöne Melodien eines lyrischen Dichterherzens und frei von den oben gerügten Schwächen. „Die erste Saat ist unter

den Zeitgedichten eines der besten; ebenso heben wir unter den erzählenden oder episch-lyrischen Dichtungen die beiden: „Der Renegat“ (ein abgefallner, zum Muhamedanismus übergegangner Christ) und „Bretagne“ hervor, obwohl auch hier etwas mehr Kürze zu wünschen wäre. Der Stoff zu „Bretagne“ wurde aus der Schreckenszeit der französischen Republik (1793) gegriffen. „Die stille Gemeinde“, in schönen Terzinen von Chamisso, und: „Die stille Gemeinde“ von J. v. Eichendorff, behandeln denselben Stoff, wenn auch mit abweichendem Schluß.

Auch in der dramatischen Poesie hat sich Prutz versucht; doch nicht mit besonderem Glück, wenn man sprachliche Kunstgewandtheit nicht allein als Poesie gelten lassen will. In der Komödie: „Die politische Wochenstube“, die schöne Einzelheiten besitzt, nahm er sich Platen zum Muster. Seine Arbeiten im Gebiete der Literaturgeschichte sind weit dankenswerthere, verdienstvollere Gaben, die mit vielem Fleiße und von philosophisch-freisinnigem Standpunkte aus geschrieben sind.

Schriften: Der Göttinger Dichterbund. Leipzig 1841. — Literarhistorisches Taschenbuch. (Seit 1843.) Leipzig. — Zwei Trauerspiele: Karl von Bourbon, Hannov. 1845, und Moritz von Sachsen. Zürich und Winterthur 1845. — Politische Wochenstube. Eine Komödie. Das. 1845. — Vorlesungen über die neueste Literatur. Das. 1847. — Gedichte III. vollständige Auflage. Das. 1847. — Neue Gedichte. Mannh. II. Auflage 1849. — Geschichte der 10 Jahre 1840 — 50. Bd. I. Leipzig 1850. — Taschenbuch der neuesten Geschichte: das Jahr 1849. Leipzig 1851. — Die Schwägerin. Novelle. Dessau 1851. — Das Engelchen. Ein 3bändiger Roman. Leipzig 1851. — Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. I. Heft. Leipzig 1851.

178. Abends.

In dieser Stunde denkt sie mein,
Ich weiß, in dieser Stunde!
Die Vögel schlafen groß und klein,
Es schlafen die Blumen im Grunde.
An blauem Himmel hell und klar
Stehn tausend Sterne wunderbar,
Sie schaut hinauf und denket mein,
Ich weiß, in dieser Stunde.

Sie sitzt wohl einsam und allein,
Ich weiß, in dieser Stunde,
Und flüstert wohl den Namen mein
Halbleise mit schüchternem Munde.
Sie schickt mir Grüße lieb und schön
Und winkt mir zu, als könnt ichs sehn,
Sie weint um mich und denket mein,
Ich weiß, in dieser Stunde.

Gute Nacht und schließ die Aeugelein,
Gute Nacht in dieser Stunde!
Ich will im Traume bei dir sein
Mit fröhlicher, seliger Kunde:
Von einer Nacht, o träume du,
Wo ich in deinen Armen ruh!
Ja bis dahin gedenke mein,
Jetzt und in jeder Stunde!

---

179. Nachtstille.

In stiller Nacht die Sterne gingen
Am Himmel hoch in ernster Pracht,
Ein Säuseln hört' ich und ein Klingen
Wohl durch die stille Mitternacht.

Doch war es nicht der Blätter Rauschen,
Es war nicht Nachtigallensang:
Aus tiefster Seele mußt' ich lauschen
Dem niegehörten süßen Klang.

Und o mir wars, als käm geflogen
Ein Flötenton aus Fels und Stein,
Als sängen aus des Baches Wogen
Sirenen ihren Zauberreihn;
Als lullten leise, schlummertrunken,
In süßen Traum sich Feld und Wald,
Wie, halb in Schlummer schon gesunken,
Ein Kindlein noch Gebete lallt;

Als ob in seinem Silbernachen
Der Mond ein Schifferlied sich sang,
Als ob geheim in tausend Sprachen
Der Sterne nächtlich Plaudern klang;
Als stiege schon vom Himmel nieder
Der Träume leichtbeschwingter Chor,
Und sänge Märchen, sänge Lieder
Dem Schlummernden ins wache Ohr! —

Das, o Natur, ist deine Weise,
Es ist dein nächtlich Feierlied;
Das hell, wie Orgelklang, und leise,
Wie ein Gebet das All durchzieht.
Und wo dich Sterbliche vernehmen,
Da machst du schnell die Herzen weit:
Zu linder Wehmuth wird ihr Grämen,
Zu stiller Hoffnung wird das Leid.

So tönet fort ihr süßen Lieder,
Ihr Engelsstimmen hell und rein!
Strömt leise, wie ein Balsam nieder
In jedes wunde Herz hinein!

Und wo, getrennt von seiner Schönen,
Ein Jüngling unter Thränen wacht,
Da sagt ihm mit der Liebsten Tönen
Ein herzig süßes: „Gute Nacht!“ —

180. Um Mitternacht. (1832.)

Um Mitternacht, in ernster Stunde,
Tönt oft ein wundersamer Klang:
's ist, wie aus liebem Muttermunde
Ein freundlich tröstender Gesang.

In süßen, unbelauschten Thränen
Löst er des Herzens bange Pein,
Und alles unmuthvolle Sehnen
Und allen Kummer wiegt er ein.

Als käm der Mai des Lebens wieder,
Regt sichs im Herzen wunderbar:
Da quillen Töne, keimen Lieder,
Da wird die Seele jung und klar.

So tönet oft das stille Läuten,
Doch ich versteh die Weise nie,
Und nur mitunter möcht ichs deuten,
Als wärs der Kindheit Melodie.

181. Die erste Saat*). (1841.)

Hier ist die Stätte, seht! Hier fällten
Den unbetretnen Urwald wir,
Mit unserm Schweiße hier bestellten
Wir das jungfräuliche Revier!

*) Vergl. Freiligrath: „Die Auswandrer“ und Kinkel: „An die Auswandrer“.

Hier soll die Heimat sich erneuen,
Hier, von Europa wir verbannt,
Wolln wir den ersten Samen streuen
In dieses neue, fremde Land.

Reicht her das Korn — o sei willkommen,
Du unsrer Heimat theure Frucht,
Die wir als Erbschaft mitgenommen,
Als Pfand der Zukunft auf der Flucht!
Als wärs ein Kind, das wir versenken,
So streut dich zögernd unsre Hand,
Und unsre tiefsten Herzen denken
An das geliebte Vaterland.

Als du zuerst empor gewachsen,
Ein grüner Halm aus dunkler Gruft,
Am Elbestrand, im schönen Sachsen,
Da küßte dich die deutsche Luft;
Da schien auf dich, da floß hernieder
Die deutsche Sonne, deutscher Thau,
Und deutscher Lerchen süße Lieder
Begrüßten die geschmückte Au.

Drauf, als die Halme höher rauschten,
Als schon die Frucht im Keime schwoll,
O Gott, da standen wir und lauschten
Wehmüthiger Erwartung voll.
Und als sich wiegten deine Aehren
Gekleidet all in lautres Gold,
O damals, damals, wie viel Zähren
Sind abwärts in den Sand gerollt.

Denn ach! schon suchten die Gedanken
Fern überm Meer ein neues Ziel,
Im Geiste schon sahn wir uns schwanken
Fernhin auf ungewissem Kiel:

Was nützt es, daß geerntet werde,
Was wogt das Korn, was blüht der Wein,
Soll nimmer doch auf deutscher Erde
Der Freiheit theure Saat gedeihn?

Und als man unter Spiel und Scherzen
Das reife Korn in Garben flocht,
Wie hat da schon in Abschiedschmerzen
Der Busen ängstlich uns gepocht!
Die Andern schwangen sich im Tanze,
Da schrie die Fiedel, klang das Horn:
Doch wir, im letzten Abendglanze,
Wir banden schweigend unser Korn. —

Nicht eine Hand voll Erde nahmen
Wir zum Valet von unsrer Flur:
Nur deutsche Frucht, nur deutschen Samen!
Denn Leben bringt Lebendges nur.
Und wie ein Fähnrich seine Fahne
Pflanzt auf des letzten Walles Rand,
So, jenseit nun dem Oceane,
Wird es gepflanzt in fremdes Land.

O du, gesät in guter Stunde,
Du Samen unsers Vaterlands,
Wachs' und gedeih in fremdem Grunde,
In einer andern Sonne Glanz!
Es wird dich keine Lerche grüßen,
Wie du sie einst vernommen hast,
Kein Kranz von Rosen wird versüßen
Des heißen Erntetages Last.

Und doch, wills Gott, so sollst du sprießen
In stolzen Halmen, frei und stark,
Und freie Männer solln genießen
Dein vaterländisch deutsches Mark.

So, während wir an fremdem Strande
Mit Thränen unsre Aussaat weihn,
O möge so im Vaterlande
Der Freiheit theure Frucht gedeihn!

---

182. Der Renegat. (1837.)

Horch die Zithern, horch die Cymbeln, wie sie locken, wie sie klingen!
Und die Weiber schau, die süßen, wie sie wild im Tanz sich schwingen!
So am kühlen Meeresstrande, unter purpurnem Gezelt,
Saß der Renegat, der alte, hochgepriesne Fürst und Held.

Denn von Allen, welche meerwärts aus dem Land der Christen kamen,
Und den Koran statt der Bibel, für das Kreuz den Turban nahmen,
Lachte Keinem, Segen spendend, je des Glückes Sonne mehr,
Wurde Keiner je so mächtig, je so reich und groß, wie er.

Und die Sklavin, lüstern lächelnd, klirrte mit dem goldnen Becher:
„Der Prophet zwar hats verboten, Mahomet, der arge Zecher;
Doch die Sklavin, deine Liebste, Sulima gebeut es dir“. —
„„Laß das Klirren, laß das Klingen; denn wie Glocken klingt es mir““. —

„Herr! was ist dir? Laß michs wissen! Will das Spiel dir nicht behagen?
Sehnst dich, draußen in der Wüste Leu und Tigerthier zu jagen?
Oder willst den Säbel prüfen an des Christen feilem Haupt?“ —
„„Nenn, o nenne nicht den Namen Eines, der an Christus glaubt!““

Sprachs und schwieg und schloß die Augen; denn als würd er fortgetragen
Auf des Sturmwinds Adlerschwingen, eine Kirche sieht er ragen:
Hoch vom Thurm, ein Stern des Friedens, lacht des Kreuzes goldner Schein,
Und die Orgel hört er brausen und Gebet und Litanein;

Sieht sich selbst, wie er gewesen in der Jugend goldnen Tagen,
Eh ihn Meer und Schicksalstürme in das Mohrenland verschlagen,
Einen blondgelockten Knaben, Weihrauchbecken in der Hand,
Wie er dienend und geschäftig dem Altar zur Seite stand.

Sieht die Schwestern, die geliebten, mit den langgeflochtnen Zöpfen,
Lauschend gegenüberknieen mit geneigten Engelsköpfen;
Sieht der Mutter holdes Auge, gleich wie Mutteraugen thun,
Hoffnungsvoll, und doch voll Sorge, sanft auf seiner Stirne ruhn;

Sieht im Meßgewand den Priester, der die Hand erhebt zum Segen;
Und sein Herz im tiefsten Busen, stürmisch pochts mit tausend Schlägen.
Aber ach! mit Heroldstimme tönt es donnernd ihm ins Ohr:
„Sei verflucht in alle Zeiten, wer von Christus sich verlor“. —

Hörts und schlug empor die Augen. „Herr! die Flotte kommt gefahren,
Deine Diener sinds, die treuen, lustig muthigen Korsaren,
Die mit Beute wiederkehren aus dem fernen Christenland;
Und von Sklaven und Gefangnen, sieh, wie wimmelt schon der Strand!“

Durch die Reihen schritt der Alte; 's war ein Anblick zum Erbarmen!
Furchtentstellt, mit bleichem Antlitz, standen dichtgedrängt die Armen,
Knab' und Mägdlein, zarte Kleine, Greise selbst im Silberhaar;
Ach! denn Keinen, den er findet, schont der grimmige Korsar.

Nur ein Knäblein, zart von Jahren, schien getrost und ohne Zagen:
In den Sand sah man ihn knieen, himmelwärts den Blick geschlagen;
Oft geküßt von seinen Lippen, an den Busen dicht gepreßt,
Hielt ein Kreuzchen, ein geschnitztes, er mit beiden Händen fest.

Um sein rosig Kinderantlitz floß das Haar in goldnen Wogen,
Ruhig, wie zum Todesstreiche, hielt den Nacken er gebogen,
Sah mit fröhlich stolzen Augen dreist dem Fürsten ins Gesicht,
Und die Wangen blieben rosig, und sein Auge zuckte nicht. —

Und der Renegat mit Schweigen sah das Kreuz und sah den Knaben;
Eine Thräne schien verborgen in den Wimpern er zu haben,
Ging zurück dann zum Palaste, Keiner wußte, was ihm sei; —
Aber noch am selben Tage ließ er alle Christen frei.

---

183. Bretagne. (1836.)

An den Ufern der Bretagne, horch! welch nächtlich Wiederhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör ich es wie Lieder schallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber leise wundersamen Klang;
Doch, das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schar.

„Unsern König, den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heilge Flamme sollt ihr nimmer uns bezähmen!
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höhn,
Und an allen, allen Orten hört er seine Kinder flehn“. —

Leis, o leis! der Abend dämmert! Süße Nacht! o sei willkommen,
O du Balsam den Geschlagnen, o du Schützerin den Frommen!
Leis, o leise, löst den Nachen, nehmet Angel und Geräth,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter: in die Wogen zum Gebet! —

Flinke Ruder hör ich rauschen: Alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden:
Durch der Wellen dumpfes Murren schallte fröhlich der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über Alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen:
Durch der Wogen wildes Brausen schallte fröhlich der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl.

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!“
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen, widerspiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande rasch geflogen.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer. —
Tod im Wasser, Tod am Ufer — keine Rettung rings umher!

„Herr! Du bist ja aller Orten, auf den Wassern wie auf Erden:
Auch die in dem Meer gestorben, Herr! sie sollen selig werden!
Also durch der Wogen Wüthen, so durch Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam ans Ufer wieder,
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder;
Nur am Morgen unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein,
Schwamm das Kreuz, das wunderselge, in des Frühroths goldnem Schein.



Oscar Freiherr von Redwitz.

Dir aber, Herr, dir leg ich offen
Mein armes Lied zu Füßen nieder;
Ich will nicht bangen, will nicht hoffen,
Wie du mirs gabst, geb ich dirs wieder.
Und was du wirst mit ihm beginnen,
So ist es gut, und anders nicht.
Nun bin ich still — was mag ich sinnen?
Nun komm, du menschliches Gericht!

Osc. v. Redwitz.

Oscar Freiherr v. Redwitz entstammt einem alten oberfränkischen Rittergeschlechte und wurde am 28. Juni 1823 in dem mittelfränkischen Städtchen Lichtenau geboren, wo sein 1848 in Speier als königl. bayerischer Oberzoll-Inspector verstorbner Vater damals Inspector der bedeutenden Strafanstalt war. Von mütterlicher Seite ist Redwitz mit dem Liederdichter und Siegwartverfasser Johann Martin Miller im Grade eines Großneffen verwandt. In seinem zweiten Jahre kam er mit seinen Eltern in die bayerische Rheinpfalz und verlebte in den Mauern des Central-Gefängnisses zu Kaiserslautern, dem sein Vater als Inspector vorstand, seine Kindheit, bis ins 6. Jahr, in welchem er nach Speier kam, wo er im 8. Jahre in die lateinische Schule trat. Vom 10—13. Lebensjahre besuchte er das französische Colleg zu Weißenburg im Elsaß und später, bis zum 17. das Gymnasium in Zweibrücken, das er 1840 mit dem Speierer vertauschte, von welchem aus er 1841 die Universität München bezog, auf der er, mit Ausnahme eines Semesters in Erlangen, Philosophie und Jurisprudenz studirte.

1846 kehrte er als Rechtspraktikant in die Pfalz zurück, wo er sich in Speier und Kaiserslautern in juristischer Praxis aufhielt, die nur durch Reisen nach Mainz und München unterbrochen wurde. Nach vollendeter Staatsconcoursprüfung nahm er seinen Wohnsitz in Kaiserslautern. Hier arbeitete er längere Zeit bei einem Anwalt, der gerade auch nicht zu den freundlichsten und leutseligsten Beamten zählte. Theils auf dem Büreau zwischen den Abschriften von Anklageakten und Urtheilssprüchen, theils auf dem eine Meile von Kaiserslautern so friedlich gelegnen und von Tannenwäldern umsäumten Hofgute Schellenberg, im herzlichen Kreise der Familie Hoscher und an der Seite seiner lieben Braut Mathilde, dichtete Redwitz sein Gedicht: „Amaranth“, das im Herbste 1849 erschien und rasch hintereinander sechs Auflagen erlebte, ein Erfolg, der in der bescheidnen Braut die bange Besorgniß laut werden ließ, als sei sie des Dichters nicht würdig, weil sie nicht auch dichten könne, worauf ihr der Bräutigam die schönen Strophen sang:

„Und bist du auch des Sängers Braut,
Ich fordre keinen Reim von dir;
Bleib Gott und mir nur treu getraut
Und wahre deiner Demuth Zier.

Versteh und übe deine Pflicht,
Hab auch aufs Kleinste fromme Acht:
Dann bist du selber ein Gedicht,
Wie ich im Leben keins erdacht!“

Fern von der großen Welt, umgeben von der heiligen Stille und dem süßen, beseligenden Frieden der herbstlichen Natur, wurde dem jungen Sänger die liebe Kunde, daß sein Töchterlein Amaranth ohne rauschenden Lärm und so ganz im Stillen immer weiter und weiter an der „stillsten Häuser Thüre“ anklopfe und darin liebreich aufgenommen werde. In dem Gedicht: „Amaranths Rückkehr“, welches der zweiten Auflage als Vorwort vorangesetzt wurde, hat der Dichter seinen lieben Aufenthalt in folgenden schönen Worten poetisch verherrlicht:

„Ich lehne still im Fensterbogen
Im einsam alten Meierhaus,
Von schwarzem Tannenwald umzogen,
Und sehe in den Herbst hinaus.
Der Lärm der Gassen stört mich nicht;
Ich hör nur an der Rebenwand,
Wie leis der Wind die Blätter bricht;
Bis an den Wald ums Haideland
Der Nebel wallt in Schleiern licht;
Und hoch mit grauer Wolken Flug,
Da segelt ernst ein Kranichzug.
Und ists auch Herbst, was liegt daran?
In diesen Mauern, abgeschieden,
Da bleibt der Frühling aufgethan
Mit seinem Glanz und Duft und Frieden.
Und fällt auch Blatt um Blatt, verdorrt,
Ein stilles Blümchen blüht mir fort;
Und schweigen auch die Vögelein,
Ich sing mir selber meine Lieder.
Beim Sänger darfs nie Winter sein,
Geht ihm der eine Frühling nieder,
So steigt ein andrer draus herfür.“ —

Den Sommer 1850 verlebte Redwitz in Bonn; er studirte bei Karl Simrock das Mittelhochdeutsche, gebrauchte im Nachsommer das Seebad Blankenberg und blieb hierauf einige Wochen auf dem Schellenberg. In diese Zeit fällt die Herausgabe seines „Märchens vom Waldbächlein und Tannenbaum“, das sehr rasch in zweiter Auflage erschien. Im Spätherbst besuchte er abermals die Universitätsstadt Bonn, um die begonnenen Studien des Mittelhochdeutschen bis Ostern 1851 fortzusetzen. Neben diesen Studien beschäftigt ihn die Arbeit eines Dramas und die Vorbereitung seiner lyrischen Gedichte zum Druck.

Wohl selten hat ein Dichterwerk so überaus schnelle Verbreitung gefunden, wie „Amaranth“ und selten hat auch ein Gedicht so ver-

schiedene, geradezu entgegengesetzte Urtheile hervorgerufen wie dieses. Wer aber noch ein deutsches Herz besitzt, der wird Wohlgefallen und stille Freude haben an dem süßen Dufte einer frommen Minne und an dem, das Weltall erleuchtenden und verklärenden, Glanze des Christenthums, die sich darin kundgeben. In Amaranth lauschen wir den Tönen der Minnesänger; denn seit Wolfram von Eschenbach hat nur selten eine solche Poesie durch die Saiten einer deutschen Harfe gerauscht und mächtig das deutsche Herz und Gemüth ergriffen, zumal in einer Zeit, in der Treue und Glaube in unserm Vaterlande nur leerer Wahn und Wahrheit und Liebe Fremdlinge geworden sind. In dem Vordergrund des poetischen Gemäldes erblicken wir Walther, Amaranth und Ghismonda als die Hauptpersonen. Walther, ein frommer und tapferer Heldenjüngling aus dem deutschen Mittelalter; Amaranth, eine deutsche minnigliche Jungfrau, deren Liebe durch den christlichfrommen Glauben geläutert und verklärt ist. Beiden steht Ghismonda gegenüber, die stolze Italienerin, geschmückt mit allen Reizen und aller Glut eines südlichen Himmels. Sie ist der personificirte Unglaube, die Repräsentantin des modernen, oberflächlichen, fremden und undeutschen Wesens, im Gegensatze zur Tiefe und Herrlichkeit deutschen Glaubens und Gemüthes. In den beiden ersten Figuren pulst der volle, warme Herzschlag des Dichters, während in der letzten, der Ghismonda, trotz aller äußern Pracht und Schönheit das poetische Leben nicht so recht zur Erscheinung kommen will. Es ist dieß wohl die schwierigste, aber auch zugleich die schwächste Partie im ganzen Gedicht. Außer der schönen Naturmalerei sind ganz besonders ansprechend die einfachen, tiefgefühlten, meist achtzeiligen Herzensliebchen, mit welchen einzele Stellen des Gedichtes geschmückt sind und die wir vorzugsweise hier als Probe gegeben haben. Ihre Sangbarkeit und ihren melodischen Fluß haben diese Liedchen hauptsächlich dadurch erhalten, daß sie der Dichter singend dichtete und mit den Tönen der Guitarre, des Klaviers oder der Zither begleitete. Die Componisten haben die Echtheit der Lieder gar bald erkannt und das seelenvolle Wort mit seelenvollem Klang vermählt.

Statt aller weiteren Erörterung des Inhalts lassen wir einzele Strophen aus dem „Abschied von Amaranth" folgen:

„So zieh zur Fremde denn hinaus,
Geh wandern durch die deutschen Gauen!
Grüß sie mir All in jedem Haus,
Zumeist die frommen deutschen Frauen!

Du sollst der Mutter Angesicht
Entlocken süße Liebeszähren!
Du sollst mit frommer Minne Licht
Der Jungfrau züchtig Aug verklären!

Dem Jüngling sing vom ernsten Gang,
Daß nimmer sein Geloben wanke!
Schlag an den reinsten Himmelsklang
Von Kindeslieb und Kindesdanke!

Nach dem geweihten irdschen Bund
Sollst du ein heilig Sehnen regen!
Aufs Dulderherz von Täuschung wund
Sollst du des Trostes Balsam legen!

Du sollst den, der den Herrn erkor
Ein Engel im Triumph umschweben!
Und dem, der seinen Gott verlor,
Soll ihn dein Friede wiedergeben!"

Wir können unsere Leser keinen bessern Blick in das gläubige Dichterherz thun lassen, als wenn wir hier wörtlich eine Stelle aus des Dichters Brief anführen, welche zugleich sagt, was wir in Zukunft von ihm zu erwarten haben. Sie lautet: „All mein Lied, das mir Gottes Gnade schenken wird, der christlichen Poesie (ich will sie für mich christliche Romantik nennen) hinzugeben und trotz Spott und Haß und List daran mit ewiger Liebe und Begeistrung festzuhalten, da ich mir eine christliche Poesie für die einzig mögliche, für die einzig versöhnende und segnende halte: das habe ich meinem

Herrn und Meister heilig gelobt und ich werde mit seiner Gnade meinen Schwur treulich erfüllen.

Wahrlich es thut einmal Noth, daß auf all die giftigen Saaten wieder junges, glaubensfrisches Reis gepflanzt wird; es thut Noth, auf den Mauern so manches heiligen Tempels einmal wieder mit frommem Harfenklang die Steine aufeinander zu fügen — aber was frommt das Lied eines Einzigen? Was bin ich allein gegen hundert Gesellen der Zerstörung? Das ist der Fluch und Jammer unserer Zeit, daß die Anhänger des Göttlichen stumm und träg ihre Schwerter an der Wand der Feigheit hängen lassen, indeß das diabolische Prinzip unablässig den Stahl wetzt und mit lockendem Tuba-ruf sich Streiter wirbt! Doch Gott wird es am besten fügen; er wird, wann die Zeit gekommen ist, seine heiligen Sänger wecken und entzünden und ihnen die Harfen in den Arm legen, die noch im Himmel hängen — mit diesen Riesenakkorden wird dann mein schwaches Lied sich zum hohen Liede vereinigen: das ist mein Trost und meine felsenfeste Zuversicht!"

Das Gedicht: „Ich schwärme", ist das lyrische Vorwort des Märchens. Es erfordert mehr Raum, als der Umfang unsrer Arbeit gestattet. Weil wir das ganze Gedicht nicht geben können, so mag wenigstens der schöne Schluß desselben dastehen und die Stimmung in uns erwecken, in der wir von dem Sänger scheiden. Die Welt schilt ihn einen Schwärmer und ein solcher will er auch sein:

„Doch wißt nur, daß ihr mich so heißt,
Drauf bild ich mir nicht wenig ein;
Von euch der Hohn nur doppelt preist,
Ja, ja! Ein Schwärmer will ich sein!

Doch nicht wie der ein Schwärmer ist,
Der zwischen Erd und Himmel treibt,
Im Nebel Gott und Welt vergißt,
Und nebelhafte Lieder schreibt:

Ich schwärme wie zur Frühlingszeit
Ihr erstes Lied die Lerche singt;
Ich schwärme, wie im ersten Streit
Ein heilig Schwert der Reiter schwingt.

Ich schwärme wie der Sonnenstrahl,
Wenn er der Rosen Kelch erschließt;
Und wie der See im Alpenthal,
Darein der Mondglanz sich ergießt.

Ich schwärme, wie der Frühlingswind,
Wenn er durch dürre Blätter rauscht;
Wie im Gebet ein knieend Kind,
Wenn es dem Klang der Orgel lauscht.

Und wie die Braut im Hochzeitreis,
Wenn aus dem Mund das Jawort bebt;
Wie auf dem Sterbebett der Greis,
Wenn er die Hand zum Segen hebt."

Schriften: Amaranth. Mainz 1849. VI. Auflage 1851. — Ein Märchen. Mainz. 1850. 51.

184. Das auferstandene Schloß.

Im duftgen Grase liegt mein Haupt
Inmitten eingesunkner Hallen,
Vom Lindenbaume karg umlaubt,
Deß Krone längst der Zeit verfallen.
O Frühlingslust! Vom Bergesrand
Hinabzuschaun ins Schwabenland!
O Neckargrund! Seh ich dich an,
Wirds meinem Herzen angethan:

Als seiest du ein Mägdlein minnig,
Das still im Sonntagskleid sich freut;
Es lacht sein Aeuglein traumessinnig
Aus herzensgutem Angesicht;
Ins aufgelöste Haar gestreut
Viel Perlen funkeln sonnenlicht;
Von der umschloßnen Lende nieder
Auf des Gewandes grünen Sammt
Des Gürtels blendend Silber flammt;
Es blitzt von Edelstein das Mieder.
Du buhlst nicht stolz mit eitelm Leib
Um fremden Wandrers lauten Preis,
Bist noch ein echtes deutsches Weib,
Das, wie auch wunderhold erblüht,
Von eigner Schöne nimmer weiß;
Hast noch ein einfach, klar Gemüth
Voll sittiger, bescheidner Art;
Und wer auf traulich stiller Fahrt
Je seinen Weg zu dir genommen,
Den heißest herzlich du willkommen!
Und was du zum Beschauen hast,
Das zeigst du gern dem lieben Gast!
Führst ihn zu deiner Hügel Kronen,
In deren Burgen grauem Schooß
Die Geister deiner Märchen wohnen;
Du bindest ihm den Nachen los,
Und schaukelst ihn den Strom entlang!
Bald grüßt ihn duftger Rebenhang,
Bald lockt sein Haupt die Wiesenau,
Draus träumend es zum Himmel schau;
Bald lacht von Gärten ganz umblüht,
Ein heitres Dörflein traut ihn an:
Da überkömmt es das Gemüth
Wie Klingen längst verklungner Harfen;

Aus all dem Dünkel, all dem Wahn,
Vermummt in lügnerischen Larven,
Sprichst du es an, o Neckargrund,
Ohn Falsch und Hehl, wie Freundeswort!
Es wird das Herz so recht gesund,
Von deinem Odem angehaucht;
Du kündest ihm den echten Hort!
Du zeigst ihm, wie es wenig braucht,
Daß stilles Glück die Welt versüßt —
O Neckarthal! Sei mir gegrüßt!

Wie feierlich ists rings herum!
In Feld und Strom ist Alles stumm;
Es rufen durch die Frühlingsflur
Die Lerchen und die Glocken nur.
Vom Morgensonnenstrahl umblinkt
Das goldne Kreuz der Thürme winkt;
Zum stillen Dörflein mir zu Füßen
Die Kirchengänger ziehn am Hag;
Des Herren Lieder hör ich grüßen,
Die Orgel tönt — 's ist Feiertag.

---

185. Walthers Lieder.

1.

Mein Lieb braucht keinen Demantschrein,
Nicht Sammt und Gold an seinem Kleid;
Nicht Marmor in dem Kämmerlein,
Sein Lockenhaar braucht kein Geschmeid.

Doch in des Herzens heilgem Schacht
Muß funkeln Gold und Edelstein,
So daß es könnt mit seiner Pracht
Der allerreichste Goldschmied sein.

II.

Ihr Antlitz sei nicht zaubervoll,
Mich soll nicht reizen Aug und Mund!
Doch friedlich draus mich grüßen soll
Ein gläubig Herz, rein und gesund,

Daß, wenn ich ihr ins Antlitz seh,
Es wie Gebet mich überkomm,
Und daß, so oft ich von ihr geh,
Mein Minnen sei noch mal so fromm.

III.

Ein frommer Knecht mit scharfem Stahl
Dem Vaterland und Gott zumal;
Ein treues Herze seinem Weib,
Ein frohes Lied zum Zeitvertreib;
Ein ehrlich und gesundes Blut,
Ein starker Arm, zufriedner Muth;
Und auf den Herrn gebaut das Haus —
Treibt alle bösen Geister aus.

---

186. Amaranths Waldeslieder.

I.

Wie bist du Frühling gut und treu,
Daß nie du kommst mit leerer Hand! —
Du bringst dem Baume Blätter neu,
Dem Blümlein farbiges Gewand!

Du bringst das Lied dem Vögelein,
Durch dich so blau der Himmel lacht!
Du bringst der Welt den Sonnenschein —
Was hast du mir denn mitgebracht?

II.

Waldvögelein wie singst du heut
So herziglieb, wie nun zuvor,
Möcht fliegen ja vor lauter Freud
Ein Vöglein hoch zu Gott empor!

Hast du denn auch heut über Nacht
Dein Frühlingslieb im Traum gesehn?
Waldvögelein gib du nur Acht!
Mit dir und mir wird was geschehn!

III.

Ihr lieben Vöglein singt nur fort,
So langs vermag die kleine Brust!
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,
Singt von des Frühlings Lieb und Lust!

Und sänget ihr auch ewig fort,
Viel tausend Jahre Tag und Nacht,
Ihr könntet singen nie genug! —
So schön hat Gott die Welt gemacht!

---

187. Im Erker und im Thurm.

Im Erker sitzet Amaranth
Und stützt ihr Köpfchen in die Hand,
Ihr träumend Auge weint und lacht.
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Und über ihr im Thurmgemach
Steht Walther stumm und sinnet nach,
Was nur sein Herz so schlagen macht.
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Sie denkt: „Das ist mein Traumgesicht!
Ich sahs in seinem Augenlicht,
Wie träumerische Sternennacht“.
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Und über ihr Herr Walther spricht:
„Wie ist ihr Auge fromm und licht,
Wie Sommerhimmels blaue Pracht!“
Du Herr der Liebe halte Wacht!

Und Beide beugen jetzt das Knie,
Sie fleht für ihn, er fleht für sie,
Um eine friedensvolle Nacht:
„Du Herr der Liebe halte Wacht!“

---

188. Der Kirchgang. (Bruchstück.)

O selger Gang, am Feiertag
Zu wandeln durch die Waldesnacht,
Durch hoher Eichen Kronenpracht,
Durch saftger Buchen duftgen Schlag,
Durch Wiesengründe, bronnenfrisch,
An junger Erlen schlankem Hag,
Zu wandeln zu des Herren Tisch!

Noch überall ist tiefe Ruh,
Die Himmelsaugen blicken matt,
Und fallen mälig brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt,
Und jeder Stamm, und jeder Stein,
Die Vöglein all in Busch und Baum,
Die Blümlein all am Born und Rain.
Da ganz zuerst am Waldessaum,

Von Amaranthens Tritt geweckt,
Der Schlehdorn aus dem Traume schreckt;
Wie der sich frisch den letzten Schlaf
Vom thaubeperlten Haupt geschüttelt,
Das Amselnest ein Beerlein traf;
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loses Volk erwacht;
Die haben kaum mit knapper Müh
Die grünen Aeuglein aufgemacht,
So necken sie in aller Früh
Auch schon den alten Tannenbaum,
Und kichern, wie im Schlaf er nickt,
Und zupfen ihn am Kleidessaum.
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürrisch zankt,
Sie halten scherzend ihn umrankt;
Da muß er endlich doch erwachen —
Was will er mit der Jugend machen?
Dieweil hat sich vom kleinen Schrecken
Die Amsel munter aufgerafft;
Zuerst hörts aus der Nachbarschaft
Die Drossel in den Brombeerhecken,
Und sagt viellieben guten Morgen
Der Haidelerch im Gras geborgen;
Die hat die Wörtchen kaum gehört,
Hat sie zum Flug sich angeschickt,
Muß ja den Morgenstern noch grüßen!
Von ihrem Fittig aufgestört
Das Häslein aus dem Kraute blickt,
Und springt heraus mit flinken Füßen.
Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen stutzt, und klettert schnell
Vom Wipfelnest ins Gras herunter,
Und wäscht mit Thau die Aeuglein hell.

Jetzt endlich gar der Kukuk schreit,
Zum Wachen ists die höchste Zeit!
Ein jeder Baum sagt es dem andern!
Das wird zu Brüdern und zu Schwestern
Von nah und fern aus allen Nestern
Ein grüßendes, geschäftig Wandern!
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tausendfältig süßes Locken!
Drein wogen leis, wie Alphornklang,
Vom Thal herauf die Sonntagsglocken. —

---

189. Der erste Kuß.

Er hat mich geküßt!
Was zitterst du mein Herze so?
Und bist du nicht so still und froh?
Ist nicht so jung mein Leben noch?
Ist nicht die Welt so schön? — und doch!
Er hat mich geküßt!

Er hat mich geküßt!
Weiß nicht, ob ich mich freuen soll,
Mein Herz ist ganz von Thränen voll.
Doch wie ich auch nur sinnen mag,
Mir sagt es jeder Herzensschlag:
Er hat mich geküßt!

Er hat mich geküßt!
O küßt' er nur den Mund allein,
Wollt' ich ja gerne fröhlich sein.
Sein Kuß bis in das Herz mir drang,
Das ruft mir nun herauf so bang:
Er hat mich geküßt!

Er hat mich geküßt!
O ging ich jetzt zum Himmel ein!
O dürft ich dort sein Engel sein,
Und dürft ihn schützen vor Gefahr!
Wie selig dächt ich immerdar:
Er hat mich geküßt!

---

190. Amaranths stille Lieder.

I.

Es muß was Wunderbares sein
Ums Lieben zweier Seelen!
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen!

Und Freud und Leid und Glück und Noth
So miteinander tragen!
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen!

II.

Ich will dich auf den Händen tragen,
Und dir ein treuer Engel sein;
Will legen meine junge Seele
Ganz in dein liebes Herz hinein.

Ich will für mich ja Nichts erflehn,
Für dich nur Alles ganz allein;
Ach, wenn so ganz ich in dir lebe,
Schließt ja auch mich der Segen ein.

III.

Ich will die lauten Freuden nicht,
Mein stilles Haus sei meine Welt!
Vom Stern der treuerfüllten Pflicht
Sei einzig nur mein Herz erhellt!

Ich will drauf sinnen Tag und Nacht,
Wie ich dir wohl was Liebes thu!
Was ist doch all der Feste Pracht
Gen meines Hauses Liebesruh!

IV.

O Mutterlieb, du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen!

O Mutterlieb, du strenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dein Walten!
Die Rechenschaft, vergiß sie nicht!
Laß deinen Eifer nicht erkalten!

V.

Ich sitze betend an der Wiege
Und hab den Schleier weggethan,
Und lauschend ich mich drüber biege,
Wie siehst, mein Kind, du rein mich an!

O laß ein heiß Gebet mich sprechen,
Es mög bis in den Tod so rein
Aus deinem Aug die Seele brechen,
Du unsrer Seelen Widerschein!

VI.

Nun können nimmermehr wir sterben,
Ob wir auch längst gestorben sind;
Denn unsre Lieb läßt einen Erben
Der Welt zurück in unserm Kind.

Und von dem Kinde weit und weiter
Wird Stamm um Stamm zum Himmel gehn;
Und einst, wie eine Jakobsleiter,
Wird unsre Lieb im Himmel stehn.

---

191. An Amaranth.

I.

Zieht hin, ihr lieben stillen Lieder
Zu meiner süßen Amaranth!
In ihrem Herzen laßt euch nieder,
Es ist ja euer Vaterland!

Sagt ihr, ihr seiet kleine Sterne
Vom Himmel, den sie mir geschenkt!
Und zöget her aus weiter Ferne
Zu fragen, ob sie mein gedenkt!

II.

Gewiß, mein Kind, du bleibst mir treu,
Warst Tag und Nacht mein eingedenk!
O Gott! Wie ich mich auf dich freu,
Als wie ein Kind aufs Christgeschenk!

Ja Kind! Mein Christgeschenk du bist,
Beschert mir von der Hand des Herrn!
Hab aber auch im heilgen Christ
Wie einen Engel dich so gern!

---

192. Amaranths Herbsteslieder.

Ich höre leis den Baum mich fragen:
„Was ist dein Herz so gramverstimmt?
Ich will ja auch darum nicht klagen,
Daß mir der Herbst die Blätter nimmt!

Denn wie mir Gott zur rechten Stunde
Die Blätter nimmt und wieder leiht:
So schlägt und heilt des Herzens Wunde
Auch dir dein Gott zur rechten Zeit!“

Und aus dem Bächlein hör ichs sprechen:
„Was weinest du? Verzage nicht!
Ich muß durch Kluft und Dornen brechen,
Und komme doch am End ans Licht.

Viel goldner aus der Klüfte Dunkeln
Mir dann das Licht des Tages scheint; —
So wird die Freude selger funkeln
Dereinst aus Augen, trübverweint“.

Und ach! Mir sagt das Immergrün:
„O traure nicht! Du bist ja fromm!
Sieh nur, wie ich darf immer blühn,
Ob noch so hart der Winter komm!

So grünt, ob noch so tief das Weh,
Und deine Freuden all verblühn,
Dein Heiland aus der Trauer Schnee —
Ein ewig, heilig Immergrün“.

193. Sängers Gebet.

Du, der du bist der Geister Hort!
Was hab ich Großes noch gethan,
Daß du mir gabst des Liedes Wort?
Ich habe keinen Theil daran.
O Herr! Wie säng ich ohne dich?

Für all die Stunden, da mein Lied
Mich auf in deinen Himmel trug,
Für all die Lust, die mirs beschied,
Wie kann ich danken dir genug?
O Herr! Wie säng ich ohne dich?

Ein einzig Wort aus deinem Mund,
Und ewig hin ist all mein Sang,
Wie voll auch sei mein Herzensgrund
Wie ich auch spannt' der Harfe Strang!
O Herr! Wie säng ich ohne dich?

Ich trag die Lieb in voller Brust,
Ich seh die Welt in Frühlingslust,
Werd fast erdrückt von Liebeslust,
Doch ach! Ich find die Worte nicht.
O Herr! Wie säng ich ohne dich?

Und wieder nur ein einzig Wort,
Und auch mein Herz ist liebesleer.
Die Lieb geht mit dem Frühling fort,
Ich hab nicht Freud, nicht Trauer mehr.
O Herr! Wie säng ich ohne dich?

Nimm drum den eiteln Stolz von mir,
Laß mir nicht kommen Neid und Haß!
Gib mir der Demuth Sängerzier,
Laß singen mich ohn Unterlaß:
O Herr! Wie säng ich ohne dich?

Mein Lied ertön nur dir zur Ehr!
Du gabst es mir, es ist ja dein;
Und sing auf Erden ich nicht mehr,
Laß mich auch dort dein Sänger sein!
Du Herr des Klangs erhöre mich!



Robert Reinick.

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind. —
Im Denken sei ein Mann, fühl als ein Kind. —
Sei Mann im Leben, Kind in der Natur!

So geh ich lustig durch die Welt,
Wo Jeder gern mich sieht;
Und wem mein Malen nicht gefällt,
Den freut mein lustig Lied.

Rob. Reinick.

Robert Reinick ist der Sohn eines Kaufmanns und wurde den 22. Febr. 1805 (nicht 1810!) in der alten, ehrwürdigen See- und Handelsstadt Danzig geboren. Ein sehr schwächlicher, kränkelnder Körper war Ursache, daß er die Kinderzeit nicht so freudig genießen konnte wie andre Kinder; doch entwickelte sich früh bei ihm die stille Lust an Naturschönheiten und der Sinn für künstlerische Beschäftigungen. Er besuchte das Danziger Gymnasium in der Absicht, sich dem Gelehrten-Stande zu widmen. Auf der Schule machten von allen Schriftstellern der Alten Homer und Theokrit den tiefsten Eindruck auf ihn. Vieles daraus übersetzte er zu seiner Lust in Versen und wurde dadurch zu eignen poetischen Versuchen angeregt. Obwohl Reinick nach beendigtem Gymnasialkursus das Zeugniß der Reife zur Universität erhielt; so besuchte er doch nicht die Hochschule, weil während seiner Gymnasialzeit der Trieb zur Kunst, ganz ohne alle äußere Anregung, sich immer lebhafter in ihm entwickelte und endlich so die Oberhand behielt, daß er beschloß Maler zu werden. Im Jahr 1825 ging Reinick nach Berlin, wo er das

Atelier des Professors Begas besuchte und sich für das historische Fach der Malerei ausbildete. Das frische, heitere Zusammenleben im Kreise junger Künstler und Studirender regte ihn nach vielen Seiten an. Franz Kugler, jetzt Professor der Kunstgeschichte in Berlin, wurde bald mit ihm befreundet und ermunterte ihn durch eignes reges Treiben in Kunst und Poesie immer mehr zu dichterischer Thätigkeit. Größere Künstlerfeste ernster und heiterer Art wurden von K. und R. gemeinschaftlich angeordnet und von R. poetisch durchgeführt. Durch Kugler öffnete sich ihm auch das Haus des Criminaldirektors Hitzig, wo er Eichendorff und Chamisso kennen lernte. Von Letzterem mit warmer Herzlichkeit zur Mitarbeit am Musenalmanach (den Ch. mit G. Schwab 1833 herauszugeben begann) aufgefordert, lieferte er Beiträge zu 5 Jahrgängen. Auch hatte Reinick damals die Freude den hochverehrten Mann zu malen. Das Portrait Chamisso's im Musenalmanach für 1833 und in der ersten Ausgabe von Chamisso's Werken ist nach dem von Reinick gemalten Bilde in Kupfer gestochen. Eine Folge des Künstlertreibens in jener Zeit war die Herausgabe des „Liederbuchs für deutsche Künstler", von Kugler und Reinick gemeinschaftlich veranstaltet.

Von Berlin begab sich Reinick nach Düsseldorf und trat daselbst in die Malerschule, die damals gerade unter Schadow's Leitung in vollster Jugendblüte stand. Besonders war das engere Zusammenleben der dortigen Künstler von einem Geist beseelt, wie er in einem geistigen Kreise von solcher Ausdehnung wohl selten in einer so frischen, edeln und belebenden Weise sich wieder finden dürfte. Immermann, Schnaase und v. Uechtriz übten in dichterischer und wissenschaftlicher Hinsicht den wohlthätigsten Einfluß darauf aus. Wie schon früher, so trat auch hier ein immer wiederkehrendes Augenübel, zu dem sich noch nervöse kalte Fieber gesellten, Reinicks künstlerischer Thätigkeit sehr hemmend entgegen. In Düsseldorf veranstaltete der Dichter die Herausgabe seiner: „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde". Die Meister C. F. Lessing, J. Becker, E. Bendemann, W. Schadow, A. Schrödter, A. Achenbach, E. Steinbrück, C. Sohn rc. haben

durch die eigenhändigen Radirungen, womit sie die Gedichte ihres Freundes so bereitwillig schmückten, den Werth derselben noch bedeutend erhöht und der Sammlung große Theilnahme im Publikum verschafft.

Durch das angestrengte Aetzen der Kupferplatten wurde die vom Fieber sehr angegriffene Gesundheit Reinicks in einem bedenklichen Grade geschwächt. Nur in einem milden Klima und unter Italiens Himmel gedachte er zu genesen. Er trat deßhalb im September 1838 seine italische Reise an. In Rom fand er manchen alten Freund, durch den er um so schneller in dem größern deutschen Künstlerkreise heimisch und mit der Herrlichkeit des Landes und der Eigenthümlichkeit des Volkes vertraut wurde. So verlebte er in hohen geistigen Genüssen drei schöne Jahre in Italien. Winters war er in Rom und Sommers streifte er in den Sabinerbergen, in Neapel und Sicilien umher. Auch in Rom hatte er die Freude den dichterischen Theil an der Leitung der großartigen Künstlerfeste sich übertragen zu sehen.

Das Augenleiden erneute sich wieder in hohem Grade und bewog ihn endlich Italien zu verlassen. Im Oktober 1841 ging er direkt nach Gräfenberg mit dem festen Vertrauen durch die Wasserkur endlich geheilt zu werden. Es war ein harter Winter. In Folge zu starken Gebrauchs der Kur wurde er auf einem Auge vier Wochen lang blind. Trotzdem setzte er mit Consequenz die Kur fort. Die Sehkraft kehrte allmälig wieder und nun eilte R. nach langer Abwesenheit seiner geliebten Vaterstadt Danzig zu. Im Kreise der Seinen stellte sich beim Gebrauch der Seebäder nach Verlauf von 2 Jahren Gesundheit und Frohsinn wieder bei ihm ein. In der Tochter seiner Halbschwester fand er sein geliebtes Weib. 1844 reiste er mit seiner Frau nach Dresden, wo ihm durch alte bewährte Freunde und liebe Kunstgenossen der Aufenthalt so angenehm wurde, wie er es nur wünschen konnte. Abwechselnd führte er nun bald den Pinsel, bald die Feder. Für Ferdinand Hiller schrieb er den Text zur Oper: „Conradin der letzte Hohenstaufe." Mit besonderer Lust wandte er sich in den letzten Jahren

zur Kinderliteratur. Er schrieb das: „ABC-Buch für kleine und große Kinder", dann: „Die Wurzelprinzessin, ein Kindermärchen". Auch gibt er jetzt den „Deutschen Jugendkalender" heraus, zu dem er früher schon Beiträge lieferte. Seine jüngste Arbeit ist die Uebertragung der allemannischen Gedichte Hebels ins Hochdeutsche.

Reinick ist eine kindlichreine, heitere und lebensfrohe Dichter- und Künstlernatur, welche mit Recht von sich sagen kann:

„Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht ich spielen!"

Seine Frühlingslieder: „Frühlingsglocken", „Juchhe!" u. a. sind so klar und frisch und zeigen so helle, kindliche Freude an der Natur, daß das Herz laut aufjauchzt vor Wonne und Lust. Wie ein Vöglein im Lenz, so singt Reinick aus warmer, voller Sängerbrust gar süße, frische Weisen. Frei und ungezwungen wie das Lied des Vogels ertönt auch sein fröhliches Lied in den blauen Himmel hinein. Nennt sich doch Reinick selbst einen „lustigen Vogel". Statt sich mit Versezählen und Grübeln Tag aus Tag ein zu quälen, hat er der Vöglein Rath befolgt, welchen jeder Poet beherzigen sollte, der kein Mittel verschmäht, das zu erreichen, was ihm die Natur versagt hat:

Dichterlein, Dichterlein,
Treibe nicht Faxen;
Ist nur dein Schnäbelein
Zum Singen gewachsen,
Rührt sichs im Herzen dein
Jauchz in die Welt hinein!
Grübeln, du armer Wicht,
Tauget zum Singen nicht."

Wie malerisch Reinick gedichtet, davon zeigen die oben erwähnten Randzeichnungen zu seinen Liedern von den ersten Meistern der Düsseldorfer Malerschule geschaffen; wie musikalisch er gedichtet, beweisen die zahlreichen Compositionen seiner Lieder von Spohr, Marschner, C. G. Reißiger, Kücken, Schumann, C. Mangold, Taubert, Lindpaintner, Schladebach, Freudenberg u. A. Was

bei Jenen im Bilde auf uns wirkte, das dringt bei diesen in Ohr und Herz.

In Reinicks Gedichten haben wir die sonnigheitre Frühlingswelt mit ihrem reichen Blütenduft und Blütenschnee, ihren Thauperlen auf Blume und Blatt, ihrem Vogelsang im Wald und Feld. Die ernstfriedliche Feier der Nacht, lieblicher Mondenschein und mildes Sternengefunkel, der hellleuchtende Tag mit seiner reinen Himmelsbläue, seinen goldnen Sonnenschein, die wogenden Saatfelder und die grüne Waldesnacht ꝛc.: das Alles bringt eine bezaubernde Wirkung hervor. Diese wird aber noch bedeutend erhöht durch die kindlich-milde Frömmigkeit, die Einfachheit und Herzinnigkeit, die Wahrheit und Reinheit in den Empfindungen und Gefühlen, die Heiterkeit und Lebenslust, die naive Liebesunschuld, den köstlichsten Humor und die liebenswürdigste Schalkhaftigkeit, welche sich hinter anmuthiger, oft ernster Miene verbirgt.

Wer kennt hellere und schäkerhaftere Liebeslieder, als: „An den Sonnenschein“, „Ganz nothwendig“ ꝛc.? Wer einen köstlichern und frischern Humor als in: „Käferlied“, „Des Mädchens Geständniß“, „Curiose Geschichte“, „Blauer Montag“, „Pereat Alles Halbe“ ꝛc.? Wie gemüthlich und frisch ist: „Des alten Wandrers Rath“, wie rührend und sanft erklingt aus schuldbewußtem, reuevollem Herzen: „Der Bleicherin Nachtlied“ mit seinem ergreifenden Refrain; wie kindlich fromm: „Sonntagsfrühe“; wie lieblich, duftig und reich an Frieden und stiller Himmelsruh ist die: „Sommernacht“; wie einfach und schön das: „Weihnachtsfest“ und das Lied: „Im Vaterland“ und wie ernst, ahnungsschwer und traurig: „Die Mondnacht“.

Schriften: Liederbuch für deutsche Künstler. Berlin 1833. — Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Düsseldorf 1838. — Lieder. Berlin 1844. — ABC-Buch für kleine und große Kinder ꝛc. Leipzig 1845. — Die Wurzelprinzessin. Ein Märchen. Mit 8 Bildern nach Th. v. Oer und R. Reinick. Leipzig 1848. — Deutscher Jugendkalender. Leipzig 1848. 49. 50. 51. — J. P. Hebels allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick. Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludw. Richter. Leipzig 1851. —

194. Frühlingsglocken.

Schnee-Glöckchen thut läuten:
Kling — ling — ling!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei, gar ein lustig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch spielt es schon so wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all
Erwacht im Thal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

Mai-Glöckchen thut läuten:
Bim — bam — bam!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling ist Bräutigam:
Macht Hochzeit mit der Erde heut
Mit großer Pracht und Festlichkeit.
Wohlauf denn, Nelk und Tulipan
Und schwenkt die bunte Hochzeitsfahn!
Du Ros und Lilie, schmücket euch,
Brautjungfern sollt ihr werden gleich!
Ihr Schmetterling
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen? —
Die Vögel musiciren.

Blau-Glöckchen thut läuten:
Bim — bim — bim!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach, das ist gar zu schlimm!

Heut Nacht der Frühling scheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß:
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwischen singt mit süßem Schall
Aus jedem Busch die Nachtigall
Und wird ihr Lied
Sobald nicht müd,
Ist auch der Frühling schon ferne;
Sie hatten ihn alle so gerne!

195. Juchhe!

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht Gefieder,
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen:
Sie malen im klaren Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber gehn!

Und Sänger und Maler wissen es,
Und es wissens viel andre Leut'!
Und wers nicht malt, der singt es,
Und wers nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud!

196. Zwiegesang.

Im Fliederbusch ein Vöglein saß
In der stillen, schönen Maiennacht,
Darunter ein Mägdlein im hohen Gras
In der stillen schönen Maiennacht.
Sang Mägdlein, hielt das Vöglein Ruh,
Sang Vöglein, hört das Mägdlein zu,
Und weithin klang
Der Zwiegesang
Das mondbeglänzte Thal entlang.

Was sang das Vöglein im Gezweig
Durch die stille, schöne Maiennacht?
Was sang doch wohl das Mägdlein gleich
Durch die stille, schöne Maiennacht?
Von Frühlingssonne das Vögelein,
Von Liebeswonne das Mägdelein.
Wie der Gesang
Zum Herzen klang,
Vergeß ich nimmer mein Leben lang!

---

197. In dem Himmel ruht die Erde. (Ständchen.)

In dem Himmel ruht die Erde,
Mond und Sterne halten Wacht,
Auf der Erd ein kleiner Garten
Schlummert in der Blumen Pracht. —
Gute Nacht, gute Nacht! —

In dem Garten steht ein Häuschen,
Still von Linden überdacht;
Vor dem kleinen Erkerfenster
Hält ein Vogel singend Wacht. —
Gute Nacht, gute Nacht! —

In dem Erker schläft ein Mädchen,
Träumet von der Blumen Pracht;
Ihr im Herzen ruht der Himmel,
Drin die Engel halten Wacht. —
Gute Nacht, gute Nacht!

---

198. An den Sonnenschein.

O Sonnenschein! o Sonnenschein!
Wie scheinst du mir ins Herz hinein,
Weckst drinnen lauter Liebeslust,
Daß mir so enge wird die Brust!

Und enge wird mir Stub und Haus,
Und wie ich lauf zum Thor hinaus,
Da lockst du gar ins frische Grün
Die allerschönsten Mädchen hin!

O Sonnenschein! Du glaubest wohl,
Daß ich wie du es machen soll,
Der jede schmucke Blume küßt,
Die eben nur sich dir erschließt?

Hast du so lang die Welt erblickt
Und weißt, daß sichs für mich nicht schickt;
Was machst du mir denn solche Pein?
O Sonnenschein! o Sonnenschein!

---

199. Ganz nothwendig.

Als ihr Bild ich neulich malte,
Waren Beide wir allein;
Und das war auch ganz nothwendig,
Mußten ungestöret sein.

Als ich da nach Malersitte
Bei den Augen nun begann,
War es wieder ganz nothwendig,
Daß wir uns ins Auge sahn.

Als ich drauf zum Haar gekommen,
Viel zu modisch lag es noch:
Malerisch mußt ich es locken,
Ganz nothwendig war es doch!

So gelangt ich dann zum Munde,
Fand zum Malen ihn zu bleich,
Und da mußt' ich ganz nothwendig
Roth ihn küssen alsogleich.

Und so malt' ich manche Stunde,
Waren Beide stets allein,
Und das war auch ganz nothwendig,
Mußten ungestöret sein.

---

200. Curiose Geschichte.

Ich bin einmal etwas hinausspazirt,
Da ist mir ein närrisch Ding passirt:
Ich sah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirsche sprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er schoß sie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut, was soll das sein?

Und als ich weiter bin fortspazirt,
Ist wieder ein närrisch Ding mir passirt:
Im kleinen Kahn eine Fischerin
Fuhr stets am Waldeshange dahin;

Rings sprangen die Fischlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fing sie nicht,
Sie sang ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut, was soll das sein?

Und als ich wieder zurückspazirt,
Da ist mir das närrischste Ding passirt:
Ein leeres Pferd mir entgegenkam,
Im See ein leerer Nachen schwamm;
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hört ich drinnen? Da flüsterten Zwei,
Unds war schon spät und Mondenschein —
Nun sagt mir, ihr Leut, was soll das sein?

---

201. Des Mädchens Geständniß.

„Der Abend war so wunderschön,
Da gingen beide wir durchs Feld;
Die Sonne wollte untergehn
Und schien noch freundlich in die Welt;
Die Vöglein sangen im Gesträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt so gut,
Gott weiß, mir war noch niemals so.
Da sprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich selbst nicht mehr,
Und er auch war so gut dabei
Und ging so stille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr aus welchem Grund,
Da drückt' er zärtlich meine Hand
Und küßt' mich leise auf den Mund;
Und ich, ich konnt nicht widerstehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verstehn,
Wie's mir nur eingefallen ist.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieser Kuß nichts Böses war;
Wars doch nachher in meiner Brust
So rein, wie es gewesen war.
Ich hätts auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär.
Und doch — wär es ein andrer Mann —
Je nun — das fragt sich doch noch sehr".

---

202. Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden so betrunken,
Als wärs ein Faß mit Rum.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum Blum Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um sie herum.

Die Blume, die sie kommen sah,
War grade auch nicht dumm dumm dumm,
Sie war von schlauem Sinne
Und rief die Base Spinne:
„Spinn mir ein Netzlein um!“

Die Base Spinne kroch heran
Und macht die Beine krumm krumm krumm,
Sie spann ein Netz so feine,
Und setzte sich dareine
Und saß da mäuschenstumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Gesumm summ summ,
Sind sie hineingeflogen
Und wurden ausgesogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend sprach,
Und kümmert sich nicht drum drum drum:
So gehts, ihr lieben Käfer,
So gehts, ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!

---

203. Blauer Montag.

's ist doch närrisch, wenn wir eben nur vom Wein einmal genippt,
Daß der Hut so wunderbarlich gleich nach einer Seite kippt!
Doch das macht uns erst Courage, denn die Mädel seht doch an,
Lachen, wo sie uns nur schauen, haben ihre Lust daran.

Ach, du allerschönstes Mädel mit den blauen Augen dort,
Blauer Montag ist ja heute, warum läufst du uns denn fort?
Blauer Montag, blauer Himmel, blaue Augen — liebster Schatz!
Was nur blau und lustig, hat ja heut in unserm Herzen Platz.

Zwar wir wackeln all zusammen, unser Liedel so wie wir,
Doch da können schlechte Schuster und Poeten nur dafür.
Denn wir gehen ganz gerade, nur die Stiefel gehen krumm,
Und wir singen, wie die Lerchen, doch wie ist das Liedel dumm!
Liedeldumm, Liedeldumm, Liedeldumm!

204. Ruhig Philister.

Und schlagen zuweilen wir über die Schnur,
Wer will uns solches verwehren?
Das ist nun so einmal unsre Natur;
Zum Teufel mit all euren Lehren!
Ruhig Philister!

Wir geizen mit Leben und Lieben nicht,
Geht beides doch nimmer verloren.
Und behagt unser Jubel und Singen euch nicht,
Zieht die Mützen doch über die Ohren!
Ruhig Philister!

Was uns zum Spaß, wird euch zum Haß;
Ihr schleichet und wir mögen springen;
Ihr nippet am Glas, wir trinken vom Faß;
Ihr brummt und wir müssen singen:
Ruhig Philister!

Des Himmels Freuden, ihr kennet sie nicht,
Ihr schaut nur im Wasser die Sonne,
Uns labet am Himmel ihr goldenes Licht,
Wir schlürfen ihr Feu'r aus der Tonne.
Ruhig Philister!

Ja „Feuer", das ist das rechte Wort
Im Leben und Lieben und Singen:
Ein feurig Handeln! ein feuriges Wort!
Stoßt an, daß die Gläser zerspringen.
Ruhig Philister!

205. Pereat alles Halbe.

Was soll mir eine halbe Wein?
Pereat alles Halbe!
Noch zog kein Sommer ins Land hinein
Beim Flattern einer Schwalbe.
Zwei Schwalben geben bessern Ton,
Zwei Halbe machen ein Ganzes schon,
He! Wirthschaft! Numro Zwei heran,
Glaubt ihr, ich sei ein Muselmann,
Der nüchtern nach dem Alkoran
Den Halbmond nur verehren kann?
Pereat alles Halbe!

Was sollt ich mit dem halben Mond?
Pereat alles Halbe!
Wenn der am lieben Himmel thront,
Scheint Alles blaß und falbe.
Solch katzenjämmerlicher Schein
Kann keines Zechers Banner sein.
Mein Wappen ist und nicht zum Spaß,
Ein ganzer Mond, ein volles Faß,
Drauf steht als Wahlspruch: — wißt ihr, was?
„Ein ganzer Kerl, ein volles Maß!"
Pereat alles Halbe!

Doch Wein allein es auch nicht thut,
Pereat alles Halbe!
Das Singen macht zwar lustgen Muth,
Doch kann es jede Schwalbe.
Nichts Einzeln nur, nichts Halbes! — nein!
Wein und Gesang, Gesang und Wein
Ein Ganzes sollen beide sein,
Drum schenket volle Becher ein
Und singt aus vollem Herzen drein:
Pereat alles Halbe!

206. Des alten Wanderers Rath.

Junge, wanderst du durchs Land,
Mach es nicht wie die Philister,
Die mit Tröbel allerhand
Sich beschweren den Tornister.
Was doch nützen dir die Lumpen!
Weite Stiefel, einen Humpen!
Frisches Herz und frische Kehle,
Die vergiß nicht, liebe Seele!

Sind die Stiefel fest und weit,
Wirst du gehen und nicht hinken;
Ist der Humpen gut und breit,
Kann man schon sein Pensum trinken;
Durch die reine, frische Kehle
Strömt das Lied aus voller Seele;
Doch das Alles ist entbehrlich,
Bleibt dein Herz nur frisch und ehrlich.

Bricht der Humpen: ei was schadts?
Auch aus einem Stiefel trinkt sichs,
Sucht der Fuß durchs Leder Platz;
Auch mit offnem Stiefel singt sichs,
Ward die Kehl ein wenig rostig:
Nun, das Lied klingt etwas frostig,
Aber — ist das Herz gesprungen,
Gute Nacht, ihr armen Jungen!

Trinken? — O das Herz auch trinkt
Freud und Lust in vollen Zügen.
Gehn? — Und wenn der Fuß auch hinkt,
Kann das Herz noch immer fliegen.
Singen? — Trotz den Nachtigallen
Kann ein fröhlich Herz erschallen;
Drum bewahrs zu allen Zeiten.
Junge, mag dich Gott geleiten!

207. Im Vaterland. (1842.)

Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden übers Meer;
Doch was ich nirgend wieder fand:
Dein Odem wars, o Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland!
Ich glaubt' in solchem Sonnenschein,
Da müßt' ich ewig glücklich sein.
Und vor den trunknen Sinnen schwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

Wie sang der lieben Vöglein Schar
Im Frühling doch so hell und klar
Im Vaterland!
So singen sie dort draußen nicht,
Dort strahlt der Tag zu heiß und licht;
Drum haben sie sich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland.

Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milde Lust,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab ich kaum gedacht,
Ein Zauber hielt mein Herz umspannt,
Du löstest ihn, o Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb und Treu nicht das Geleit —
O Vaterland!
Du gabst sie, als ich von dir schied,
Mir als den besten Segen mit;
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir mein Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward gesund,
Und freu mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland.
Gleich wie die Lerche, schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe, deutsche Vaterland!

---

208. Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund
Wie wanderts sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund
Die Morgenglocken gehn!

Ein Schifflein zieht auf blauer Flut,
Da singts und jubelts drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all die Herrlichkeit
Die Burg hernieder schaut,
Und spricht von alter, guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächtge Rhein
An seinem Rebenstrand
Und spiegelt recht im hellsten Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

---

209. Sonntagsfrühe.

Aus den Thälern hör ich schallen
Glockentöne, Festgesänge,
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge,
Himmel ist von Glanz umflossen,
Heilger Friede rings ergossen.

Durch die Felder still beglücket
Wallen Menschen allerwegen;
Frohen Kindern gleich geschmücket
Gehn dem Vater sie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durchs Land gezogen.

Wie so still die Bäche gleiten,
Wie so licht die Blumen blinken!
Und aus längst entschwundnen Zeiten,
Zieht ein Grüßen her, ein Winken, —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht ich spielen!

---

210. Weihnachtsfest.

Der Winter ist gekommen
Und hat hinweg genommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blütenkeimen,
Kein Blatt ist an den Bäumen,
Erstarrt die Flüsse weit und breit.

Da schallen plötzlich Klänge
Und frohe Festgesänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
Ist rings in grünen Aesten
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch seh ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schönre Freude gibt es kaum!

Da denk ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten sind erwacht,
Geweckt von Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mir herabgebracht.

Und wie sie da nach oben
Den Blick erschrocken hoben
Und sahn den Engel stehn,
Da staunten sie wohl Alle,
Wie wenn zum ersten Male
Die Kindlein einen Christbaum sehn.

Doch was ist all Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward bescheert,
Gedenk ich wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört!

Und rings ob allen Bäumen
Sang in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schar:
„Gott in der Höh soll werden
Der Ruhm und Fried auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!“ —

Drum pflanzet grüne Aeste
Und schmücket sie aufs Beste
Mit frommer Liebe Hand,
Daß sie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat gesandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Englein Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh soll werden
Der Ruhm und Fried auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!“

---

211. Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgezogen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen,
Da gehen tausend Sterne auf,

Und wo sich Erd und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen,
Und schwebet hin von Land zu Land;
Das ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steiget,
Wie gute Engel leicht beschwingt,
Das sich zum fernen Liebsten neiget,
Und süße Schlummerlieder singt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte Alles Bote sein;
Ein Vogel es dem andern singet,
Und alle Bäume rauschen drein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo solche Geister wallen,
Im Mondenschein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blütenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh:
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu!

212. Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blinkten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel stand,
Mägdlein saß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leisen Melodein
In die weite Nacht hinein:

„Bleiche, bleiche, weißes Lein,
In des stillen Mondes Hut!
Bist du bleich, dann bist du gut,
Bist du bleich, dann bist du rein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Sonne gibt zu lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Rast;
Ist der Tag nur erst erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig sein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

War ein thöricht Mägdelein,
Roth und frisch mein Angesicht;
Rothe Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Eile dich und bleiche fein!
Hab ja treu gewartet dein;
Legt man mich ins Grab hinein,
Deck in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein!"

213. Die Monduhr.

„Der Förster ging zu Fest und Schmaus!“ —
Der Wildschütz zieht in den Wald hinaus.

Es schläft sein Weib mit dem Kind allein,
Es scheint der Mond ins Kämmerlein.

Und wie er scheint auf die weiße Wand,
Da faßt das Kind der Mutter Hand:

„Ach, Mutter, wie bleibt der Vater so lang,
Mir wird so weh, mir wird so bang!“

„„Kind, sieh nicht in den Mondenschein,
Schließ deine Augen und schlafe ein.““ —

Der Mondschein zieht die Wand entlang,
Er scheint wohl auf die Büchse blank.

„Ach, Mutter! und hörst den Schuß du nicht?
Das war des Vaters Büchse nicht!“

„„Kind, sieh nicht in den Mondenschein,
Das war ein Traum, schlaf ruhig ein!““ —

Der Mond scheint tief ins Kämmerlein
Auf des Vaters Bild mit blassem Schein.

„Herr Jesus Christus im Himmelreich!
O Mutter, der Vater ist todtenbleich!“

Und wie die Mutter vom Schlummer erwacht,
Da haben sie todt ihn herein gebracht.

Friedrich Rückert.

Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu ich wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt ich in *einem* Gebild es vereinigen können, ich wär ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur.

Da ich des Lebens Lust und Leid erfuhr,
Mein Herz vermag zu *lieben* und zu *zürnen*,
Zu mir *vernehmlich redet die Natur*,
Mir jede Sprache lebt, die Menschen schrieben;
Und Alles, das ich nicht zu denken nur,
Auch auszusprechen fühle mich getrieben:
Wie sollt' ich nicht zum Trotz den Splitterrichtern
Mich selber zählen zu den *wahren Dichtern*.

Friedr. Rückert.

Friedrich *Rückert* wurde am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt geboren. Er ist der Sohn eines bayerischen Rentamtmannes, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog die Universität Jena, um als Berufswissenschaft Jurisprudenz, aus Liebe und Neigung aber Sprachwissenschaft und schöne Literatur zu studiren. 1809 wollte er in die oestreichische Armee eintreten. Als er aber nach Dresden kam, da wurde der Frieden schon verkündet. Beim Wiederausbruch des Krieges gegen Frankreich hielten ihn nur die dringendsten Bitten und Vorstellungen seiner Eltern und endlich die Ueberzeugung: seine vom Studiren geschwächte Gesundheit werde durch die Strapazen eines anstrengenden Feldzugs vollends zu Grunde gerichtet, von der persönlichen Theilnahme am Kampfe für Deutschlands Freiheit zurück. Nachdem er einige Zeit Privatdocent

in Jena gewesen war, übernahm er in Stuttgart die Redaktion des Morgenblattes, die er aber nur 1816 führte. Ein Jahr später machte er eine Reise nach Italien. Hier schenkte er dem Volksgesang große Aufmerksamkeit. Die welthistorischen Erinnerungen schienen nicht besonders anregend auf ihn zu wirken und er, der sich einst so sehr nach dem Land der Kunst gesehnt hatte, fühlte bald, wie das Heimweh sein Herz beschlich und ihn zur heimisch deutschen Flur zurückzog. Das Anschauen der Trümmer eingestürzter Tempel und Paläste, die zerstörten Denkmäler, kurz die Erinnerung an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, erzeugten in ihm das einfache, tiefgefühlte, rührende Gedicht: „Die Kirche zu Puteoli“. Die Sicilianen“ und „Ritornelle*) enthalten des Zarten und Lieblichen mancherlei und sind auch eine Frucht der italischen Reise. Aus Italien zurückgekehrt hielt sich Rückert in Ebern bei seinen Eltern, in Coburg, Nürnberg 2c. auf. 1826 wurde er als Professor der orientalischen Sprachen und Literatur an die Universität Erlangen berufen. 1840 berief ihn Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin. Dort lebt er seitdem mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes. Den Sommer verbringt er gewöhnlich in Neuseß bei Coburg, wo er seine Gattin gefunden, seinen Liebesfrühling lebte und seinen Liebesfrühling sang.

Rückerts poetischer Genius versuchte sich zuerst in den Gedichten, die er: „Jugendlieder“ betitelt. Die vortrefflichen Gedichte: „An die Sterne“, „Vor den Thüren“, „Die Blumenengel“, „Edelstein und Perle“, „Süßes Begräbniß“, „Neschens Engelgruß“, der Sonettenkranz: „Agnes' Todtenfeier“ 2c. verkünden schon den großen Lyriker. Seine: „Fünf Märlein zum Einschläfern

*) Die Siciliane ist eine in Sicilien einheimische Form und besteht aus einer 8zeiligen jambischen Strophe. Das Ritornell ist ebenfalls ital. Ursprungs. Es ist eine jambische 3zeilige Strophe, deren erste und dritte Zeile aufeinander reimen. Die mittlere aber ist reimlos. Jede der beiden letzten Zeilen ist 11silbig, die erste kann bloß 2 oder 3 Versfüße haben und ist nicht an das jambische Maß gebunden. Häufig enthält sie den Namen einer Blume, an welche sich dann ein passender Gedanke anknüpft. Das Ritornell ist fürs italische Volkslied eine äußerst beliebte Form.

für mein Schwesterlein" (1813), worunter: „Vom Bäumlein das andere Blätter hat gewollt", „Vom Bäumlein das spaziren ging", „Der Spielmann" rc. sind längst Gemeingut des deutschen Volkes und die Freude der Kinderwelt geworden. Durch ihre köstliche Naivität gehören sie zum Besten, was die deutsche Poesie in dieser Dichtungsart für Kinder aufzuweisen hat. Später dichtete er unter andern die wundervollen Gedichte: „Kinderlied von den grünen Sommervögelein" und: „Des fremden Kindes heiliger Christ" (eine schöne Legende, worin die Kinder unter den unmittelbaren Schutz des Himmels, des Heilandes selbst gestellt sind, der mit Liebe auf die verlassenen Waisen herniederschaut) die beide nebst vielen andern im Munde der Kinder fortleben. — Aus dem beschränkten Jugend- und Heimatkreise wurde Rückert herausgedrängt in jenen großen Tagen der glorreichen Erhebung unseres Volkes, das in trunkner Begeistrung Arndt's, Schenkendorfs und Körner's Kriegs- und Vaterlandslieder nachsang. Rückert, dem persönliche Theilnahme am deutschen Unabhängigkeitskriege versagt war, schloß sich rühmlich an die patriotischen Romantiker an und nahm wenigstens in Geist und Lied Theil an dem riesigen Aufschwung der deutschen Nation. Er hat das Sonett, dieses fremde, südliche Kind, so reichlich, eifrig und meisterhaft gepflegt, wie vor ihm kein dentscher Dichter; er hat es mit dem Harnisch des deutschen Zornes umkleidet und waffenklirrend mit seinen Genossen in „rauschenden Geschwadern" aufgestellt. Die „deutschen Gedichte" von Freimund Raimar, wie er sich damals nannte, enthielten auch die: „Geharnischten Sonette", welche, wie eherne Denkmäler, historische Zeugen jener großen Zeit sind. An sie schließen sich weitere Zeitgedichte, unter denen vielen der belebende Hauch echter Begeistrung fehlt, viele aber auch voll der klarsten Poesie sind. Das Gedicht: „Das ruft so laut" ist ein durch Idee und Sprache gewaltiges Lied und steht unsern besten Volksliedern nahe; das elegische: „Die Gräber zu Ottensen" gedenkt der großen Noth, welche die durch französische Macht aus ihrer Vaterstadt Hamburg Vertriebenen betroffen, ferner der letzten

Tage des greisen, unglücklichen Helden Herzog Ferd. von Braunschweig und endlich des nationalen Sängers Klopstock, an dessen Grabe 10 Jahre voll Tyrannei und ungestümen Wehn in der schrecklichen Zeit der Fremdherrschaft vorübergingen, ohne es zu entweihen. Der herrliche Schluß des Gedichts gibt uns die tröstvolle Gewähr, daß die Freiheit ein Saatkorn ist, gesät von Gott, am Tage der Garben zu reifen. In dem Gedicht: „Die drei Gesellen" und in dem ergreifend elegischen Lied: „Die hohle Weide" hat der Dichter das Thema deutscher Einheit, die Vereinigung deutscher Stämme und deutscher Länder zu Einem Volke und zu Einem Lande poetisch durchgeführt und hofft, daß der feste Kern dem nun noch hohlen Stamme, der durch ein tieferes Lebensband zusammen gehalten wird, bald wieder im Innern Halt und Festigkeit verleihen werde. In „des Rheinstroms Gruß" grüßt der vaterländische Strom die aus Frankreich siegreich zurückkehrenden deutschen Völkerscharen und gibt ihnen nebst dem Gruß folgende Kunde an ihre heimatlichen Flüsse mit:

„Deutsche Flüss' in der Gewässer
Noch so stolzer Fläche!
Einzeln seid ihr doch nicht besser,
Als die Wiesenbäche;
Aber, wenn ihr, deutsche Flüsse,
Strömet eure Wassergüsse
In Ein Bett, in Eines,
Das ist groß, ich mein es!"

Mit großem Glück hat Rückert die Sage vom „Barbarossa" im einfachen, wie zum Gesange bestimmten Volksliede bearbeitet. Das Ahnungsvolle, die majestätische Ruhe und der großartige Charakter des Helden sind in sichern und meisterhaften Zügen gezeichnet. Der Kaiser schaut nicht auf die Vergangenheit zurück, sondern denkt an die bessere Zeit, welche eintritt, wenn die alten Unglücksraben, die ihn in das dunkele Bergeshaus im Kyffhäuser gebannt und sein Reich zerstückt haben, nicht mehr krächzend den Berg umfliegen, ein Aar in hehren Lüften schwebt und der Kaiser

sich wieder die goldne Krone aufs Haupt setzt *). Obschon der Dichter ein Seher ist, so bedarf doch auch er der Zeichen, aus denen er kündet, er bedarf der That, wenn er der Zeit ein Lied singen soll, der festen Hoffnung, daß die Welt seine Prophezeiung vernehme und er nicht ungehört in die Wüste rufe. Rückert hatte die Gabe eines politischen Sehers. Die „geharnischten Sonette" mit ihrem gewaltigen Klang, die „kriegerischen Spott- und Ehrenlieder", wie der „Kranz der Zeit", enthalten der prophetischen Elemente sehr viele, die man erst recht erkennen würde, wenn die Entstehungszeit der einzelen Gedichte genau angegeben wäre. Ueberhaupt wäre es für die Geschichte der poetischen Literatur wie für den geistigen Entwickelungsgang der Dichter von Interesse, wenn jeder Dichter bei jeder kleineren wie größern Dichtung Tag, Jahr und Ort der Entstehung bemerkte. Das Gefühl geistiger Verwandtschaft sowohl, als auch die Studien und namentlich Goethe's späteste Dichtungsweise „Der westöstliche Divan" führten Rückert in die sonnige Welt des Orients ein und er bildete die fremden Formen mit einer Meisterschaft aus, die der große Goethe nicht erreichen mochte. Das einleitende Gedicht Rückerts zu den „östlichen Rosen" lenkt selbst auf Goethes „westöstlichen Divan" in den Worten: „Wollt ihr kosten reinen Osten, müßt ihr gehn von hier zum selben Manne, der von Westen auch den besten Wein von jeher schenkt aus voller Kanne". In den östlichen Rosen werden Frühling, Jugend, Rosen, Wein und Liebe theils in deutschen Formen, theils in Gaselenform besungen.

Erst in reifern Jahren fühlte Rückert durch eine glückliche Liebe den Odem eines ewigen Liebesfrühlings durch seine Seele ziehen, welcher alle die herrlichen Paradiesesblumen entfaltete, die er in dem staunenswerthen, unvergleichlichen „Liebesfrühling"

*) Da des Raumes wegen noch manches ausgezeichnet schöne Zeitgedicht aus diesem Buche wegbleiben mußte, so mag es wenigstens genannt sein und zwar vor allen: „Des Rheinstroms Gruß", „Die Straßburger Tanne", „Die linke Hand", dann Einiges aus dem Cyclus: „Blücher", „Deutschlands Feierkleid", „Deutschlands Heldenleib" rc.

in fünf balsamischduftende, immergrüne Sträuße gewunden hat. Rückerts Liebesfrühling ist epochemachend, ist eine poetische That, denn seit Goethe hat die deutsche Lyrik nichts mehr so Herzliches, anmuthig Lyrisches, so Zartes und Inniges in seelenschöner Liebeseinfalt und sonniger Klarheit gesungen. In fast zahllosen Bildern spiegelt sich des Dichters innerstes Geistes- und Seelenleben, das Leben seines stillen Hauses, wie das Leben großer Völkerfamilien im ungetrübtesten Glanze. Welche Fülle und poetische Kraft mit der stillen, glücklichen Liebe in des Dichters Brust einzog, schildert er selbst in den Strophen:

„Tausend Nachtigallen,
Sind in meiner Brust,
Durcheinander schallen
Hör ich sie mit Lust. —

Tausend Edelsteine
Sprühn in meinem Schacht,
Hell vom bunten Scheine
Flimmt des Herzens Nacht". ꝛc.

Der Liebesfrühling ist, wie Braun sagt, „die Offenbarung der Liebe, er ist ein Liebesevangelium für kommende Geschlechter. Leben und Dichtung feiern darin die anmuthigste Vereinigung und die lieblichste Harmonie mit der Natur". Die Liebe ist die Blütezeit des Menschenlebens, das Aufjauchzen des jungen Herzens in träumerischer, halbbewußter Seligkeit; der Frühling ist die Blütezeit der Natur. „Von den leisen, unnennbaren Schauern der Sehnsucht an, welche, wie hier die sich verjüngende Brust der Erde, dort die junge Menschenbrust durchziehen, von den ersten stillen Regungen und Gefühlen, die so scheu und schüchtern, so einsam ihre Kelche öffnen, wie Schneeglöckchen, von Blüte zu Blüte, von der schwellenden, heimlichen Knospe, zum reichsten, saftigsten Grün, durch die ganze Entwicklung bis zur höchsten Blütenpracht der Erde, bis zum höchsten Liebesglück der Liebenden, bis zur vollen Hochzeitfeier der Lenzesschöne mit der Erde und zur stillen, seligen Brautnacht der Liebe werden wir hier geleitet." Der Dichter hat sich nicht umsonst vorgenommen, daß es in seinem Herzen Lenz sein soll, denn der klare milde Sonnenschein des Liebesfrühlings ist in lieblichster Milde selbst über Rückerts späteste herbstliche Tage ausgegossen. 1833 widmet er in lieblichster Innigkeit seiner Tochter

die Liebeslieder, die er ihrer Mutter sang (siehe „Nachtrag zum Liebesfrühling") und zur Feier seiner silbernen Hochzeit am 26. Dezember 1846 hat der Greis die beiden folgenden Gedichte gedichtet, die mit so anmuthigen und seelenvollen Klängen unser Ohr umsäuseln und wie die Liebe selber in Herz und Seele schleichen. Es weht uns daraus ein eben so feiner Duft unverwelklicher Dichterblüte entgegen, wie aus den 25 Jahre früher gewundenen, ewig morgenfrischen, süß- und lieblich duftenden 5 Sträußen:

I.

„Dir schenk ich, was du mir geschenkt,
Was ich dir schenkte, schenk ich wieder:
Mein Herz wird jung, so oft es denkt
Die dir gesungnen Jugendlieder.

Wir alterten, sie blieben jung,
Und werden jung auf ewig bleiben:
Erfreue dich der Huldigung,
Daß sie von dir, von dir sich schreiben.

Merk auf ihr schmeichelndes Getön,
Blick in den Spiegel dieser Lieder!
Du siehst dich ewig jung und schön
Und schlägst beschämt die Augen nieder."

II.

„So sind gegangen dir und mir
Nun fünf und zwanzig Jahr ins Land,
Seit unser Liebesfrühling hier,
In seiner vollen Blüte stand.

In seiner vollen Blüte stand!
Und steht er nicht in voller noch?
O sieh, gereiht an unsrer Hand
Die blühnden Söhn' und Töchter doch!

Wie ist Natur erfinderisch,
  Nie um Ersatz umsonst bemüht:
  Auf diesen Wangen blühet frisch,
  Was auf den unsern abgeblüht.

Da blühet dir, da blühet mir
  Der allerschönste Hochzeitskranz;
  Gabst du ihn mir! gab ich ihn dir?
  Gott gab uns diesen Frühlingsglanz.

Ein Frühlingsglanz und Frühlingsduft,
  Der unserm Herbst und Winter bleibt
  Und der noch spät auf unsrer Gruft,
  So Gott will, neue Blüten treibt.

Die Hoffnung ist ein Blütentraum,
  Der Wunsch ein unzufriednes Kind,
  Will pflücken jede Blüt am Baum,
  Doch manche Blüt entführt der Wind.

Doch was auch hat ein Wind entführt,
  Und was auch hat ein Sturm geraubt,
  Des Lebens Kern blieb unberührt,
  Der Liebe Kranz ist unentlaubt.

Bist du zufrieden wie ich bin,
  Und schreckt dich nicht mein graues Haar,
  So nehmen wir uns immerhin
  Auf neue fünfundzwanzig Jahr.

Doch, wenn ich an den letzten Gang
  Soll morgen schon, so denk ich heut,
  Daß fünfundzwanzig Jahre lang
  Mein Liebesfrühling mich erfreut.

Ich dank es Gott, und dank es dir,
  Und leb und sterb in diesem Dank,
  Daß, was von Lebenswonne hier
  Mir ward, an deinem Mund ich trank.

Und jeden Liebesfrühlingsklang
Fass' ich zusammen in den Laut,
Der meinem Innersten entsprang:
Ich küsse dich als meine Braut.
Wie ich mit Nachtigallensang
Dich einst gegrüßt als Rosenbraut,
Mit diesem Silberschwanenklang
Grüß ich dich neu als Silberbraut".

Als Rückert glücklicher Gatte und Vater geworden war, bemühte er sich vor Allem die Existenz seiner Lieben zu sichern. Ernst und wehmüthig sang er im Liebesfrühling: „O ihr Herren, o ihr werthen ꝛc." In der Zeit, als er dem Ruf der Wissenschaft als Professor nach Erlangen gefolgt und die Muse vor der Stadt der Musen sich scheuend, zurückgeblieben war, da bangte ihm, die Poesie möchte von ihm weichen. Und wirklich:

„Aufgehangen war die Harfe,
Unbelohnt für treue Pflicht,
Im gelehrten Hausbedarfe
Dacht' ich ihrer weiter nicht".

Zwei Jahre später aber, als der Herbstwind durch die Wälder rauschte und des Sommers Blätterkranz zur Erde warf, da vernahm er die Muse wieder, die hervortrat mit Himmelsglanz und göttlicher Geberde und herrlich sang er:

„Willkommen und willkommen mir,
Willkommen neu aufs Neue;
Nun laß ich fürder nicht von dir
Und du, du schwörst mir Treue!
Mir Treue bis mein Auge bricht,
Wo du zum Himmel steigest
Und dich vor Gottes Angesicht
Mit meinen Liedern neigest".

Die Muse blieb ihm treu, sie reist mit ihm durchs Leben und erhält dem Dichter die Jugend, der ohne sie ergreiset und ver-

waiset. Er sagt selbst: noch immer „melodisch klingt die durchgespielte Leier".

Haben wir nun gesehen wie Rückert zu „zürnen" und zu „lieben" vermag, so gilt es jetzt nachzuweisen, daß die Natur vernehmlich zu ihm redet, was wir ihm doch glauben würden, wenn er es auch nicht selbst gesagt hätte, denn fast jedes Gedicht zeugt davon, durch welches er die Natur so herrlich und wahr in unser Herz und Gemüth sprechen läßt. Er hat den Schlüssel der Natur, um ihre ewigen Schatzkammern aufzuthun. Die Natur ist ihm jedoch nicht das Höchste; sie ist ihm nur ein Kleid der Gottheit, deren Glieder wir sind, ein trüber Spiegel, worin sich die göttliche Liebe kund gibt, die von unergründlicher Tiefe ist, wie Gott selber; denn: „Gott ist die Liebe!" (Siehe: „Der Himmel".) Die Liebe ist aller Räthsel Lösungswort; sie ist das Höchste, ruft das Leben ins Dasein, ist der Athem der Schöpfung und die ganze Welt jauchzt von ihr erfüllt uns beseligend entgegen; denn:

„Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern.
Und wer die Lieb hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen".

So singt der Dichter in dem hymnenartigen „Frühlingslied", ein wundervoll reizendes Gedicht, in dem sich Rückerts eigenstes Wesen in höchster Begeistrung spiegelt und in dem er eine Fülle der Phantasie und einen Glanz der Sprache entfaltet, so daß kein ähnliches Gedicht in solch glänzendes Gewand gehüllt ist. Nirgends ist der helle Friede, der süße Schlummer und die heilige Stille der Schöpfung schöner ausgesprochen worden, als im „Abendlied". Das schöne Lied: „Die sterbende Blume", enthält vor vielen andern die religiöse Weltanschauung Rückerts, wie sie in vielen seiner Gedichten (namentlich in den Gaselen) vorherrscht. Es ist das Gefühl des Unendlich-Einen, die Göttlichkeit des Alls, die Religion des freien Gemüths, das die versöhnende

und beseligende Allgegenwart Gottes empfindet. Nur das Ganze, Geist und Natur, die sich im Liebesbunde einen, der das Göttliche selbst ist, ist ewig und das Einzele vergeht mit seinen kurzen Freuden und Leiden (wie das in dem Schicksal der Blume so tief aufgefaßt ist), um in der Fortdauer des Ganzen ewig Eins mit dem Unendlichen zu sein. Mit seltenster Meisterschaft weiß Rückert selbst das Leblose zu beseelen durch die Liebe, ohne welche die Welt im Dunkeln geblieben wäre, wie er in der wunderschönen Terzinendichtung *): „Edelstein und Perle“ sagt, worin sich beim Kerzenlichte in der Geliebten Zimmer der Edelstein und die Perle ihren Ursprung und ihr Schicksal erzählen, wobei sie vom Dichter belauscht werden und, nachdem sie sich lange über Vorzüge gestritten, sich endlich versöhnen und der Lieb ein lautes Loblied singen. Hierauf singt die Liebe selbst ein Lied, die durch ihren lauen Odem den blitzenden Edelstein im Schachte und die Perle in der Meerestiefe ins Leben rief und nun auch der Kerzenflamme befiehlt der Liebe Preis zu verkünden. Mit Recht hat man Edelstein und Perle zu dem schönsten Schmucke gezählt, der nun in der Dichterkrone auf ergreifenden Locken glänzt. Die „angereihten Perlen“ gleichen krystallhellen Thautropfen auf duftenden Rosen. Natur und Liebe bilden den sichtbaren und unsichtbaren Faden, der die Perlen einer reinen Lebensweisheit, eines tiefen Gemüths und hoher Gedanken aneinander gereiht hält.

In späteren Jahren machte die Frische der Bilder und die poetische Blumenfülle oft einer ernsten Betrachtung, einer beschaulichen Einfachheit, der Vorliebe zum Verständigen und Lehrhaften Platz, dem wir namentlich in dem indischen Lehrgedicht: „Die Weis-

*) Die Terzine ist eine dem Italischen nachgebildete epische Form. Sie besteht (wie der Name schon sagt) aus 3 jambischen Zeilen, die meist 5 und einen halben Versfuß haben. Ihre Reime sind meist weiblich. Die dritte und erste Zeile reimen mit der Mittelzeile der vorhergehenden Strophe. Jeder Reim kommt also 3mal vor und alle Strophen sind durch diese Reimverschlingung mit einander verbunden. In der ersten Strophe sind nur zwei Reime, weil ihr keine andere vorausgeht; die letzte Strophe ist keine Terzine, sondern ein Quartett, weil man der Harmonie wegen die Mittelzeile nicht wollte reimlos lassen.

heit des Bramahnen“ begegnen, das aus gnomenartigen Sprüchen, gleichsam philosophischen Epigrammen besteht und sich, den höchsten Interessen des Menschen zuwendend, über Gott und Welt, Geist und Natur, praktische Weisheit und goldene Lebensregeln 2c. ausspricht. Obgleich viel Milde und Klarheit, Weisheit und Liebe sich in diesem fast tagebuchartigen Gedicht spiegelt, so enthält es doch auch viele triviale Sprachwendungen, viel leeres Wortgeklapper und breite trockene Stellen; denn der Brahman spricht „bald was ihm klar ward, bald um sichs klar zu machen“.

Wenn Rückert in dem christlichen, vorzugsweise religiösen Liebe gerade keinen hohen Beruf für das protestantische Kirchenlied offenbart, weil die Einfachheit und Innigkeit meist fehlt, so hat doch das „Adventslied: „Dein König kommt in niedern Hüllen“ einen unsterblichen Werth und übertrifft das berühmter gewordene: „Bethlehem und Golgatha“, dem bei seinen einzelen Schönheiten größere Kürze, weniger Gepränge und erhabenere Einfachheit zu wünschen wäre.

Außer der lyrischen, didaktischen und epischen Poesie hat Rückert das Drama gepflegt, wobei er vergessen, daß seine Sendung entschieden der Lyrik gilt. Seine Dramen bezeichnen nur die Bahn, die der große Lyriker wandelt. „Saul und David“, und „Herodes der Große“ sind schön „geversete und gereimte“ lyrisch-epische Bibelversionen, denen ebenso wie „Kaiser Heinrich IV.“ und das andere „Geschichtsdrama Christofero Columbo“ die psychologische und historische Begründung und die innere organische Gliederung, wie die dramatische Handlung fehlt. Rückert hat so Vieles geschrieben, daß es hier unmöglich ist, ihm auf allen Pfaden literarischer Thätigkeit zu folgen. Mit großer Vorliebe hat er ein Dutzend (und namentlich orientalische) Sprachen angebaut und poetische Blüten und Früchte davon gezogen, so daß er wohl sagen kann: „mir lebt jede Sprache, die Menschen schrieben“, und:

„Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur,

Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh sie verwildert auf der wilden Flur".

Rückert besitzt eine außerordentliche Meisterschaft in der Kunst arabische, persische, indische nnd chinesische Dichtungen uns Deutschen zugänglich zu machen und zu nationalisiren. Um die zerstreuten Glieder der Menschheit ans europäische Herz zu versammeln und ein neues Paradies zu gründen, deutet er seinem Volke fremdes Leben, und „wohin er seine Wünschelruthe trägt, da fördert er gediegenes Gold zu Tage" und fühlt sich durch die ihn begrüßenden Dichterstimmen zum poetischen Wettkampf herausgefordert. Er ist in allen Zonen zu Haus und lauscht der poetischen Stimme aller Völker. „Schi-king", das liebliche Liederbuch der Chinesen, „Nal und Damajanti", eine Episode aus dem hindostanischen Heldengedichte „Mahabharata", die Rückert in eine deutschnationale Dichtung umgeschaffen hat, ferner „Rostem und Suhrab", eine persische Heldengeschichte, die sowohl durch schöne Darstellung, als auch durch Heroismus und liebliche Naivität anzieht und entzückt, „die Verwandlungen des Abu Seid" oder die „Makamen des Hariri" aus dem Arabischen, die durch ungemeine Sprachgefügigkeit sich auszeichnen: diese und noch manches Andere hat Rückert auf deutschen Boden verpflanzt und dadurch gezeigt, daß er Alles, was ihm bei seinen Forschungen begegnet, mit wunderbarer Treue wieder zu geben vermag. Eine solche lyrische Vielseitigkeit wie Rückert hat kein Dichter in keiner Nation bis jetzt gezeigt. Rückert ist ein Crösus von Poesie; ein ganzes Meer poetischer Gedanken wogt und wallt in seiner tiefen Dichterbrust und wirft mit größter Freigebigkeit seine kostbaren Schätze von allen Formen und in allen Stoffen fast überreich den Menschen zu, ohne sich zu erschöpfen; denn

„Je mehr die Liebe gibt, je mehr empfängt sie wieder;
Darum versiegen nie des echten Dichters Lieder".

Alles, was ihm Leben und Studium bringen, verwandelt er in ein Gedicht, und, weil er kaum anders denkt als in Versen, so ist ihm das Leben selbst zum ununterbrochenen Gedicht geworden:

„Was mir nicht gesungen ist, ist mir nicht gelebet“, oder:
„Mehr als Blumen im Gefilde sprossen Lieder täglich unter meiner Feder;“

oder: „Die Leier immer hängt gestimmt in meiner Klause
Und wartet welch ein Sturm durch ihre Saiten brause.

Bald ists des Himmels Sturm, der die Akkorde greift,
Und bald des Dichters Geist, der sie im Fluge streift.

Wenn du o Sturm der Nacht aufspielest hör ich zu;
Und bist du müd und ich will spielen, höre du!

Geheimnisse der Nacht hast du mir vorgesungen,
Nun hör ein Lied aus Menschenbusendämmerungen!“

Sehr treffend bemerkt der echtdeutsche Sänger und Meister nationalklassischer Lyrik weiter:

„Ein denkendes Gefühl, ein innerlicher Sang,
Ist Alles was ich bin, was mir zu sein gelang.

Und so was an mir ist, send ich zum Gruß dir nieder,
Das Echo meiner Brust, den Spiegel meiner Lieder“.

Rückert ist sonach ein Dichter, der das Priesterkleid nie ablegt, während andere, und deßhalb nicht minder große Dichter, wie Uhland, nur „bei außerordentlichen Fällen im vollen Schmuck ins Allerheiligste treten“ und der gebietenden Stunde gehorchen, in welcher der Gott sie anrührt. Rückert schafft im Bewußtsein seiner Dichterkraft, er gebietet selbst über die Stunde der Stimmung und sein Leben ist ein ewiger Frühling, ein ewiger Sonn- und Festtag. — Obgleich Rückert auch viele Gedichte von höchstem musikalischen Wohllaut geschaffen hat und Platen, dem „poetischen Architekten“ gegenüber, auch der „poetische Tonkünstler“ genannt wird, so sind doch im Allgemeinen weniger der Sänger und Musiker, als der Sprachbaukünstler, die formelle plastische Bildungslust, bei ihm thätig. Er hat nicht bloß den Kreis der poetischen Welt erweitert, sondern auch die Sprache der Dichtung und sie mit dem ihm geistes-

und heimatverwandten Platen zur höchsten Vollkommenheit zu bringen gewußt. So wenig ein trefflich gemaltes Bild die Echtheit und Reinheit der Farben, eine kunstgerecht gemeißelte Statue den edeln Gehalt des Stoffs entbehren kann; so wenig kann ein schönes, in sich vollendetes Gedicht der meisterhaften Form entbehren. Wie sehr Rückert auf die Form sieht, davon zeugen nicht nur seine Gedichte, sondern auch ein eigner darauf bezüglicher Ausspruch:

„Maß und Maß nur macht den Dichter;
Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt. —
Gebet ihr aus euern Schachten
Edelsteine mir und Gold,
Wenn ihrs roh mir geben wollt,
Werd ichs nur als Stoff betrachten.
Gebts in Form, so werd ichs achten;
Denn das muß ich gelten lassen,
Was ich nicht kann besser fassen“.

Rückerts Sprachvirtuosität überwindet selbst die allergrößten formellen Schwierigkeiten, davon zeugt unter Vielem namentlich das Gedicht „die Klanggeister“:

„Heute kamen die Klanggeister
Meiner persischen Sangmeister,
Die mich hatten geflohn lange,
Wie vorm ernsteren Ton bange,
Oder nur mich besucht hatten,
Aehnlich streifenden Fluchtschatten
Ueber sommernden Fruchtmatten“ ꝛc.

Der Dichter weiß die Blumen seiner Poesie in jedem Boden, jedem Klima und in jeder Jahreszeit zu pflegen und zu freudigem Wachsthum zu entfalten. „Zweig sproßt aus Zweig, Blüte bringt aus Blüte und der Trieb will kein Ende nehmen“. Mag sich auch der Blütenbaum seiner Poesie noch so sehr ausbreiten, so ruht doch seine mit Blüten und goldnen Früchten reichgeschmückte Krone

auf dem Stamme der Dichterpersönlichkeit, deren Gemüth und Empfindung innern Kern und Halt verleihen. Das Gefühl ist der Keim fast aller Rückert'schen Dichtung, häufig aber ergreift die Phantasie oder auch der reinspeculative Gedanke den Faden, um ihn weiter zu spinnen und wird dann gewöhnlich des Ursprungs Meister, der oft ganz darüber verloren geht. Rückert ist keinem als sich selbst gleich; denn als er sich mit dem Größten verglich, war er kleiner, und mit dem Kleinern, da war er größer. Ohne seiner Selbstständigkeit den geringsten Eintrag zu thun, wandelt er nicht selten auf Goethe's Wegen lyrischer Klassik. Er nennt den genialen Meister nie ohne Ehrfurcht und erkennt nur ihn als seinen Leitstern an:

„Keinem Meister ahmt' ich nach,
Wenn er auch der größte wäre;
Seinen Lauf hat jeder Bach,
Jeder Strom hat seine Sphäre,
Aber Einen muß ich nennen,
Ihn als Leitstern anerkennen!

Goethe! Wie auf eigner Bahn
Ich durchs Meer mich umgetrieben,
Immer ist als Tramontan *)
Er im Auge mir geblieben;
Und wenn er soll untergehn,
Wird er mir im Herzen stehn.

Wenn wir bisher die hohen Vorzüge unseres Universallyrikers geschildert haben, der in der Weltpoesie die Weltversöhnung findet und dem die Liebe das Saitenspiel in der Brust so unendlich reich- und zartbesaitet; so dürfen wir doch auch bei den Schwächen seiner Poesie Auge und Ohr nicht verschließen und müssen zunächst seine eignen Worte als Richterspruch setzen:

---

*) Als Nordstern (Polarstern) zum Richtpunkt.

„Die Flut der Poesie wirft an den Strand
Viel bunte Steinchen, Kies und Sand,
Darunter echte Perlen liegen“.

Trotz aller Virtuosität, mit der er seine Leier spielt, erklingen viele Töne wie von einem Instrumente, das erst gestimmt wird. Neben der duft- und farbenreichen Blume ist auch manche abgeblaßte und duftlose, sowie manches rankende, wuchernde blütenlose Kraut; neben den echten, wasserhellen Perlen und den kostbaren echten Edelsteinen liegen künstlich nachgemachte von mattem Glanz und ohne Feuer; neben gediegenem Gold sind bleiern prosaische Stoffe durch Reimvirtuosität dürftig vergoldet; neben Gedankenhoheit und Sprachklassik finden sich Gedankendürre und Hohlheit, müssige Spielerei, bunter Flitter, Sprachkunststückchen und gesuchte Phrasen und neben der Wärme des Gefühls die Kälte des Verstandes, neben höchster Poesie die baarste Prosa ꝛc. Selbst der unvergleichliche Liebesfrühling ist nicht ganz frei von derlei Mängeln, z. B. das: „Auf den Promenaden“ ꝛc., wo er unter andern auch sagt:

„Spukt das neuste Stadtgeschwätz
Noch in euerm Hirn?
Oder Frankreichs Wahlgesetz,
Kraust es euch die Stirn?

Nagt am Conversations-
Lexikon ihr noch?
Bin ich dieses Lexikons
Kein Artikel doch!“

Um jedoch nicht mit einer grellen Dissonanz zu schließen, lassen wir eine den Dichter wie den Kritiker ehrende Stelle von Hillebrand folgen: „Im Allgemeinen zu sprechen hat Rückert im Reiche der Lyrik schönste Melodien gesungen, welche fortleben werden, so lange es Menschen gibt, sie zu empfinden. Auf seiner Leier tönen die Gedanken und Weisheitssprüche wunderbar leicht und frei zusammen, mit den zartesten, innigsten Gefühlen verschlingen

sich Lust und Schmerz, Zweifel und Vertrauen, Glaube und Hoffnung, Naturempfindungen und Geistestriebe zu einem schönen Akkord ineinander. Niemand hat nächst Goethe die Betrachtung ungezwungener in den Mittelpunkt des Gesanges hingestellt, Niemand den Gedanken sinnreicher mit der Anschauung, die Idee freundlicher mit dem Bilde vermählt, die Natur reiner und gefälliger in das Menschenleben eingeführt als er, und das idyllische Heimweh hat sich kaum sonstwo so mildlächelnd um die große weite Welt gelegt als in seinen Liedern".

Glücklicher Weise hat Rückert falsch prophezeit, als er glaubte Grund genug zu haben mit der Kritik und dem deutschen Volke unzufrieden zu sein und in bitterm Unmuth, sich über Verkennung beschwerend, die Verse schrieb:

„Einst wenn Seel und Leib sich trennen,
Sieht mein Auge noch und bricht,
Daß mein Volk es wird erkennen
Wen es hat und wußt' es nicht!"

Die Blume blüht, unbesorgt ob der Mensch ihr dafür dankt oder nicht, und wenn sie auch nicht gesehen wird: so hat sie doch geblüht, zur Verschönerung des Ganzen beigetragen und war ihres Daseins froh auch ohne Ruhm. So sei es auch mit dem Menschen. Der Reichthum, der aus dem Innern quillt, die innere Seligkeit und der himmlische Friede in der Brust müssen ihn glücklich machen, unbekümmert, ob ihn Jemand kennt und rühmt. Wir können daher nicht besser, als mit Rückert's eignen schönen Worten, dessen Charakteristik schließen:

„Möge Jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten".

Schriften: Deutsche Gedichte (darin die geharnischten Sonette). Heidelb. 1814. — Kranz der Zeit. Stuttg. 1817. — Oestliche Rosen. Leipz. 1822. — Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri. III. Auflage. Stuttgart 1844. — Nal und Damajanti, eine indische Geschichte. III. Auflage.

Frankfurt 1845. — Schi-King, chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet. Altona 1833. — Gesammelte Gedichte. 6 Bde. Erlangen 1834—1838. 3 Bde. Frankf. 1843. Auswahl, 2 Bde. Frankf. 1846. Auswahl (in 1 Bd.) Neue Auflage. Frankfurt 1847. — Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. 2 Bde. Berlin 1837. — Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 6 Bde. Leipzig 1836—39. Neue Ausgabe in 1 Bd. Das. 1843. — Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten. 2 Bde. Stuttgart 1837. — Rostem und Suhrab, eine Heldengeschichte in 12 Büchern. Erlangen 1838. — Leben Jesu, Evangelienharmonie in gebundner Rede. Stuttgart 1839. — Saul und David, ein Drama der heiligen Geschichte. Erlangen 1843. — Amarikais, der Dichter und König; sein Leben dargestellt in seinen Liedern, aus dem Arabischen übertragen. Stuttgart 1843. — Herodes der Große. 2 Bde. Stuttgart 1844. — Kaiser Heinrich IV. 2 Bde. Frankfurt 1845 — Christofero Colombo. Geschichtsdrama. 2 Bde. Daselbst 1845. — Hamasa, oder die ältesten arabischen Volkslieder gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert. II. Thle. Stuttg. 1846. — Ueber Rückert: Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch von Gustav Pfizer. Stuttgart und Tübingen 1837. — Friedrich Rückert als Lyriker. Von J. E. Braun. (Supplement zu Rückert's Gedichten.) Siegen und Wiesb. 1844.



214. Geharnischte Sonette.

I.

Ihr Deutschen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich ins Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?

Was habt ihr denn noch großes Allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen ließet,
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.

Nur noch ein einziges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet;
Jetzt müßt ihr sie als euer Einziges lieben.

Sie ist noch eur, ihr selber seid verpachtet,
Sie haltet fest, wenn Alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verschmachtet!

II.

Was schmiedst du Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du Baur? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten".
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen".
Aus euerm Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du schlaflose Mutter? „Knaben".
Ja, daß sie wachsen, und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Glutbuchstaben
Einschreib ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen".

III.

Sprengt eure Pforten auf, ihr Kaukasusse,
Und speiet Waffen! brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, macht aus Felsen Schwämme,
Braust über Deutschland hin im Siegesergusse! —

Was will auf deinen Feldern denn der Russe,
Deutschland? Dir beistehn! Hast du keine Stämme
Im eignen Wald mehr, dich zu stützen, Memme,
Daß du nicht stehn kannst, als auf fremdem Fuße?

Du, die du liegst am Boden ausgestrecket,
Du stehst nicht auf in kräftger Selbstaufraffung,
Ein fremder Retter hat dich aufgeschrecket.

Wird er durch seines nordschen Armes Straffung
Dein Siechthum kräftgen oder angestecket
Auch selbst von dir heimtragen die Erschlaffung?

IV.

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen;
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen;
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben; —

Je höhr ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben“.

V.

14 Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Liebs, das ich euch bringe,
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
So wie ihr gabt vom Busen eure Knaben

Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eur Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, den eurer Männer blutge Klinge
Erfechten wird, sollt ihr die Hälfte haben.

Denn, wenn sie selbst, im Sturm des Feindes, Wunden,
Erbeuteten, so habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden;

Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so solls die Welt erkunden,
Daß ihn zu schmücken ihr gabt eur Geschmeide!

VI.

Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen;
Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
Statt Golds und Silbers ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arme hat, geh, sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heimzutragen mit zerhaunem Rande,
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Ihr goldnen, silbern Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem stärkeren Metall in Splitter,
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle;

Nur ihr, zukünftge neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht, statt Flitter.

VII.

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick und schwören,
Ihr Alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihrs, ihr Todten.

Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, deß Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht ehr zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blutgen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte!

VIII.

Es steigt ein Geist umhüllt von blankem Stahle,
2 Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male,

Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war Niemand wach geblieben,
8 Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut und will mir Rach erstreiten?
Ich sehe Helden, daß michs will gemahnen,
Als säh ich meinen alten Ziethen reiten.

Auf meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein, als eure Ahnen."

IX.

Tritt auf, Gigant, mein Lied und schlage Saiten,
Daß Deutschlands Busen jauchzend wiederklinge,
Denn es sind ausgeführet worden Dinge,
Dergleichen niemals sahen Ort noch Zeiten.

Europas Weltleib hat aus allen Weiten
Geschwellt die Adern, daß ihr Blutstrom springe
In Deutschlands großes Herz, und es durchbringe
Mit neuem Leben aus des Todes Streiten.

Spiel auf, o Herz, in hellen Melodieen
Der Rettung Dank, daß du bist neugeboren
Durch Tausend, Tausend, die ihr Blut dir liehen.

Ruf, daß du lebst, laut in des Himmels Ohren,
Und bleich vor deinem Antlitz müsse fliehen
Der Fürst des Tods, in Corsika geboren.

215. Das ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft ins Feld,
Hab ich rasch mich dargestellt,
Alles Andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar danach nicht umgeschaut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Aus der Thüre rief mit Ach
Vater mir und Mutter nach;
Vater, Mutter, schweiget still,
Weil ich euch nicht hören will,
Weil ich höre nur Einen Laut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
An der Ecken, an dem Platz,
Wo ich sonsten bei ihr saß,
Steht die Braut und ruft in Gram:
„Ach, o weh, mein Bräutigam!“
Kann nicht hören, süße Braut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Mir zur Seiten in der Schlacht
Ruft mein Bruder: „Gute Nacht!“
Drüben der Kartätschenschuß
Ruft mit lautem Todesgruß;
Doch mein Ohr ist zugebaut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft;
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut:
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.

---

216. Die Gräber zu Ottensen.

Erstes Grab.

9 Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft:
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
14 Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werdens rufen zum Himmel,
Wenn die Trommet' einst ruft.

„Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüthrich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen:
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl?
Die andern schleppten sich weiter:
Wir blieben hier zumal.

Die Andern nahmen die Britten,
Und Andre die Dänen auf:
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hieher unsern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen:
Erschöpft war unsere Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheuerer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr:
Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.

Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab:
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab".

Zweites Grab.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein:
Doch er sammt seinem Samen
Wird nie vergessen sein.

1 Von Braunschweig ists der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug.

Nicht, wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hieher;

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sichs hier gesenket:
Doch hebt sichs, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

Da sieht es der Zwölfhundert
Grabstätte sich so nah
Und ruft wohl aus verwundert:
„Ein Feldherr ward ich ja!

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret er nach aller
Beschaun an dies zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist, als zum Versöhnen,
Dies Grab hieher gestellt.

Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft
Verschwinden vorm beschriebnen
Stein unterm Lindenduft,

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
„Saat, von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen".

---

217. Allgemeines Grablied.

Saat, von Gott gesät, zu reifen
Auf der Garben großen Tag!
Wie viel Sicheln sind zu schleifen
Für so reichen Erntertrag,
Als in allen deutschen Gauen
Hat der Tod gesät mit Grauen.

Saat sie All, und Alle Garben
Werden sie dereinstmal sein:
Alle, die im Kampfe starben,
Ruh in Frieden ihr Gebein,
All die große Volksgemeinde,
Und mit Freunden selbst die Feinde!

Wenn des Lebens Stürme brausen,
Feinden sich die Menschen an,
Können nicht zusammen hausen,
Friedlich gehn auf Einer Bahn:
Wenn des Odems Hauch entwichen,
Ist der Haber ausgeglichen.

Die einander mußten morden,
Von des Lebens Drang verwirrt,
Ruhn in stiller Eintracht Orden
In den Gräbern ungeirrt;
Einst vor Gottes Richterschranken
Werden sie sich auch nicht zanken.

Blumen, nicht die blutigrothen,
Werden nur der Gruft entblühn,
Sondern Lieb- und Friedensboten,
Weiß und Blau und stilles Grün;
Wenn dazwischen Lüfte stöhnen,
Wirds nicht wie ein Kriegslied tönen.

---

218. Die drei Gesellen.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten widern Feind,
Und thaten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,

Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein Jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die Drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle Dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
„Hoch lebe Oesterreich!“
Der Andre, sich entfärbend,
Rief: „Preußen lebe hoch!“
Der Dritte, ruhig sterbend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: „Deutschland soll leben!“
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich Beide nach ihm ihn,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: „Deutschland hoch!“
Und Beide mit dem Dritten
Riefens, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,

Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die Drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: „Deutschland hoch!“
Da schlug er seine Flügel
Um alle Drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

---

219. Barbarossa.

11 Der alte Barbarosse,
Der Kaiser Friederich,
Im unterirdschen Schlosse
Hält er bezaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Bezaubert hundert Jahr“.

---

220. Die hohle Weide.

Der Morgenthau verstreut im Thale
Sein blitzendes Geschmeide;
Da richtet sich im ersten Strahle
Empor am Bach die Weide.

Im Nachtthau ließ sie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frühroth wieder.

Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
So oft man sie gestutzet.

Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Bork umrüstet.

Sie weichen auseinander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
Zu einem Stamm gehöret.

Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
So neigen mit Geflüster
Die Zweig' einander zu, und tauschen
Noch Grüße wie Geschwister;

Und wölben überm hohlen Kerne
  Wohl gegen Sturmes Wüthen
  Ein Obdach, unter welchem gerne
  Des Liedes Tauben brüten.

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
  Daß du den Kern vermissest,
  Da jeden Frühling auszuschlagen
  Du dennoch nie vergissest?

Du gleichest meinem Vaterlande,
  Dem tief in sich gespaltnen,
  Von einem tiefern Lebensbande
  Zusammen doch gehaltnen.

---

221. Liebesfrühling.

I.

Ich hab in mich gesogen
  Den Frühling treu und lieb,
  Daß er, der Welt entflogen,
  Hier in der Brust mir blieb.

Hier sind die blauen Lüfte,
  Hier sind die grünen Aun,
  Die Blumen hier, die Düfte,
  Der blühnde Rosenzaun.

Und hier am Busen lehnet
  Mit süßem Liebesach
  Die Liebste, die sich sehnet
  Den Frühlingswonnen nach.

Sie lehnt sich an zu lauschen,
Und hört in stiller Lust
Die Frühlingsströme rauschen
In ihres Dichters Brust.

Da quellen auf die Lieder
Und strömen über sie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

Und wie sie, davon trunken,
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt, ein Frühlingstraum.

II.

Ich sehe, wie in einem Spiegel,
In der Geliebten Auge mich;
Gelöst vor mir ist jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.

Durch deinen Blick ist mir durchsichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Was in mir wirklich und was nichtig,
Ist vor mir ewig aufgehellt.

So wie durch meinen Busen gehet
Hier deines Herzens stiller Schlag,
So fühl ich, was die Schöpfung drehet
Vom ersten bis zum jüngsten Tag.

Die Welten drehn sich all um Liebe,
Lieb ist ihr Leben, Lieb ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebeslust und Liebesnoth.

Der Schöpfung Seel ist ewger Frieden,
Ihr Lebensgeist ein steter Krieg.
Und so ist Friede mir beschieden,
Sieg über Tod und Leben, Sieg.

Ich spreche still zur Lieb im Herzen,
Wie Blume zu der Sonne Schein:
Du gib mir Lust, du gib mir Schmerzen!
Dein leb ich und ich sterbe dein.

III.

Dieses Saitenspiel der Brust,
Das du hast so reich besaitet, —
Fassen lehre mich die Lust,
Himmel! daß du mirs bereitet.

Diese Seele reingestimmt,
Himmelsnachhall in den Tiefen;
Jeder leise Ton verschwimmt,
Als ob Engel Engel riefen.

Freilich ist das ein Gesang
Aber keiner durch die Kehle,
Sondern Liebesüberschwang
Aus dem Himmel, aus der Seele.

Diesem schweigenden Gesang
Müssen Mienen und Geberden,
Blicke, Lächeln, Worte, Gang
Dienend lauter Töne werden.

Mach, o feuchter Hauch der Welt,
Diese Saiten nie erschlaffen!
Doch die Seele, die sie schwellt
Hat auch Kraft, sie neu zu straffen.

Ja, du bist so hell gestimmt,
Wie des Abendsternes Laute,
Dem vorbei die Wolke schwimmt,
Wie der Gram an dir zerthaute.

Diese Harfe Gottes die
Dies mein Herz mit sich versöhnet,
Ihm mit ewger Melodie
Liebe Liebe Liebe tönet!

Dieses Psalter, das allein
Vorbild sei für Freimund's Leier,
Alle Welt zu laden ein
Zu der ewgen Liebesfeier!

Himmel! gib mir das zum Lohn,
Daß mein Lieben, daß mein Singen
Nie müss' einen falschen Ton
In die reinen Saiten bringen.

IV.

Zu euch, ihr Blätter meiner Lieben,
Wo, was mein Herz empfunden hat,
Die Hand hat zitternd nachgeschrieben,
Leg ich ein unbeschriebnes Blatt.

Es hat das schwellende Entzücken,
Das meine Brust beseligt hat,
Vermocht genügend auszudrücken
Kein einziges beschriebnes Blatt.

Du Sonnenblick in meinem Wesen!
Wenn nun dein Aug durchlaufen hat
Die Blätter alle, soll es lesen
Auch dieses unbeschriebne Blatt.

O die du in der Seele Gründen
Mir lasest! Alles was dir hat
Mein Schreiben können nicht verkünden,
Das lies vom unbeschriebnen Blatt!

V.

O ihr Herren, o ihr werthen
Großen reichen Herren all!
Braucht in euren schönen Gärten
Ihr denn keine Nachtigall?

Hier ist eine, die ein stilles
Plätzchen sucht die Welt entlang,
Räumt mir eines ein, ich will es
Euch bezahlen mit Gesang.

VI.

Himmel! eh ich nun dies Auge schließe,
Das am Tag der Anblick der Geliebten
Hat beseligt, falt ich diese Hände,
Die sich heut um ihren Nacken schlangen,
Falt ich sie zum Nachtgebet und bitte:
Heil und Segen, Freude, reine Wonne,
Jugendfülle, Lebensmuth, Gesundheit,
Heiterkeit und Frohsinn, Ruh und Frieden,
Ungestörtes Seelenglück: das Alles
Bitt ich nicht für mich, für die Geliebte.
Denn ich weiß in diesem Augenblicke,
Fern von mir die holden Augen schließend,
Bittet sie für ihren Freund dasselbe.

VII.

Geliebte! Groß ist die Natur,
Doch ist das Höchste nicht in ihr;
Sie ist ein Kleid der Gottheit nur,
Der Gottheit Glieder nur wir.

Du siehst in ihr der Liebe Spur,
Die Liebe selbst ist nur in dir,
In dir der Treue Himmelschwur,
In ihr der Trieb und die Begier.

Sie ist ein trüber Spiegel nur
Für Gottes ewge Liebeszier;
Der rechte Spiegel rein und pur
Ist nur in deinen Augen hier.

Die Sterne drehn sich im Azur,
Und auf der Erde Pflanz und Thier,
Sie drehn sich um die Liebe nur,
Und kommen selber nicht zu ihr.

Darum, als Gott herniederfuhr,
Ward er nicht Pflanze, Stern, noch Thier,
Er ward ein Mensch auf irdscher Flur,
Und sein durch Liebe wurden wir.

VIII.

Ein Strom der Liebe ging
Aus meiner Liebsten Herzen,
Den ich in meins empfing
Herüber ohne Schmerzen;

Der, wie er meine Brust
Durchflutet und durchzogen,
Zurück in stiller Lust
Ergoß in sie sein Wogen.

Sie fühlte, wie ich tief
In ihrem Friedeu ruhte;
Ich fühlte, wie sie schlief,
An meinem stillen Blute.

Wir sahn uns an dazu,
Verwundert, wie auf Erden
Solch eine Himmelsruh
Mag zweien Herzen werden.

---

222. Nachtrag zum Liebesfrühling.

I. (1833.)

Darf verliebt der eigne Vater
In die eigne Tochter sein?
Heute bin ich es in spater
Abendzeit bei Kerzenschein
Gewesen in mein eignes, kleines Töchterlein.

Aus verkühlter Arbeitstuben
In das Kinderzimmer warm
Flüchtet' ich, und von den Buben
Haust' im Freien noch der Schwarm,
Und ungestört mein Kindchen nahm ich auf den Arm.

Wie ich so mit stätem Gange
Auf und ab das Zimmer schritt,
Legt' ich mein' an ihre Wange,
Die es ganz geduldig litt,
Sie schien zu fühlen, etwas sei gemeint damit.

Und wir machten auf und nieder
Immer schweigend unsern Gang;
Da erwachten alte Lieder,
Die in mir geschlummert lang,
Die Liebeslieder, die ich ihrer Mutter sang.

Niemals hab ich die gelesen,
Seit sie aufgeschrieben ruhn,
Weil es nie mein Brauch gewesen
Abgethanes neuzuthun;
Und auch die Mutter hat nicht Zeit zu lesen nun.

„Darum also“ — unterm Gehen
Sprach ich dieses ohne Wort;
Und sie schien es zu verstehen,
Denn sie lauschte heimlich fort. —
Sei dir geweiht der elterliche Liebeshort!

Deine Mutter wird nicht schelten,
Weil sie gern sieht, was mich freut,
Daß, die galten ihr, dir gelten,
Die in dir sich selbst erneut;
So nimm sie, die du zwar noch nicht kannst lesen heut!

Soviel kann ich mich entsinnen,
Ob ich nie zur Hand sie nahm:
Nichts geschrieben steht darinnen,
Was nicht aus dem Herzen kam,
Und du als Jungfrau lesen einst kannst ohne Scham.

Wann du in des Brautbekröners
Reigen eintrittst säuberlich,
Sing ein Bräutgam dir ein schöners
Lied, als deiner Mutter ich!
Und neiden werd ich ihm so wenig das als dich“.

II. (1834.)

In des Brautbekröners Reigen
Sollt' ich dich nicht eingehn sehn.
Wird mein Geist zum Himmel steigen,
Wirst du ihm entgegen wehn;
Denn dorthin mußt' ich sehn mein Kind voran mir gehn.

In des Brautbekröners Reigen,
Lieder, die kein Bräutigam
Dir wird singen, weil das Schweigen,
Dich der Nacht hinunter nahm,
Die singe droben dir ein Engel ohne Gram!

Aber droben anvermählet
Wird dir doch kein Engel sein;
Einen hast du selbst erwählet,
Mitgenommen schön und fein,
Mit dir genommen hast du uns dein Brüderlein.

Daß der Bund, den ich gesungen,
Heilig sei, ist offenbar,
Da aus ihm uns ist entsprungen
Solch ein lichtes Engelpaar;
Und daß es aufflog, macht den Bund noch heilger gar.

Mit der Harf und mit der Flöte,
Die beleben jedes Wort,
Ruhn am Saum der Abendröthe
Meine beiden Engel dort,
Und singen ihres Vaters Lieder fort und fort.

Laß den Ton herniederklingen,
Der nicht sei der Welt bewußt,
Meinem Herzen Muth zu bringen,
Einen Trost der Mutterbrust,
Und euern nachgelassnen Brüdern Jugendlust!

---

223. Die Blumenengel.

Die Engelein, liebes Maidelein,
Sind auch wohl so schön, wie du, und so fein;
Halt daß wir sie nur nicht können sehen,
Wann sie vom Himmel zur Erde gehen.

Wenn dus aber noch nicht weißt,
Wo die Engele wohnen zumeist,
Wenn sie vom Himmel zur Erde kummen,
So will ich dirs sagen: das sind die Blummen.

Jegliche Blum ist ein Gezelt,
Das sich ein Engelein hat bestellt,
Wos von seiner Wanderung hält Ruh,
Bis 's wieder fleugt dem Himmel zu.

Und 's Engelein ist auf sein Häuslein bedacht,
Wie's jeder Mensch mit sei'm eigenen macht,
Er zierts und schmückts aus um und an,
Daß es ihm drinne gefallen kann.

Es holt sich goldigen Sonnenschein,
Und legt ihn rings außen ums Dächelein,
Es holt sich Farben mancherhand,
Und bemalt sich von Innen des Häusleins Wand.

Es backt sich von Blumenmehl Himmelsbrot,
Daß es auf Erden nicht leidet Noth;
Es bräut sich aus Thau sein Tränklein frisch,
Und schickt sich in Allem ganz haushälterisch.

Und das Blümele hat recht seine Freud,
Wie sein Hausherr so drinn schafft und bräut;
Und wenns Englein dann wieder gen Himmel wandert,
So fällt das Häuslein vor Weh auseinander.

Liebes Maidelein, wenn du dann
Willst allweil die Engelein um dich han,
So mußt dus nur mit den Blümlein halten,
So wer'n auch die Engelein um dich walten.

Stell eine Blume vor das Fenster dein,
So läßt sie dir keinen bösen Gedanken herein;
Stecke vor deine Brust einen Blumenstrauß,
So gehst du allweg mit einem Engelein aus.

Begieße frühmorgens ein Lilienreis,
So bleibst du den ganzen Tag lilienweiß;
Stell Nachts an dein Bett eine Rose zur Hut,
So wiegt dich ein Engel auf Rosen gut.

Kein arg Träumen kann dich schrecken,
Denn ein Englein wird dich decken;
Und welche Träum' es zu dir läßt ein,
Das müssen gute Träume sein.

Wann du dann in solcher Hut
Wirst träumen von meiner Liebesglut;
So denke, daß sie ist treu und rein,
Sonst ließ sie das Englein nicht zu dir ein.

---

224. Von dem Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
In gutem und schlechtem Wetter,
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

„Alle meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold".

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein
Und früh ists aufgewacht;
Da hatt' es goldene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz,
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz".

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald
Mit großem Sack und großem Bart,
Der sieht die goldnen Blätter bald:
Er steckt sie ein, geht eilends fort
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft' ich mir wünschen noch Etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas".

Da schlief das Bäumlein wieder ein
Und früh ists wieder aufgewacht;
Da hat es glasene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh,
Kein Baum im Walde glitzert so".

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind
Und kommt an die glasenen Blätter:
Da lagen die Blätter vom Glase
Zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch ich mir grüne Blätter wohl".

Da schlief das Bäumlein wieder ein
Und wieder früh ists aufgewacht,
Da hatt' es grüne Blätter fein;
Das Bäumlein lacht
Und spricht: „Nun hab ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch".

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer;
Es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln".

Und traurig schlief das Bäumlein ein
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein
Und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachens aus,
Das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

Warum hats Bäumlein denn gelacht
Und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß Jedermann es sehen kann;
Geh 'naus, siehs selbst, doch rührs nicht an.
Warum denn nicht?
Weils sticht.

---

225. Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel,
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Aeste,
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sein.

Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schwanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Thau,
Und wollten auch nicht schweigen;
Sie sangen leise, leise
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmelblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naß,
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das. —

Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
Und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vöglein girrten,
Und auseinander schwirrten:
Wohin sie flogen, weiß man kaum.

---

226. Abendlied.

Ich stand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging
Und sah wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu.
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun
Und schick mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

Nun hat der müde Sylphe
Sich unters Blatt gesetzt,
Und die Libell am Schilfe
Entschlummert thaubenetzt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg ein Rosenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wenn die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist.

---

227. Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab ich gewacht
Und aufgeblickt zum Himmel;
Kein Stern vom Sterngewimmel
Hat mir gelacht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab ich gedacht,
Hinaus in dunkle Schranken;
Es hat kein Lichtgedanken
Mir Trost gebracht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Nahm ich in Acht
Die Schläge meines Herzens;
Ein einzger Puls des Schmerzens
War angefacht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Kämpft' ich die Schlacht
O Menschheit, deiner Leiden;
Nicht konnt' ich sie entscheiden
Mit meiner Macht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab ich die Macht
In deine Hand gegeben:
Herr über Tod und Leben,
Du hältst die Wacht
Um Mitternacht.

---

228. An die Sterne.

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Die mit Strahlen bessrer Welt
Ihr die Erdendämmrung hellt;
Schaun nicht Geisteraugen
Von euch erdenwärts,
Daß sie Frieden hauchen
Ins umwölkte Herz?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Träumt sich auch in jenem Raum
Eines Lebens flüchtger Traum?
Hebt Entzücken, Wonne,
Trauer, Wehmuth, Schmerz,
Jenseit unsrer Sonne
Auch ein fühlend Herz?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Winkt ihr nicht schon Himmelsruh
Mir aus euren Fernen zu?
Wird nicht einst dem Müden
Auf den goldnen Aun
Ungetrübter Frieden
In die Seele thaun?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Bis mein Geist den Fittig hebt,
Und zu eurem Frieden schwebt,
Hang an euch mein Sehnen
Hoffend, glaubevoll!
O, ihr holden, schönen,
Könnt ihr täuschen wohl?

---

229. Vor den Thüren.

Ich habe geklopft an des Reichthums Haus;
Man reicht mir 'nen Pfennig zum Fenster heraus.

Ich habe geklopft an der Liebe Thür;
Da standen schon fünfzehn Andre dafür.

Ich klopfte leis an der Ehre Schloß;
„Hier thut man nur auf dem Ritter zu Roß“.

Ich habe gesucht der Arbeit Dach;
Da hört' ich drinnen nur Weh und Ach!

Ich suchte das Haus der Zufriedenheit;
Es kannt' es Niemand weit und breit.

Nun weiß ich noch ein Häuslein still,
Wo ich zuletzt anklopfen will.

Zwar wohnt darin schon mancher Gast,
Doch ist für Viele im Grab noch Rast.

---

230. Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.

„Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt“. —

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Samen Allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreun,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundert Mal dich selbst erneun.

„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das einzle welkt geschwind.
Aber sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frostgem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß ins Aug ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krankhaft fest
Mich in mich, und dir entfliehn.

Doch, du schmelzest meines Grimmes
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm es,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank ich dir es jetzt.

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut;
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank ichs heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur;
Ließest du mich blühn im Feld,
Wie die Stern' auf höhrer Flur.
Einen Odem hauch ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf ich ein,
Ohne Hoffnung aufzustehn." —

231. Frühlingslied.

Der Frühling lacht von grünen Höhn,
Es steht vor ihm die Welt so schön,
Als seien eines Dichters Träume
Getreten sichtbar in die Räume.

Wann schöpferisch aus Morgenduft
Der Sonne Strahl die Wesen ruft,
Kehrt jedes Herz sich, jede Blume,
Empor zum lichten Heiligthume.

Wann Abendroth den Purpur webt,
Darin die Sonne sich begräbt
Schließt sich befriedigt jede Blüte
Und Sehnsucht schlummert im Gemüthe.

Vom Morgen bis zur Nacht entlang
Ist all ein Kampf der Sonne Gang;
Ein Kampf die Schöpfung zu gestalten,
Durch Licht zur Schönheit zu entfalten.

Die Sonn ist Gottes ew'ger Held,
Mit goldner Wehr im blauen Feld,
Und zu dem lichten Heldenwerke
Erneut der Frühling ihr die Stärke.

Die Sonn am Tag, der Mond bei Nacht,
Sie ringen all mit Wechselmacht,
Die Sonne, Rosen roth zu strahlen,
Und Lilien weiß der Mond zu malen.

Der Himmel ein saphirnes Dach
Der Flur smaragdnem Brautgemach,
Wo sich, im Spiegel von Krystallen
Schaut Rose Braut mit Wohlgefallen.

Die Morgenröthe wirkt ihr Kleid,
Der Morgenthau reicht ihr Geschmeid,
Der Morgenwind, ihr kecker Freier,
Küßt sie erröthend unterm Schleier.

Der Frühling gibt im Garten Tanz,
Und alle Blumen nahn im Glanz,
Wo Mädchen vorzustellen haben
Die Rosen und Jasmine Knaben.

Das Veilchen birgt in Duft sich still,
Weil aufgesucht es werden will;
Die Rose glühend zeigt sich offen,
Wie könnte sie Verbergung hoffen?

Des Paradieses Pforten sind
Nun aufgethan im Morgenwind,
Und auf die Erde strömt vom Osten
Der Duft, den sonst die Sel'gen kosten.

Die Lauben Edens werden leer,
Zur Erd hernieder zog ihr Heer,
Wo nun die Engel schöner wohnen
In Rosenzelt und Lilienkronen.

Nun lebt, berührt vom Liebeshauch,
Das Leben neu und Todtes auch;
Der starre Fels vor Sehnsucht bebet,
Bis auch ein Epheu ihn umwebet.

O Frühlingsodem, Liebeslust,
O Glück der felsentreuen Brust,
Die ein Geliebtes an sich drücket,
Das dankbar sie mit Kränzen schmücket.

In dieser Stille der Natur,
Wo Liebe spricht und Friede nur,
Sei fern den schweigenden Gedanken
Des Menschenlebens lautes Zanken.

Wie sie die Sinne sich verwirrt,
Und wie in Wüsten sich verirrt,
Wie sie die Freude sich verkümmert,
Und wie das Dasein sich zertrümmert.

Und wie die Welt, so ist ihr Lohn.
Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt', und nicht auf Liebe.

Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.

Weg Thorentand und Flitterpracht!
Im Himmel gilt nicht irdsche Macht.
Erobrer, Helden, Weltvernichter,
Geht, sucht euch einen andern Dichter.

Du Freimund laß den eiteln Schwall,
Sing Lieb als wie die Nachtigall,
O trachte still in deinen Tönen
Dein eignes Dasein zu versöhnen.

---

232. Der klare Herbst.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er ist die Zeit im Jahre
Die im Lebenskreise bist,
Alter, du, und ich gewahre,
Daß an dir mein Jahr nun ist.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er spät vom frühen Jahre
Bringt den milden Widerglanz,
Wie ich flecht in greise Haare
Einen Jugendliederkranz.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er feierlich die Bahre
Der erblichnen Freuden schmückt,
Und ich an mir selbst erfahre,
Daß die Wehmuth mich beglückt.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er bringt zu Markt, als Waare
Frucht, die flüchtge Blüte war;
Wie ich meinem Winter spare,
Was mein Sommer heiß gebar.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Der das beste Korn vom Jahre
Ausstreut für die künftge Zeit,
Wie ich Keim in mir bewahre,
Reifend zur Unsterblichkeit.

---

233. Der Himmel.

Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief von azurblauem Grunde,
Der seine Farbe hielt bis diese Stunde
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.

In diesem großen Briefe ist enthalten
Geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde;
Allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
Dann liest das Auge drinn in tausend Zügen
Nichts als nur eine große Hieroglyphe:
„Gott ist die Lieb, und Liebe kann nicht lügen!“
Nichts als dieß Wort, doch das von solcher Tiefe,
Daß Niemand es auslegen kann zur Gnügen.

---

234. Adventlied.

Dein König kommt in niedern Hüllen,
Ihn trägt der lastbarn Es'lin Füllen,
Empfang ihn froh, Jerusalem!
Trag ihm entgegen Friedenspalmen,
Bestreu den Pfad mit grünen Halmen!
So ists dem Herren angenehm.

O mächtger Herrscher ohne Heere,
Gewaltger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürst von großer Macht!
Es wollen dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren,
Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden,
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründest, unterthan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten
Zieht deine Schar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht dir Bahn.

Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm von dir bedroht.
Du kömmst auf den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fessel Sünd und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt aufs Neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört.
Noth ist es, daß du selbst hienieden
Kommst zu erneuen deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsterniß erliegen,
Und lösch der Zwietracht Glimmen aus;
Daß wir, die Völker und die Thronen
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

---

235. Des fremden Kindes heilger Christ.

Es lauft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schaun heraus,
Die lampenvollen Bäume: —
Weh wirds ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich ich armes nicht.

An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.

Läßt mich denn Niemand ein —
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all den Häuserreihn
Ist denn für mich kein Eckchen,
Und wär es noch so klein?

Läßt mich denn Niemand ein?
Ich will ja selbst Nichts haben,
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein".

Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden; —
Doch Niemand tritt hervor
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter, sie beschenkt,
Denkt sonst Nichts mehr noch minder;
Ans Kindlein Niemand denkt.

„O lieber, heilger Christ,
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab ich, wenn dus nicht bist.
O sei du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt!"

Das Kindlein reibt die Hand;
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand,
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
Durchs Gäßlein hergewallet
Im weißen Kleide schlicht
Ein ander Kind, wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heilge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn Alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Wort
Bei Allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf den Straßen,
Wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum.

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vielästig ausgespannt.

So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum; —
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimat nun gekehret
Bei seinem heilgen Christ;
Und was hier wird bescheeret,
Es dorten leicht vergißt.

---

236. Bethlehem und Golgatha.

Er ist in Bethlehem geboren,
Der uns das Leben hat gebracht,
Und Golgatha hat er erkoren,
Durchs Kreuz zu brechen Todes Macht.
Ich fuhr vom abendlichen Strande
Hinaus, hindurch die Morgenlande;
Und Größeres ich nirgend sah,
Als Bethlehem und Golgatha.

Wie sind die sieben Wunderwerke
Der alten Welt dahingerafft,
Wie ist der Trotz der irdschen Stärke
Erlegen vor der Himmelskraft!
Ich sah sie, wo ich mochte wallen,
In ihre Trümmer hingefallen,
Und stehn in stiller Gloria
Nur Bethlehem und Golgatha.

Weg ihr ägyptischen Pyramiden!
In denen nur die Finsterniß
Des Grabes, nicht des Todes Frieden
Zu bauen, sich der Mensch befliß.
Ihr Sphinx' in kolossalen Größen,
Ihr konntet nicht der Erde lösen
Des Lebens Räthsel, wie's geschah
Durch Bethlehem und Golgatha.

Erdparadies am Rocknabade,
Flur aller Rosen von Schiras!
Und am gewürzten Meergestade
Du Palmengarten India's!
Ich seh auf euern lichten Fluren
Noch gehn den Tod mit dunkeln Spuren.
Blickt auf! Euch kommt das Leben da
Von Bethlehem und Golgatha.

16 Du Kaaba, schwarzer Stein der Wüste,
An den der Fuß der halben Welt
Sich jetzt noch stößt, steh nur und brüste
Dich, matt von deinem Mond erhellt!
Der Mond wird vor der Sonn erbleichen,
Und dich zerschmettern wird das Zeichen
Des Helden, dem Victoria
Ruft Bethlehem und Golgatha.

O der du in der Hirten Krippe
Ein Kind geboren wolltest sein,
Und, leidend Pein am Kreuzgerippe,
Von uns genommen hast die Pein!
Die Krippe dünkt dem Stolze niedrig;
Es ist das Kreuz dem Hochmuth widrig;
Du aber bist der Demuth nah
In Bethlehem und Golgatha.

Die Könge kamen anzubeten
Den Hirtenstamm, das Opferlamm,
Und Völker haben angetreten
Die Pilgerfahrt zum Kreuzesstamm.
Es ging in Kampfes Ungewitter
Die Welt, doch nicht das Kreuz, in Splitter,
Als Ost und West sich kämpfen sah
Um Bethlehem und Golgatha.

O laßt uns nicht mit Lanzenknechten
Laßt mit dem Geist uns ziehn ins Feld,
Laßt uns das heilge Land erfechten,
Wie Christus sich erfocht die Welt!
Lichtstrahlen laßt nach allen Seiten
Hinaus, als wie Apostel, schreiten,
Bis alle Welt ihr Licht empfah
Aus Bethlehem und Golgatha.

Mit Pilgerstab und Muschelhute
Nach Osten zog ich weit hinaus;
Die Botschaft bring ich euch, die gute,
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
O zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha!

O Herz, was hilft es, daß du knieest
An seiner Wieg im fremden Land?
Was hilft es, daß du staunend siehest
Das Grab, aus dem er längst erstand?
Daß er in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde,
Und lebest ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha.

---

237. Die Kirche zu Puteoli.

Von Napel ging ich nach Puteoli.
Mich schleppen ließ ich hergebrachter Maßen
Durch alle Steine, die einst Römer hie
Der Pracht gehäuft, und nun dem Schutt gelassen.

Die Tempeltrümmer ließ ich hinter mir:
Ich stütz euch nicht, ihr mögt nur ferner sinken!
Da sah ich rechts am Weg in stiller Zier
Mir eine kleine Gotteskirche winken.

Und eine Inschrift, die daran sich fand,
Hielt meinen Blick, es ging mein Fuß nicht weiter;
Hier als der Kirche Schutzherr war genannt
Sankt Rafael, der Reisenden Geleiter.

O, wie du einstmal des Tobiä Sohn
Hast heimgeleitet zu der Eltern Hause,
So wirst du mich auch heimgeleiten schon,
Den müden Wandrer, aus der Fremde Brause.

Ich trat hinein. Ein heilges Dunkel barg
Den innern Raum. Und als mein Blick nun forschte,
Da sah ich ausgestellet einen Sarg,
Drin eines Pilgers müder Leib vermorschte.

Sankt Rafael! Dies ist der Reise Ziel;
Und Diesen hast du heim in Gott geleitet,
Nun führe Den auch, der durchs bunte Spiel
Des Lebens noch und seine Trümmer schreitet.

---

238. Edelstein und Perle. (Bruchstück.)

I. Der Edelstein.

Doch um von meinem Ursprung dir zu sagen:
Ein Engel ward, wie hier von ihrem Ziele
Die Rede, so von seinem einst verschlagen.

Die Engel haben der Geschäfte viele;
Wornach sie ausgehn, kann man nicht durchdringen,
Und manchmal gehn sie auch wohl aus zum Spiele.

Der aber mochte eine Botschaft bringen,
An Sterne einen göttlichen Beschluß;
Er trug am Rücken und am Fuße Schwingen.

Die an dem Rücken waren aus dem Guß
Von Sonnenlicht geschmolzen, und gewoben
Aus Mondesstrahlen waren die am Fuß.

Das Beste war den Augen aufgehoben;
Denn drinnen war ein Lichtblick aus dem Quelle,
Der höher fließt, als Mond und Sonnen, oben.

Von seinem Pfad ab bracht' ihn seine Schnelle;
Er war gekommen tief hinab ins Dunkel,
Eh ers gewahr ward vor der eignen Helle.

Wo nie hinunter Sonn- und Mondgefunkel
Gedrungen war, in eines Erdspalts Ritze
Verirrte sich der wandelnde Karfunkel.

Da mußt' er rühren mit der Flügelspitze,
Wo er hindurch sich wand, die Felsenwände,
Und vor sich schoß er seines Auges Blitze.

Er spähte, daß er einen Ausgang fände;
Vom Flügelschlag und von dem Blick getroffen,
Verwandelten sich rings die Gegenstände.

Der Engel, schwebend, fuhr hindurch, dem schroffen
Gestein rücklassend seines Wandels Spuren,
Und vor ihm war der Himmel wieder offen.

Worüber seines Rückens Flügel fuhren,
Da war der Abglanz nun zu sehn der Sonne,
Von Golde träufte das Gestein, vom puren.

Und wo die Flügel, die ihr Licht vom Bronne
Des Monds geschöpfet, im Vorbeigehn schweiften,
Schimmerte Silber nun in stiller Wonne.

Doch wo des Engels Blicke selber streiften,
Da blieben Funken, blitzender und reiner,
Festhangen, die zu Edelsteinen reiften.
Von dieses Blickes Funken bin ich einer.

II. Die Kerze.

Hoch lauscht' ich auf, zu schaun das neue Wunder,
Da, was sie längst schon stille schien zu fordern,
Erlaubt der Kerze worden war jetzunder.

Da war es mir von ihrem hellen Lodern,
Als ob ich säh, in plötzlichem Umschwunge,
Die Beiden trüb in Schacht und Muschel modern;

So schwieg ihr Glanz vor der erwachten Zunge
Der Kerze, die, erregt vom Strahlensporne,
So sprach von ihrem himmlischen Ursprunge:

Zwei Tropfen flossen aus zwiefachem Borne,
Einer des Lichtes und des Wassers einer;
Die gaben Nahrung einem Samenkorne.

Von beiden Tropfen war entbehrlich keiner,
Daher sie um des Vorrangs Ruhm nicht stritten,
Ob einer edler, einer sei gemeiner.

Sie nahmen still den Keim in ihre Mitten;
Da war alsbald die Blume draus entstiegen,
Die hub die beiden Tropfen an zu bitten:

Daß keiner sollte jemals ihr versiegen
Und ihre Nahrungsquellen ihr verstopfen;
Sie wollte sich an beide gleich sanft schmiegen.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

---

240. Sicilianen.

I.

Der Schlummer sinkt aus nachtgeschwärzten Lüften,
Und seinen Mohnsaft trinkt die Schöpfung nun.
Selbst Echo schlummernd schweigt in Bergesklüften,
Und am Gestad leisathmend schläft Neptun.
Es schläft das Schwert, entschnallt des Kriegers Hüften;
Die Pflugschar ruht und läßt den Pflüger ruhn,
Wollt nun auch in der Welt voll Schlummerdüften,
Zwei Augen, die ihr mein seid, zu euch thun!

II.

Der Lenz ist meiner Liebsten blumges Kleid!
Wie schwillt vor Lust es, weich sie zu umfließen!
Der Morgen ist ihr glänzendes Geschmeid;
Wie blitzt es Strahlen um sie her zu gießen!
Des Baumes Knospen sind ein stilles Leid,
Das gern sich möcht an ihrem Blick erschließen:
Und alle Blumen sind ein heller Neid,
Weil Rosen nur auf ihrer Wange sprießen.

241. Der Baum des Lebens. (Gasele.)

Als Adam lag im Todeskampfe schon,
   Schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
   Und zu genesen hofft' er noch davon.
Seth brach das Reis, und als ers hergebracht,
   War schon des Vaters Lebenshauch entflohn.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
   Und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag,
   Und Israel in der ägyptschen Frohn.
Des Baumes Blüten gingen duftend auf,
   Als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
   Irr ward in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
   Beleben sollt' ein andrer Davidssohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
   Im Leid an Wasserflüssen Babylon.
Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
   Zerborst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
   Zu dienen zu dem Holz der Passion.
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
   Das Kreuz, und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blutge Frucht,
   Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Freimund, sieh! der Baum des Lebens wächst,
   Ausbreitend sich, jemehr ihm Stürme drohn.
Die ganze Welt ruh unter seinem Schirm!
   Die halbe ruht in seinem Schatten schon.

242. Vierzeilen.

I.

Thu, was Jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu es, daß es Niemand weiß,
Und gedoppelt ist sein Preis.

II.

Ein rechter Baum, der seine guten Früchte trägt,
Der wünscht nicht seine Blüten sich zurücke.
Und wem ein männlich Herz in seinem Busen schlägt,
Seufzt nicht mit Wehmuth nach der Kindheit Glücke.

III.

Was du Irdsches willst beginnen, heb zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Irdsches vor dem Göttlichen besteht.

IV.

Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
So wollt' ich mich anstatt des Kranzes schmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
Mit sanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken.

V.

Schlage nur mit der Wünschelruth
An die Felsen der Herzen an;
Ein Schatz in jedem Busen ruht,
Den ein Verständiger heben kann.

243. Angereihte Perlen.

wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
n Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

n Zornesglut dein sterblich Herz will wallen,
„Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?“

de sag: „Ist Tod uns Beiden nicht gemein?
sbruder, komm und laß uns Freunde sein“.

Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen:
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen:
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt.

O bitt um Leben noch! Du fühlst mit deinen Mängeln,
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' ans Gute doch, weil ichs in mir empfände.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit noch über Weh zu klagen.

6 Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Plejaden,
Hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden.

244. Aus der „Weisheit des Brahmanen“.

I.

Dem müden Wandersmann ist doch die Nacht willkommen,
Die den bestäubten Stab ihm aus der Hand genommen.

242. Vierzeilen.

I.

Thu, was Jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu es, daß es Niemand weiß,
Und gedoppelt ist sein Preis.

II.

Ein rechter Baum, der seine guten Früchte trägt,
Der wünscht nicht seine Blüten sich zurücke.
Und wem ein männlich Herz in seinem Busen schlägt,
Seufzt nicht mit Wehmuth nach der Kindheit Glücke.

III.

Was du Irdisches willst beginnen, heb zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Irdisches vor dem Göttlichen besteht.

IV.

Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
So wollt' ich mich anstatt des Kranzes schmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
Mit sanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken.

V.

Schlage nur mit der Wünschelruth
An die Felsen der Herzen an;
Ein Schatz in jedem Busen ruht,
Den ein Verständiger heben kann.

---

243. Angereihte Perlen.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ewgen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Wenn dir in Zornesglut dein sterblich Herz will wallen,
Sag ihm: „Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?"

Zum Feinde sag: „Ist Tod uns Beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder, komm und laß uns Freunde sein".

Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen:
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen:
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

In tausend Blumen steht die Liebesschrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt.

O bitt um Leben noch! Du fühlst mit deinen Mängeln,
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' ans Gute doch, weil ichs in mir empfände.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit noch über Weh zu klagen.

6 Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Plejaden,
Hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden.

244. Aus der „Weisheit des Brahmanen".

I.

Dem müden Wandersmann ist doch die Nacht willkommen,
Die den bestäubten Stab ihm aus der Hand genommen.

Und wenn das Leben nun ist eine Wanderreise,
Was freuet Lebende der Tod nicht gleicherweise?

Den Wandrer freut die Nacht, nur wenn er ist am Ziel,
Auf halbem Wege nicht, wenn sie ihn überfiel.

Die meisten fürchten sich darum vorm Tod vielleicht,
Weil sie des Lebens Ziel noch haben nicht erreicht.

II.

Schön ist der Tropfen Thau am Halm, und nicht zu klein,
Der großen Sonne selbst ein Spiegelglas zu sein.

Schön ist das Bächlein dann, das kaum zu küssen wagt
Die Blum, und murmellaut zu werden halb noch zagt.

Und schön ist auch der Strom, der sich mit Kraft ergießt,
Im Spiel der Woge sich mit Rauschen selbst genießt.

Und so freu immer dich, wenn Schönes dir und Gutes
Quillt Thau, Bach oder Strom, perl oder riesl und flut es.

III.

Komm her und laß uns in den heilgen Fluten baden,
Die mit dem Silberblick zur Reinigkeit uns laden.

Die Sonne breitet aus des Strahlenmantels Füllen,
Um in ein schönres Kleid als irdsches dich zu hüllen.

Ein lindes Badetuch reicht dir die Morgenluft,
Das dich mit Wohlgeruch abtrocknet und mit Duft.

Das Wasser selber wallt, ein Gürtel von Krystallen,
Der dir um die Gestalt sich schmiegt mit Wohlgefallen.

Und auf dem Grunde ruht, geschmeidigt von der Flut,
Die Erde, die dir weich Sandalendienste thut.

So tauche reich dich ein in jedes Element,
Und sei von dem, der ist in jedem, ungetrennt.

Die Flut, die ewig träuft von seinen Augenlieden,
Hat er zum Labequell dem Erdendurst beschieden.

Die Thiere selbst der Flur, sie kommen groß und klein
Zur Tränke, aber nur des Nachts im Mondenschein.

Sie sollen in der Nacht die kühle Labe schmecken,
Daß Mensch und Thier am Tag einander nicht erschrecken.

IV.

Man reist, damit es uns zu Haus erst recht gefalle;
Und wer durchs Leben reist, der ist im gleichen Falle.

Nur, daß der Reisende hier nicht die Heimat kennt,
Und nur am Heimweh fühlt, er ist von ihr getrennt.

Gereist zu sein, wie wird dichs in der Heimat laben;
Und einst wie lieblich wird es sein gelebt zu haben.

V.

Der Apfel fällt, gereift, in seines Gärtners Hand;
So fällt in Gott ein Geist, der seine Reife fand.

Wohl fällt ein Apfel auch, zu früh vom Sturm gebrochen,
Von Willkür abgepflückt, oder vom Wurm gestochen.

Doch hierin ist der Baum im engen Gartenraum
Hoch überragt und weit vom Weltengartenbaum,

Den solch ein Gärtner zieht, der auch dem Sturm befiehlt,
Den keine Willkür stört, kein schwacher Wurm bestiehlt;

Und sicher fühlest dus: von ihm wird hingenommen
Zum Heile jede Frucht, wann ihre Zeit gekommen.

Vielleicht erschien sie dir von außen nicht gestreift,
Sie aber, glaub es mir, war innerlich gereift.

VI.

Als wie ein Kind im Schlaf empor sein Auge schlägt,
Und alsobald sein Haupt befriedigt wieder legt,

Weil nah das Angesicht sich ihm der Mutter zeigt,
Die wachend über ihr geliebtes Kind sich neigt;

Beglückt, wer so den Traum des Erdenlebens lebt,
Und wenn dazwischen er den Blick zum Himmel hebt,

Die Mutter Liebe sieht, herniederschauen heiter
Und lächelnd winken ihm: „Ich wache, schlaf nur weiter!"

VII.

Am Weihnachtsabend sind die Kinder zu beneiden,
Daß ihnen Bäume sich in Gold und Zucker kleiden.

Sie glauben kindlich, was ihr kindisch Herz begehrt,
Das hab unmittelbar das Himmelskind beschert.

Die Mutter ist dabei, der Vater auch im Spiel,
Sie ahnen es, allein es kümmert sie nicht viel.

Und in den Hintergrund tritt Vater und Mutter gerne,
Und läßt aus Kindermund die Ehr dem Himmelssterne.

Dem Himmelssterne, der das ganze Jahr beschert,
Doch als Bescherer wird an Einem Tag geehrt.

Ja, Kinder, glaubt euch nur beschenkt vom Himmelskind;
Glückselig, die wie ihr im Glauben Kinder sind!

Anmerkungen zum zweiten Band.

S. 10, Z. 11 v. u. Der Aether ist die höhere reinere Luft, die Himmelsluft. Herder singt:

„Der Aether und die Liebe war
Das älteste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie ewig-schön und ewig-jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen täuschend Dasein hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück." 2c. —

S. 12, Z. 1 v. u. Pygmalion, der geschickte Bildhauer, fand kein Mädchen nach seinem Wunsche. Er schuf sich deßhalb eines aus Elfenbein und verliebte sich so leidenschaftlich in sein Meisterwerk, daß er die Venus bat, das todte Bild zu beleben. Seine Bitte wurde erfüllt und er nahm das reizende Geschöpf zur Gemahlin.

S. 13, Z. 14 v. u. Aurora, (Eos) d. i. die Göttin der Morgenröthe. Die schönlockige, rosige Göttin und hellglänzende Lichtbringerin erhebt sich in safranfarbigem Gewand früh Morgens von ihrem safranfarbnen Lager, um mit schnellem Gespann an den Himmel zu fahren. Aus Liebe raubte sie den Tithonos, den Sohn des Trojaner-Königs Laomedon, machte ihn zu ihrem Gemahl und erbat sich für ihn vom Zeus ein ewiges Leben.

S. 16, Z. 8 v. u. Tibur, jetzt Tivoli, eine Stadt einige Meilen von Rom, am Flusse Anio, dem jetzigen Teverone, der in den Tiber fließt und bei Tibur zwischen Bergen 60' hoch herabstürzt. Die reizende Lage des alten Tibur, von dessen Höhen man das mächtige Rom übersehen konnte, wie auch die erquickend kühle Luft, bewogen viele reiche Römer daselbst große prachtvolle Landhäuser (Villen) zu erbauen und die malerische Gegend mit ihren

geschichtlichen Erinnerungen zieht heute noch viele Fremde an. Mäcenas und sein Freund, der Dichter Horaz, hatten ihre Villen neben Tempeln und von diesen beiden, wie von der Burg des Kaisers Hadrian, sind noch Ueberreste vorhanden. Der Anio zeigt hier herrliche künstliche Wasserfälle, von denen der eine aus den Fenstern der Villa Mäcen's stürzt. —

S. 20, Z. 2 v. u. Paktolus ist ein Fluß in Lydien. Dionysos, der Gott des Weins, gewährte dem Midas den Wunsch, daß Alles, was er berühre, in Gold verwandelt werde. Um sich wieder von der lästigen Wohlthat zu befreien, mußte er sich auf das Geheiß des Gottes in dem Flusse Paktolus baden, der seitdem Gold führte. — Smyrna, die wichtigste Handelsstadt der asiatischen Türkei, liegt in reizender Gegend am smyrnäischen Meerbusen. — Ilion oder Ilium war der früheste Name der berühmten Stadt Troja. Der Küste der Dardanellenstraße näher lag ein drittes Ilium (Neu-Ilium), an dessen Stelle der jetzige Flecken Troja liegt.

S. 21, Z. 1 v. o. Sunium, jetzt Capo-Colonni, ist das Vorgebirg, in welches sich die attische Landzunge ausspitzt. Der Flecken Sunium hatte einen Hafen und reiche Silberminen und von dem berühmten Tempel der Pallas stehen noch einige Säulen.

S. 50, Z. 12 v. u. Graf Eberhard im Bart, geb. 1445, † 1496, lebte in seiner Jugend in roher Ungebundenheit und kümmerte sich wenig um die Verwaltung seines Landes. Eine Reise ins gelobte Land änderte seinen Sinn; er kam gebessert zurück, vermählte sich mit der trefflichen Prinzessin von Mantua und wirkte nun mit festem Willen und väterlicher Liebe für das Wohl seines Landes und seiner Unterthanen. Das getheilte Land vereinigte er wieder und setzte dessen Untheilbarkeit für ewige Zeiten fest. Als Mann suchte er die ohne sein Verschulden in der Jugend versäumte Schulbildung eifrigst nachzuholen. 1477 stiftete er die Universität Tübingen. Das beglückte Volk liebte den trefflichen Regenten von ganzem Herzen, nannte ihn „Vater Eberhard" und meinte, wenn der liebe Herrgott nicht wäre, so wäre Niemand billiger, als der Graf, der deßhalb wohl vor Kaiser und Fürsten sein verborgenes Kleinod rühmen und die goldnen Worte sagen konnte: „Ich kann im dichtesten Walde in jedes Unterthanen Schoos sicher schlafen!" — Gegen Kaiser und Reich erfüllte er seine Pflichten und Kaiser Max I. erhob ihn deßhalb zu Worms (1495) zum Herzog von Würtemberg; auch erklärte er später am Grabe Eberhards: „Hier liegt ein Fürst, klug und bieder, wie keiner im Reich; sein Rath hat mir oft genützt".

S. 51, Z. 4 v. o. Kaiser Rudolf von Habsburg (1273—91), uraltem, fürstenmäßigem Adel entstammt, hatte sein Stammschloß Habsburg (Habichtsburg) in der Schweiz. Es war ein kluger, deutscher Biedermann von einfachen, schlichten Sitten,

ein unerschrockner Held, warmer Freund des Volkes, mächtiger, gewissenhafter Beschützer des guten Rechts, frommer, gläubiger Christ und ein demüthiger Diener der Kirche. Am 31. Okt. 1273 wurde er zu Aachen gekrönt. Die kaiserlose, schreckliche Zeit war geendet und ein Richter war wieder auf Erden. (Vergl. Schiller's unsterbliches Gedicht: „Rudolf von Habsburg".) Als das Scepter fehlte, belehnte er die Reichsfürsten mit dem Crucifix und sprach: „In diesem Zeichen ist die ganze Welt erlöset worden, das ist das beste Scepter". Rudolf suchte Ordnung, Friede und Recht im Reiche herzustellen und zu üben; er brach die Raubburgen ab, gestattete jedem seiner Unterthanen freien Zutritt, reiste im Lande umher und schlichtete persönlich die Streitigkeiten zwischen Fürsten und Völkern, weßhalb er auch das „lebendige Gesetz" genannt wurde. Sein Wunsch, bei seinen Lebzeiten seinen, ihm in Allem unähnlichen Sohn zum Nachfolger im Reiche ernannt zu sehen, ward 1291 von den in Frankfurt zusammengekommenen Churfürsten zurückgewiesen. Der greise Kaiser fühlte sich krank und reiste tiefbetrübt von Frankfurt in den Elsaß und nach Straßburg, wo er noch einmal seine Familie um sich versammelte. Obgleich kränker geworden, entschloß er sich doch den Rhein herab nach Speier zu fahren, wo die Kaiser begraben lagen, ward aber bei Germersheim auf dem Flusse selbst vom Tode überrascht (15. Juli 1291). Das schöne Gedicht Kerners weicht also etwas von der Geschichte ab. Im Dom zu Speier liegt Rudolf begraben. Der König Ludwig von Bayern ließ ihm daselbst 1843 ein prachtvolles Denkmal setzen, das ein Werk des großen Meisters Schwanthaler ist. Sessel und Figur des Kaisers sind aus einem Block weißen Marmors gearbeitet, der Säulenstuhl besteht aus grauem Marmor. Die sitzende, ehrfurchtgebietende Gestalt des Kaisers wendet ihr Angesicht, umstrahlt von Herrscherwürde, dem Hochaltare zu. Der Reichsapfel ruht in seiner Hand, Schild und Helm stehen hinter dem alterthümlichen Sessel und ein reicher Mantel umfließt in künstlerisch vollendetem Faltenwurfe die kräftige Gestalt.

S. 65, Z. 14 v. u. In der Ahrgegend findet noch der alte Brauch des „Mailehns" (der Mädchenversteigrung) statt. Der erste Mai ist der „Maitag", an dessen Vorabend (dem „Maiabend") sich die Burschen des Dorfes unter der Linde oder vor der Kirchthüre versammeln, wo ein Schöffe die Mädchen ausbietet. Die angesteigerten Mädchen oder „Maifrauen" werden nun während des Sommers zu allen Festen und besonders bei der Kirmeß von ihren „Maimännern" zum Tanze abgeholt. (Vergl.: „Die Ahr" 2c.)

S. 66, Z. 8 v. o. Rothhaut, d. i. Indianer.

S. 67, Z. 1, 2 u. 4 v. o. Boston, eine volkreiche Stadt, worin viele Deutsche leben, besitzt den wichtigsten Seehafen Neu-Englands. — Yankee (spr. Jänkih) ist ein Spottnamen für die Bewohner in den unter dem Namen Neu-England begriffnen nordamerikanischen

Staaten. — Creolen (Criollos) sind echtspanische Abkömmlinge, die aber in Amerika geboren und meist große Gutsbesitzer sind.

S. 67, Z. 11 v. u. Theodorich der Große oder Dietrich von Bern gründete das mächtige Reich der Ostgothen in Italien, nachdem er den Odoaker zuerst am Flusse Isonzo, in der Gegend von Aquileja, gleich nachher vor der Stadt Verona, (daher: Dietrich von Bern) und im Jahr 490 am Flusse Adda und zuletzt (493) in der festen Stadt Ravenna besiegt hatte. Die innere Charakterkraft des Herrschers hielt das Reich besser zusammen als die römische Verfassung und sein trefflicher Minister Cassiodor. Theodorich starb 526. Er war der gewaltigste Held seiner Zeit, das Haupt der Amalungen und nebst Siegfried der größte Sagenheld unseres Volkes. (Mit dem Recken Hildebrand und der übrigen Wölfingschar lebte er eine Zeit lang als Gastfreund in Ungarn am Hofe des Hunnenkönigs Etzel, wo er mit den Burgundern kämpfte und selbst Hagen und den König Gunther überwand, die er der racheglühenden Königin Chrimhilt überlieferte, von der sie mit Siegfrieds Schwert erschlagen wurden. Nach Vilmar.)

S. 70, Z. 14 v. o. Hagen von Tronege erschlug den Siegfried, bemächtigte sich des ungeheuern Schatzes (des Nibelungenhortes), und versenkte ihn in den Rhein. Siehe weiter Bd. III. die Anmerkung zu Schenkendorf's Gedicht: „Das Lied vom Rhein".

S. 75, Z. 23 u. 24 v. o. Walther von der Vogelweide u. Wolfram von Eschenbach waren die ausgezeichnetsten Minnesänger. Der edle Wolfram von Eschenbach sang besonders ausgezeichnet schöne „Tag- oder Wächterlieder", welche zum Inhalt hatten, daß der Wächter auf der Zinne den kommenden Tag verkündigt und die Liebenden an das Scheiden mahnt. Ferner sang er seinen vortrefflichen „Titurell" und sein hohes Lied „der Parcival", worin er uns vom „heiligen Graal" erzählt, d. i. die Schaale, in der das Blut aufgefangen wurde, das aus der Seitenwunde des Erlösers floß. „Melodischer und klangreicher ist vielleicht kaum jemals und kaum irgendwo gedichtet und gesungen worden, als im Anfange des 13. Jahrhunderts in Deutschland, als auf dem Minnesängersaale zu Wartburg, wo den süßen Liedern Heinrichs von Risbach und Heinrichs von Osterdingen, Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide das wunderbare Königskind gelauscht hat, dessen Herz durch diese melodischen Klänge irdischer Minne früh hinaufgezogen wurde zu himmlischer Minne, dessen Leben ein kurzer Liebestraum war von tiefem irdischen Leid und hoher göttlicher Freude, an dessen Sterbebette zu Marburg im Hessenlande die Engel ihre Paradieseslieder sangen und auf dessen Grabe sich ein Lied von Stein erhoben hat, ein zum großartigen Bauwerke verkörpertes Triumphlied der Gottesminne, welches in seiner Lieblichkeit und in seiner Majestät von den Wundern jener

wunderreichen Zeit erzählt und aus der kunstreichen Harmonie seiner Säulen und Bogen die süßen Harmonieen der Lieder vernehmen läßt, die damals sind gesungen worden in irdischer Freude und irdischer Sehnsucht, wie in der Freude an Gott und in Sehnsucht nach dem Himmel." (Vilmar.) — Walther von der Vogelweide war aus dem Oberthurgau und zog gegen den Schluß des 12. und in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts an fürstlichen Höfen (Heinrichs VI., Philipps des Hohenstaufen, Otto's von Wittelsbach, Friedrichs II., der thüringischen Landgrafen Hermann und Ludwig) umher. Er sang die zartesten und innigsten, zuweilen auch heitersten und muthwilligsten Töne einer süßen Minne und mit tiefem Ernst das Lob des Herrn und der Mutter Gottes, die Vergänglichkeit irdischer Dinge, des deutschen Volkes Ehre ꝛc. Das Spruchgedicht: „Freidanks Bescheidenheit" soll nach J. Grimm auch von ihm sein. Er starb zu Würzburg und liegt im Lorenzgarten des dortigen neuen Münsters unter einem Baume begraben, von dem die Nachtigallen herab auf sein Grab sangen. Diesem und seinem Namen zu Liebe stiftete er ein Vermächtniß: Es sollen 4 Löcher in seinen Leichenstein gehauen und täglich Semmelkrummen zur Weide für die Vöglein dareingestreut werden. Jetzt ist der Grabstein mit seinen Futtergruben überschüttet oder zertrümmert.

S. 82, Z. 1 v. o. Evangel. Luc. Kap. 2, Vers 28 — 32. Simon nahm das Kind Jesus „auf seine Arme, lobte Gott und sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel.

S. 83, Z. 5 v. u. Ev. Luc. Kap. 2, V. 35. Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden.

S. 106, Z. 15 v. u. Am 9. Juli 1386 erfochten 1500 Eidgenossen bei Sempach, nicht weit von Luzern, einen vollständigen Sieg über eine vierfache Zahl von Rittern und Edeln unter der Anführung des Herzogs Leopold von Oestreich und der edle Arnold von Winkelried aus Unterwalden errang durch seine kühne Todesweihe glorreich die Freiheit. Mit dem lauten Rufe: „Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen", stürzte er sich auf die Feinde, faßte mit beiden Armen so viel feindliche Speere, als er nur konnte, drückte sie in seine Heldenbrust und riß sie im Sinken mit sich zur Erde. Nun stürmten die eidgenössischen Streiter über Winkelried's Leiche in die Lücke der eisernen Mauer und der glänzende Sieg neigte sich schnell auf ihre Seite.

S. 107, Z. 12 und 13 v. u. Louise, Königin von Preußen und Gemahlin Friedrich Wilhelm III. war eine echtdeutsche Frau, ausgezeichnet durch den Adel ihrer Gestalt, wie ihres Geistes, voll

Anspruchslosigkeit, Milde, Frömmigkeit &c., kurz, ein Muster königlicher Tugenden, so daß sie das Volk wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften wie einen Schutzgeist verehrte und sich durch sie zum großen Freiheitskampfe mächtig begeistern ließ. — Der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen fiel am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld, 4 Tage vor der schrecklichen Doppelschlacht bei Jena-Auerstädt. —

S. 110, Z. 7 v. o. Palladium ist das Bild der Göttin Pallas und galt als Schutzheiligthum, besonders für die Stadt Troja, die man für unüberwindlich hielt, so lange sie sorgfältig das Heiligthum bewahrte.

S. 114, Z. 7 v. u. Ausspruch Luthers in dem Liede: „Ein' feste Burg ist unser Gott", das er 1521 im felsenfesten Vertrauen auf seiner Reise nach Worms dichtete.

S. 132, Z. 12 v. o. Primula veris oder P. officinalis, d. i. die gemeine oder Frühlings-Schlüsselblume, die auch Himmelsschlüssel heißt.

S. 143, Z. 4 v. u. Der Niagara ist der riesige Wasserfall des Lorenzostroms. Er fällt in einer Breite von 4000 Fuß 1½ hundert Fuß tief herab.

S. 145, Z. 2 v. u. Als im Jahr 1793 Preußen und Rußland die zweite Theilung Polens vorgenommen hatten, da erhob sich das Volk in Verzweiflung und heißem Zorn, um die Freiheit wieder zu gewinnen. Es scharte sich um den Helden Kosciusko, erlag aber im Kampfe gegen die Uebermacht der Russen, Oestreicher und Preußen und mußte sich 1795 die dritte Theilung des Reiches gefallen lassen. Bei Maciejowice (1794) ward Kosciusko verwundet und gefangen; er sank vom Pferde und rief: „Finis Poloniae!" Kaiser Paul I. gab ihn frei und reichte ihm sein Schwert wieder, das er aber ablehnte mit den Worten: „Ich bedarf nicht mehr des Schwertes, da ich kein Vaterland mehr habe". Er fuhr nach Amerika, lebte später auf einem Landgut in Frankreich, starb 1817 in der Schweiz und sein Leichnam wurde 1818 auf Kosten des Kaisers Alexander in Solothurn abgeholt und im Dom zu Krakau beigesetzt.

S. 161, Z. 4 v. o. Franz Rakoczy gehörte zu einer berühmten, nun in männlicher Linie erloschnen Fürstenfamilie in Siebenbürgen, welche sich große Verdienste um die religiösen und politischen Rechte ihrer Unterthanen erwarb. Kaiser Leopold I. unterwarf sich das Land (1689). Franz Rakoczy lebte als Privatmann auf seinen Gütern, wurde aber wegen angeblicher Unterhandlung mit Frankreich verhaftet. Er entwich 1701 und als er darauf geächtet wurde, beschloß er aus Rache die Ungarn von Oestreichs Herrschaft zu befreien. Er stellte sich an die Spitze von

100000 Mißvergnügten und drang rasch bis vor die Thore Wiens, wo er von dem um Frieden flehenden Leopold foderte, daß Ungarn in ein Wahlreich verwandelt, alle geduldeten Religionen in ihren Freiheiten bestätigt und ihm die Fürstenwürde über Siebenbürgen zuerkannt werde. Oestreich setzte mit verstärkter Macht den Kampf fort, bis endlich 1711 der Friede zu Stande kam. Rakoczy ging darauf nach Frankreich nnd später nach Rumelien, wo er auf seinem Landgute 1735 starb. Er hinterließ eine geistreiche Schrift über die Revolution der Ungarn.

S. 173, Z. 2 v. u. Vergleiche nachstehende Strophen aus: „Jery und Bätely“ von Goethe:

Bätely.
Es rauschet das Wasser
Und bleibet nicht stehn;
Gar lustig die Sterne
Am Himmel hingehn:
Gar lustig die Wolken
Am Himmel hinziehn:
So rauschet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery.
Es rauschen die Wasser,
Die Wolken zergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn:
So auch mit der Liebe,
Der treuen geschicht,
Sie wegt sich, sie regt sich,
Und ändert sich nicht.

S. 203, Z. 5 v. o. Der Kreuzschnabel (Loxia curvirostra) ist ein sperlingsartiger Vogel, dessen beide Kiefern sich mit den Spitzen kreuzen. Seine Farbe ist karminroth, oft wie eine recht reife rothe Johannisbeere. Die Flügel und der Schwanz sind schwarz. Das Weibchen ist anders gefärbt. Die Kreuzschnäbel leben gesellig in den nordeuropäischen Nadelwäldern, wo sie sehr geschickt den Samen aus den Tannzapfen zu hacken wissen. Merkwürdiger Weise brüten sie vorzüglich während des Winters und haben oft im Januar schon Junge. Ihr dichtgeflochtenes Nest besteht aus Reisig, Moos und Flechten und ist unter einem starken Aste angelegt.

S. 205, Z. 14 v. u. Heinrich der Löwe, ein Sohn des Bayern-Herzogs Heinrich des Stolzen, war Herzog von Bayern und Sachsen und seine Herrschaft erstreckte sich von den Alpen bis zur Nordsee. Er unternahm einen Zug nach Palästina und von dieser Fahrt ist später viel Wunderbares erzählt und gesungen

worden. Ein Löwe, den er in Asien von einem Drachen errettet, soll ihm treulich als Freund übers Meer bis in seine Stadt Braunschweig gefolgt sein und nachmals auch sein Grab gehütet haben. Heinrich war aus dem Geschlecht der Welfen und neben Barbarossa der merkwürdigste deutsche Fürst des 12. Jahrhunderts. Er empörte sich gegen den Kaiser, wurde geächtet und zweimal nach England in die Verbannung geschickt. Den Ruhm glänzender Tapferkeit und erhabner Regententugenden hat er selbst wieder durch ehernen Starrsinn, durch Geiz ꝛc. beeinträchtigt. Er starb in seinem 66. Jahre am 6. August 1195 zu Braunschweig und wurde daselbst im Dom begraben, wo noch jetzt sein Denkmal vorhanden ist.

S. 206, Z. 6 v. u. Andreas Hofer, der Sandwirth im Thale der brausenden Passeyer, war ein echter Mann aus dem Volke. Hohe Sittlichkeit, schlichter Sinn, fromme Einfalt, goldne Treue, fester Glaube, unüberwindliche Zuversicht, unbegrenzte Vaterlandsliebe gewannen ihm alle biedern Tyrolerherzen. Er stellte sich 1800 mit Speckbacher an die Spitze des Aufruhrs und rief: „Vertraut auf Gott und wehrt euch tapfer“. Und wie hat ihm das Heer gehorcht, wie hat es tapfer gefochten! Selbst im Augenblick des höchsten Glanzes als Oberbefehlshaber und an der Spitze der Regierung im kaiserlichen Palaste zu Innsbruck blieb er der schlichte Landmann. Mit den Schildwachen vor seinem Palaste betete er täglich, wie er es mit seinen Kindern gethan. Wer mit ihm aß, mußte auch mit ihm beten; denn: „habts mit gessen, könnts mit beten!“ Am 14. Oktbr. wurde der Friede zu Wien geschlossen. Erzherzog Johann forderte die Tyroler zur Unterwerfung auf, worauf sich auch Hofer als unterwürfig erklärte. Durch erlogene Siegesnachrichten der Kaiserlichen getäuscht, griff er aber wieder zu den Waffen, was den Franzosen gar lieb war. Vor Aufpassern nirgends in der Heimat mehr sicher, wollte er doch aus Anhänglichkeit an sein liebes Land Tyrol nicht entfliehen, um sich zu retten. Er barg sich in einsamer Alpenhütte unter Eis und Schnee. Nach 2 Monaten kommt der verrätherische Priester Donay in der Nacht auf die Alp und vor Hofers Hütte. Die Häscher pochen dreimal. Hofer tritt hervor und sagt stolz und frei: „Ja ich bins, den ihr sucht; schont nur mein Weib und meine Kinder“. Sie nehmen ihn gefangen und bringen ihn gefesselt nach Mantua. Das französische Kriegsgericht war der Mehrzahl nach nicht für die Todesstrafe, aber der Vicekönig von Italien gebot Hofers Tod binnen 24 Stunden, doch wurde Hofer erst am 20. Februar 1810 zu Mantua erschossen. Das Nähere darüber gibt das herrliche Gedicht. Kaiser Franz adelte Hofers Familie und ließ Hofers Marmorstatüe zu Innsbruck neben dem Grabmal Kaiser Maximilians I. aufstellen.

S. 227, Z. 8 v. u. „Die Erbtöchter auf Mönkgut (der südöstlichen Halbinsel Rügens) wählen oder wählten wenigstens vor

Jahren sich ihren Bräutigam selbst. Zu diesem Behufe ward eine Schürze aus dem Fenster des Hauses der Heirathslustigen herausgehängt. Auf dieses Zeichen zogen die jungen Bursche des Dorfes oder der ganzen Halbinsel vorüber und die Erbtochter ersah sich einen derselben zu ihrem Eheherrn. Diesem schickte sie in der folgenden Nacht ein seidnes Tuch zum Pfande ihrer Wahl; die Annahme desselben war sein Jawort". (Wilh. Müller.)

S. 228, Z. 12 v. u. „Die Bräute werden als solche durch eine blaue Schürze bezeichnet". (Wilh. Müller.)

S. 229, Z. 4 v. o. „Die Wittwen sitzen in der Kirche auf eignen kleinen Schemeln niedergeduckt". (Wilh. Müller.)

S. 229, Z. 8 v. o. Vineta, d. h. Wendenstadt, lag wahrscheinlich auf der Insel Wollin und war ein berühmter wendischer Handelsplatz des Nordens, der 1183 durch ein Erdbeben oder eine Sturmflut seinen Untergang fand. Bei heiterm Wetter wollte man die Ruinen des alten Vineta an der Ostseite der Insel Usedom erkennen. — „Die Volkssage von der alten, prächtigen Stadt Vineta, die zwischen Pommern und Rügen ins Meer gesunken sein soll, ist um so poetischer, je weniger das Dasein derselben geschichtlich zu erweisen ist. Die Schiffer hören die Glocken derselben aus dem Grunde des Meeres heraufklingen und das Widerscheinen ihrer Zinnen auf dem Wasserspiegel nennen sie das Waseln, eine nordische Fata Morgana". (Wilh. Müller.)

S. 230, Z. 1 v. o. Arkona, Wittows Vorgebirge, die nördlichste Spitze des deutschen Vaterlandes.

S. 230, Z. 11 v. u. Wilhelm Müller hat dieses Gedicht ganz getreu nach einer deutschen Sage gedichtet, welche die Gebrüder Grimm als: „Der Glockenguß zu Breslau" aufgezeichnet haben.

S. 233, Z. 5 und 2 v. u. Auf vereinzeltem Hügel liegt höchst malerisch am Bolsener See die Stadt Montefiascone im päbstlichen Gebiet. Ihr Muscatellerwein gehört zu den berühmtesten italischen Weinen und ist unter dem Namen „Est, est!" oder auch „Est, est, est" (Kopischs Gedicht!) bekannt. Die Sage erzählt, daß ein deutscher Prälat, Johannes Fugger, seinen Diener vorausreisen ließ mit dem Auftrage, an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fände, „Est!" anzuschreiben. In Montefiascone war der Muscateller so vorzüglich, daß der Diener: „Est, est" schrieb. Der Herr blieb daselbst und trank sich zu Tode. Sein Diener ließ ihm ein Denkmal errichten mit der Inschrift: „Propter nimium Est, Est, Dominus meus mortuus est!" d. i. Wegen allzuvielen „Est, Est", ist mein Herr gestorben.

S. 237, Z. 3 v. u. Hydra ist ein bevölkertes Inselchen an der griech. (argolischen) Küste. Seine Bewohner, die Hydrioten, sind im Besitze von einigen 100 Schiffen. Sie treiben lebhaften Handel und sind als tüchtige Seeleute berühmt.

S. 238, Z. 10 v. u. Die Mainotten, Bergbewohner des Taygetus, halten sich für Abkömmlinge der Lacedämonier.

S. 238, Z. 4 v. u. Alex. Ypsilanti war der alten, reichen Phanariotenfamilie Ypsilantis entstammt und wollte als Anführer der Griechen dieselben vom türkischen Joche befreien. Nach der verlorenen Schlacht bei Dragaschan (1821) mußte er auf persönliche Sicherheit bedacht sein. Er flüchtete sich auf oestreichisches Gebiet, erhielt die Erlaubniß zum Uebertritt, ward aber dennoch als Gefangner behandelt und nach der ungarischen Veste Munkatsch ins Staatsgefängniß gebracht. Auf Rußlands Vermittlung gab ihm Oestreich im Nov. 1827 die Freiheit und schon am 31. Jan. 1828 starb er auf der Reise zu Wien.

S. 239, Z. 1 v. u. Miltiades erfocht in den Ebenen von Marathon 490 v. Chr. mit einer kleinen Schar tapferer Athener einen glorreichen Sieg über ein zahlreich überlegnes Perserheer. — Leonidas, der alten Sparter König, vertheidigte sein Vaterland mit 300 Spartanern in dem engen Felsenpaß bei Thermopylä gegen die persischen Millionen des Xerxes und machte diesem so lange den Sieg streitig, bis er und seine 300 Braven den Heldentod gestorben waren.

S. 244, Z. 1 v. o. Vergleiche nachstehendes Gedicht von Robert Burns, übersetzt von F. Freiligrath:

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im waldgen Revier!
Da jag ich das Rothwild, da folg ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh.

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem, was stark und was kühn!
Doch, wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands steht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du schäumender See,
Ihr Wälder, ihr Klippen, so grau und bemoost,
Ihr Stürme, die zornig durch Felsen ihr tost!

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im waldgen Revier!
Da jag ich das Rothwild, da folg ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh!"

S. 256, Z. 15 v. u. 2. Petri 3, 8. Eins aber sei euch unverhalten ihr Lieben, daß Ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre und tausend Jahre wie Ein Tag.

S. 260, Z. 8 v. o. Im düstern Waldesdunkel des hessischen Odenwaldes liegen die Trümmer der Burg Rodenstein und zwei Stunden weiter, auf höherem Berge, stand die Burg Schnellert. Auf Rodenstein lebte in den kampf- und fehdelustigen Zeiten des Mittelalters der Ritter Rodenstein. Er war schön von Gestalt, liebte nie ein Weib und war wegen seiner Tapferkeit und seines kriegerischen Sinns von allen seinen Nachbarn gefürchtet. Der Pfalzgraf vom Rhein lud ihn ein zu einem Turnier bei Heidelberg. „Auf muthigem Rosse, mit goldner Decke behangen, erschien er mit glänzendem Wappen und Helm mit Federn geschmückt, die seinen edeln Stamm durch Ahnen erprobt, bezeugten". Die schöne Marie von Hochberg gewann hier sein Herz und seine Hand und lebte glücklich mit ihm auf Rodensteins Burg, bis ihn häusliche Ruhe und stilles Glück langweilten und er sich weder durch Bitten noch Thränen seines Weibes mehr vom wilden Kampfe abhalten ließ. Er bestieg sein Streitroß und eilte aus der Burg. Seine Frau gebar bald darauf einen todten Knaben — und starb. Der Ritter lag draußen im Walde und lauerte in der Nähe vom Schnellert auf den Feind, als ihm des Nachts plötzlich vom Rodenstein her eine bleiche Gestalt erschien. Es war sein Weib, das vor ihm schwebte, das Knäblein im Arm, und mit dumpfer Stimme sprach: „Du hast dein Weib gemordet, dein Kind gewürgt, drum ziehe nun als ein gefürchteter Kriegsbote im Lande umher und verkünde jetzt und immerdar Krieg und Heereszug". — Der Geist verschwand, der Ritter unterlag bald im Gefecht und verschied im Schnellert. Seitdem muß der irrende Geist des Ritters verdammt sein Krieg und Fehde zu verkünden. So oft Deutschland ein Krieg bevorsteht, erhebt sich ein halb Jahr zuvor der Geist im Schnellert mit seinem zahlreichen Troß und der Geisterlärm beginnt. „Mit Sausen und Kriegsgetümmel, mit Lärmen und Geschrei, wie von Menschen und Pferden, mit Trommeln, Pfeifen und Trompeten, mit Wagengerassel und Geprassel in furchtbarem, grausigem Wirrwar, das die ganze Umgegend erfüllt und die Bewohner erzittern macht, fährt er vom Schnellert durch die Wälder und Thäler hinan auf die Burg Rodenstein, um hier seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Hier verweilt er so lange, bis der Krieg sich zu Ende neigt und dann zieht er wieder 6 Monate vor dem Frieden mit gleichem Geprassel und Spuck und Getöse auf dem nämlichen Wege nach der Schnellertsburg zurück, doch immer, ohne Jemanden Nachtheil oder Schaden zuzufügen, noch dem Auge sichtbar zu werden". (Vergl. „H. Zehfuß: die Herren vom Rodenstein nebst der Sage von den Wandergeistern auf Schnellerts und Rodenstein. Darmstadt 1825".) Die Einwohner von Oberkainsbach, Fränkisch-krummbach, Brensbach ꝛc. haben den Geisterlärm nicht nur Nachts, sondern auch am hellen Tage gehört. Im vorigen Jahrhundert wurde der Rodensteiner Geisterzug ein Gegenstand gerichtlicher

Untersuchung und es wurden amtliche Protokolle darüber aufgenommen. Besonders soll im 7jährigen Krieg und in den 1790er Jahren Rodenstein sehr oft aus- und eingezogen sein. Auch in den letzten Jahren zog er aus und am 31. Dezbr. 1850 wieder ein. —

S. 299, Z. 2 v. u. Platen gibt uns hier eine überaus herrliche, schöne und wahre Geschichte des Sonetts und darf sich wohl als Vierter den großen lorbeerbekränzten Meistern anzureihen wagen, was er in ehrenwerther Bescheidenheit nicht will. Francesco Petrarca (1304—1374) war ein Florentiner und geistliche und weltliche Fürsten ehrten den großen Sänger. Kaiser Karl IV. verlieh ihm den Titel Pfalzgraf, in Rom wurde er 1341 am ersten Ostertage mit dem poetischen Lorbeerkranze gekrönt; denn Apollo, der Gott des süßen Gesanges, war ihm hold. Petrarca machte viele Reisen durch Frankreich, England, Deutschland ꝛc. und feierte in herrlichen Gesängen eine berühmte schöne Frau, seine glühend geliebte Laura zu Avignon. Er starb zu Arquato oder Arqua unweit Padua. Man fand ihn in seiner Bibliothek entschlafen, den Kopf auf ein Buch gestützt. — Luis de Camoens geb. zu Lissabon, lebte im 16. Jahrh. (1524—1579). Sein Leben war voller Stürme, Mühseligkeiten und Entbehrungen; denn er wurde wegen seiner leidenschaftlichen Liebe zu einer Hofdame vom König verbannt, verlor im portugiesisch-marokkanischen Kriege das rechte Auge, schiffte sich nach Ostindien ein, wurde 1561 aus der Verbannung zurückberufen, litt aber Schiffbruch an einer Flußmündung und rettete nur durch Anklammern an ein Brett das nackte Leben und sein durchnäßtes Gedicht „Lusiade“. Wegen Schulden setzte man ihn in Goa ins Gefängniß und erst 1569 kehrte er nach Lissabon zurück. Er starb 1579 im Hospital. Sein ostindischer Diener suchte ihn durch Betteln vor dem Hungertode zu bewahren. — Rückert ist der Dritte, der in seinen geharnischten Sonetten das Höchste erreicht hat.

S. 300, Z. 7 v. u. Andreas Palladio war im 16. Jahrhundert ein berühmter Baumeister der Republik Venedig.

S. 300, Z. 1 v. u. Der herzogliche Palast oder Dogenpalast steht auf dem mit Säulenhallen umgebenen Markusplatze und ist in arabischem Styl erbaut. In die geöffneten Rachen der großen marmornen Löwenköpfe wurden die Anklagezettel der vorgeblichen und wirklichen Feinde der Republik geworfen. Eine bedeckte Gallerie führte aus dem Palast über den Kanal nach den Bleikammern oder Bleidächern (Gefängniß mit Blei gedeckt) und heißt die Seufzerbrücke, weil die Verurtheilten darüber geführt, in der ersten Abtheilung vom Geistlichen vorbereitet, in der zweiten aber geköpft oder auch erdrosselt wurden. Die Körper der Opfer verschlang der ins Meer führende Kanal.

S. 301, Z. 1 v. o. Der geflügelte Löwe des heil. Markus ist Venedigs Wappen; er ist auf dem Markusplatze auf einer riesigen 80′ hohen Granitsäule errichtet, die einst, mit noch 2 andern aus Griechenland gebracht wurde.

S. 301, Z. 5 v. o. Der mit schwarzen und weißen Marmorplatten gepflasterte Marcusplatz ist seit uralter Zeit der allgemeine Versammlungsort der Venetianer. Bis um Mitternacht dauert oft das großartige Wogen und Drängen der zahlreichen, geschäftigen Menschenmasse.

S. 301, Z. 18 v. u. Der Thurm der Skt. Markuskirche ist einer der höchsten in Italien (335′) und bietet eine wundervolle Aussicht über Stadt und Meer. Statt einer Treppe führt ein schneckenförmig gewundener Weg bis zum Glockenstuhl.

S. 301, Z. 11 v. u. Im 5. Jahrh. n. Chr. suchten Bewohner des Festlandes sich auf den Inseln des Adriameeres vor der großen heranströmenden Flut der Völkerwanderung zu schützen und diese Zufluchtsstätten wurden später bleibende Wohnsitze, so daß bald die mächtige Inselstadt, dieses 8. Wunderwerk der Welt, entstand.

S. 301, Z. 1 v. u. Die stolze Rialtobrücke ruht auf 1200 Ulmenpfählen, ist aus weißem Marmor in den Jahren 1588—91 von Palestrina erbaut worden, hat nur einen einzigen Bogen, und ist 187 Fuß lang. Sie senkte sich, weßhalb am Fuß auf die Widerlage 4 Paläste erbaut wurden, die sie unverrückt erhalten. An beiden Seiten führen 56 Stufen hinauf und rechts und links sind marmorne Kaufläden.

S. 302, Z. 10 v. o. Den schrecklichen Kerkern fehlte es zur Zeit der Republik nie an Bevölkerung und die Gefangenen wurden in den Bleikammern durch Sonnenhitze und Winterkälte gleichfurchtbar gequält. In den Brunnen oder unteren Räumen der Bleidächer standen sie beständig einige Fuß tief im Wasser.

S. 302, Z. 12 v. o. Ueber dem Eingang der Markuskirche stehen 4 in Erz gegossene Pferde von hoher Schönheit. Sie sind das Werk eines griechischen Künstlers. Napoleon ließ sie nach Paris schleppen, aber sie mußten wieder zurückgegeben werden.

S. 303, Z. 3 v. o. Paolo (Paul) Veronese, eigentlich Paolo Cagliari, geb. 1530 zu Verona, war einer der ersten Meister der venetianischen Malerschule. Seine Schöpfungen stellen das Leben im schönsten Glanze und festlichen Rausche dar. Die stolzen, schillernden Gewänder, das reiche Geschmeide, die Reinheit, der Wechsel der Formen in lauterster Harmonie mit der Pracht der Farben, sind ganz besondere Vorzüge seiner Gemälde. Unter seinen festlichen Mahlzeiten nach neutestamentlichen Geschichten ist die Darstellung der „Hochzeit zu Kana“ die berühmteste.

S. 303, Z. 9 v. u. Antonio Canaletto, (eigentlich Canale) ein berühmter venetianischer Maler des vorigen Jahrhunderts, wußte besonders Landschaften und Gebäude höchst naturgetreu darzustellen, wovon seine vielen und meisterhaft ausgeführten Ansichten Venedigs die besten Beweise geben. Er starb in London (1768).

S. 303, Z. 6 v. u. Vor der Marcuskirche erheben sich auf erzenen Fußgestellen drei hohe, zu Masten gehauene Cedernbäume, die sonst mit den langen, wehenden Fahnen der 3 kleinen griechischen Königreiche (Candia, Cypern und Morea) geschmückt waren, über welche die Republik Venedig herrschte. Jetzt schwebt die oestreichische Flagge darauf.

S. 303, Z. 4 v. u. Kaiser Karl V. regierte während der Reformationszeit von 1519 — 1556, da er freiwillig die Regierung seiner vielen Reiche niederlegte. In feierlicher Abschiedsrede übergab er seinem Sohn Philipp in Brüssel die Regierung der Niederlande, dann auch die von Spanien, Neapel und Westindien und zu Gunsten seines Bruders (Ferdinand I.) entsagte er auch der römisch-deutschen Kaiserkrone. Alle seine hohen Entwürfe: die getrennten Religionsparteien wieder zu vereinigen, die päpstliche Gewalt zu beschränken, die alte Kaisermacht herzustellen, dem spanisch-habsburgischen Hause den deutschen Thron zu sichern, Frankreich zu demüthigen, die Türkenmacht zu brechen rc. sah er vereitelt, trotz seiner Klugheit und Geistesgröße. Er sehnte sich deßhalb nach klösterlicher Büßung und ging in das Hieronymitenkloster St. Just in Estremadura, wo er noch 2 Jahre in ernster Betrachtung über die Eitelkeit irdischer Größe verlebte. Vergebens wollte er dort zwei Uhren in einen Gang bringen und sprach ernst und bitter: „So vermag ich nicht einmal zwei Uhren in denselben Gang zu bringen und vermaß mich doch einst so viele tausend Menschen zu einem einzigen Glauben zu bringen". Er verschied am 21. Sept. 1558, nachdem er wenige Wochen vorher bei lebendigem Leibe sein eigenes Leichenbegängniß halten ließ und tieferschüttert in der Kirche die feierlichen Todtengesänge hörte, die am Trauergerüste für sein Seelenheil angestimmt wurden. —

S. 304, Z. 15 v. u. Alarich, der Westgothenkönig, drang in Italien ein, eroberte Rom (410) und gedachte auch Afrika zu erobern, starb aber auf seinem Zuge durch Unteritalien bei Cosenza und seine Gothen begruben ihn in das Flußbett des Busento.

S. 305, Z. 1 v. o. Die Sassaniden waren eine Reihe persischer Könige (226 — 637), welche von dem Khalifen (geistlichen und weltlichen Stellvertreter des Propheten Mahomed) Omar entthront wurden. Ihre Hauptstadt war Ktesiphon. Mosleminen oder Muselmänner sind die Bekenner des Islam oder der muhamedanischen Religion. Der Oxus der Alten ist ein Fluß, der vor Zeiten seine Mündung ins Kaspische Meer hatte, jetzt Gihon und im Unterlaufe

Amu darja heißt und in den Aralsee fließt. Jesbegerd war der letzte der Sassaniden. — Medina's Fürst ist Omar; denn Medina war die Residenz der arabischen Khalifen. — Satrap, d. i. ein Statthalter. — Sarazen, der Araber, eigentlich Morgenländer.

S. 306, Z. 8 v. o. Der Führer der Lust- und Wandelschiffchen (Gondeln).

S. 306, Z. 11 v. u. Napoleon stürzte am 12. Mai 1797 die Republik Venedig, welche 1350 Jahre ruhmvoll bestanden.

S. 307, Z. 6 v. o. Bucentaur, das prächtigste, größte Ruderschiff, das mit Sammt und Seide austapeziert, mit reicher Vergoldung und vielem Bildwerk geschmückt war und von unsichtbaren Ruderern fortbewegt wurde. Am Himmelfahrtstage jeden Jahres fuhr der Oberbeamte (Doge) der Republik und sein ganzer Hofstaat unter Kanonendonner, rauschender Musik und dem Geläute der Glocken mehrere Stunden weit ins Adriameer hinaus, umgeben von einigen tausend Gondeln. Der Doge feierte seine Vermählung mit dem Meere, indem er einen goldenen, mit einem kostbaren Edelstein gezierten Ring in die Tiefe warf mit den Worten: „Meer, wir vermählen uns mit dir, zum Zeichen der wahrhaftigen und beständigen Herrschaft!"

S. 308, Z. 20 v. u. Otto III., römisch-deutscher Kaiser, war erst 3 Jahre alt, als sein Vater starb. Er hatte eine gelehrte Bildung und während seiner Minderjährigkeit leitete seine Mutter Theophania in Verbindung mit der Großmutter Adelheid, der Tante Mathilde und dem würdigen Erzbischof Willegis von Mainz die Regierung des Reichs. In seinem 16. Jahre ergriff Otto selbst die Zügel der Regierung. Er zog zweimal über die Alpen und machte dem Unwesen des Empörers Crescentius, der zu Rom fast völlig wie ein unumschränkter Herr regierte, ein Ende. Mit Crescentius hatte sich der Pabst Johann XVI. verbunden. Otto II., der Vater Otto's III., ist in der Peterskirche zu Rom begraben. Schrecken und Angst ergriff die gläubigen Gemüther, als ein Einsiedler prophezeite, der letzte Tag des Jahres 999 sei auch der letzte Tag der Welt. Der junge Kaiser ließ sich übrigens das italische Leben behagen. Nach Deutschland zurückgekehrt ließ er sich zu Aachen die Gruft Karls des Großen öffnen, um sich durch den Anblick des großen Kaisers zu begeistern. 1001 kam Otto wieder nach Rom. Die Römer empörten sich und wollten den Kaiser im Palast ermorden. Otto hielt eine rührende Rede an das empörte Volk und wurde nur mit Mühe von seinem Verwandten, dem Bayernherzog und nachmaligen Kaiser Heinrich II., auf geheimen Pfaden gerettet. So schlecht vergalten ihm die Römer seine große Vorliebe für Italien, daß selbst, als Otto im 22. Jahre seines Lebens in Paterno, unweit Rom, gestorben war, sie noch Rache

an der Leiche nehmen wollten und die Deutschen, welche die Leiche nach Aachen brachten, hatten bis Verona mit großen Gefahren zu kämpfen.

S. 315, Z. 4 von oben. Karl X., König von Frankreich (1824—30). Er war ein Bruder des unglücklichen Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. und zählte schon 67 Jahre, als er König wurde. Die Julirevolution 1830 stürzte ihn und setzte Ludwig Philipp auf den Thron. Karl lebte einige Zeit zu Holyrood in Schottland und ward mit seiner Familie 1831 vom französischen Boden verbannt. Von 1832—35 bewohnte er den Hradschin zu Prag und starb zu Görz, 79 Jahre alt, am 6. Nov. 1836 an der Cholera.

S. 315, Z. 7 v. u. Der schuldlose, aber schwache König Ludwig XVI. mußte für die Sünden seiner Vorfahren büßen. Er wurde am 21. Januar 1793 durch die Guillotine enthauptet.

S. 315, Z. 3 v. u. Ludwig der Faule, der letzte karolingische König von Frankreich, starb 987 und Hugo Capet, ein Graf von Paris, bemächtigte sich des Throns. Seine Nachfolger hießen Capetinger. Alle französischen Könige bis in die allerjüngste Zeit stammen von Hugo Capet ab. — Karl v. Anjou, ein Bruder des französischen Königs Ludwig IX. oder des Heiligen, eroberte Neapel und Sicilien, herrschte daselbst mit eisernem Scepter und ließ Konradin, den Sohn des deutschen Kaisers Konrad IV., letzten Sprößling der Hohenstaufen und rechtmäßigen Erben der Krone von Neapel und Sicilien, am 29. Okt. 1268 in Neapel hinrichten. Konradin war erst 16 Jahre alt, als er mit seinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Oestreich, den Todesstreich empfing.

S. 317, Z. 13 v. u. Bajä ist eine mit Villen übersäte Landzunge, die im Cap Misenum endigt und den neapolitanischen Golf im Nordwesten begrenzt. Die Ufer Bajä's gewähren entzückende Aussichten nach Neapel, Sorrent, dem feuerspeienden Vesuv, dann übers Meer hin auf die Inseln Ischia (Iskia), Procida (Protschida) und das wilde Capri mit seinen zackigen Felsenküsten.

S. 320, Z. 7 v. o. Die Familie Fugger beschäftigte sich in früherer Zeit mit Leineweberei, dann mit Handel und erwarb sich im Verlaufe des 15. Jahrhunderts solche Reichthümer, daß die Kaiser des Reichs in Geldnöthen sich an sie wandten. Die Fugger hatten Flotten auf den weiten Meeren. Im 16. Jahrhundert erbauten 3 Brüder Fugger die Fuggerei, d. i. ein Stadttheil Augsburgs mit eigner Kirche und 106 Versorgungshäuser für die Armen. Gleich Fürsten beschützten und beschäftigten sie berühmte Künstler und Gelehrte. Als die Stadt dem Kaiser das geforderte Strafgeld nicht bezahlen konnte, ließ ein Fugger 80,000 Goldgulden aus seinem eignen Schatze prägen. Von Kaiser Max wurde die Familie in den Adelstand, von Karl V. in den Grafenstand erhoben.

Eine Linie wurde sogar 1805 gefürstet. Jetzt sind die Fugger mediatisirte Standesherrn in Bayern und Würtemberg und besitzen daselbst noch Güter von 14 Quadratmeilen. Kaiser Karl V. kommt 1530 aus Italien zurück, kehrt in Augsburg beim Anton Fugger ein, und entschuldigt sich, daß er ihm eine große Summe geliehenen Geldes noch nicht habe zurückbezahlen können. Das Wetter war kalt und der Kaiser noch an das welsche Klima gewöhnt; deßhalb und um die Ehre des Besuchs wett zu machen, zündete Fugger aus duftendem Zimmtholz (ein Loth Zimmt kostete damals 1 Dukaten) und mit der kaiserlichen Schuldverschreibung ein Kaminfeuer an.

S. 320, Z. 5 v. u. Polyhymnia oder Polymnia, die Hymnenreiche, Muse der Hymnen, Erfinderin der Lyra, später Vorsteherin der lyrischen Dichtkunst und Beredsamkeit.

S. 322, Z. 14 v. u. Kaiser Franz II., der letzte deutsche Kaiser, starb am 2. März 1835.

S. 325, Z. 6 v. o. Joachim Mürat, der tapfere General und Schwager Napoleons, wurde 1808 König von Neapel, das 1799 durch die Franzosen in die parthenopeische Republik verwandelt worden war. Die Stadt Neapel hieß in den ältesten Zeiten Parthenope. Er nahm später Theil am Feldzuge nach Rußland, an der Leipziger Schlacht, verband sich mit den Oestreichern gegen Napoleon, fiel aber wieder von Oestreich ab, wurde von denselben geschlagen, floh nach Neapel, fand die ganze Bevölkrung in Aufstand und Verwirrung, entwich nach Frankreich, kam wieder, um sein verlorenes Königreich zu erobern. Die Expedition mißglückte. Mürat wurde gefangen aufs Schloß Pizzo gebracht, von einem Kriegsgericht verurtheilt und am 13. Okt. 1815 in einem Saale des Schlosses erschossen, nachdem er gerufen: „Schonet das Gesicht, Soldaten, und zielt auf das Herz".

S. 326, Z. 1 v. o. Der Thunfisch ist 6 — 18' lang und 3 — 6 Zentner schwer. Er zieht im Frühjahr aus dem schwarzen ins Mittelmeer und wird bei Konstantinopel, bei Sardinien und Sicilien in ungeheuerer Menge gefangen. Ebenso ist für Calabrien und Sicilien der Fang des Schwertfisches sehr wichtig.

S. 329, Z. 17 v. o. Die Skt. Peterskirche ist der vor allen berühmte und größte Tempel der Christenheit. Er wurde von Bramante, Michel Angelo u. A. von 1506 bis 1614 erbaut und kostet 72 Millionen Gulden. — Das Pantheon war im alten Rom der Tempel oder Sammelplatz aller Götter, anfangs dem Mars und der Venus, später der Maria und allen Märtyrern geweiht. Es ist ein großes, kühnes Werk. Das Licht fällt von oben durch eine kreisrunde Oeffnung von 27 Fuß Durchmesser.

S. 329, Z. 18 v. o. Unter den vielen reizenden Villen Roms ist die vor dem San-Pancratio-Thore gelegene Villa Doria-Pamphili mit ihren Antiken und dem größten Garten besonders merkwürdig.

S. 329, Z. 23 v. o. Der berühmte italische Dichter Torquato Tasso wurde 1544 zu Sorrent geboren. Weiteres über Tasso siehe Band III. in den Anmerkungen zu den Todtenkränzen von Zedlitz.

S. 335, Z. 14 u. 15 v. o. Sappho lebte im 6. Jahrh. v. Chr. Sie war gebürtig aus Mytilene auf der Insel Lesbos, daher sie von den Alten die lesbische Schwalbe, und wegen ihrer Meisterschaft auch öfters die zehnte Muse genannt wurde. Sie soll den schönen, aber spröden Phaon unglücklich geliebt und sich vom leukadischen Felsen ins Meer gestürzt haben. (Vergl. S. 349 die letzte und 350 die erste Strophe.) Ihre sämmtlichen Gedichte wurden von den Alten in 9 Bücher melischer Lieder getheilt und ihr Haus war der Sammelplatz der edelsten Dichterinnen ihrer Zeit. Von Tugend und Sitte sprach sie mit Begeistrung und schätzte die sittliche Schönheit als des Lebens kostbarstes Kleinod. Ihre Gesänge athmeten die wärmste Liebe, waren aus einem innigen glühenden Gefühl hervorgegangen und trugen in vollendeter Form den klarsten Abdruck künstlerischer Besonnenheit. Von ihr soll der nach ihr benannte 11silbige „sapphische Vers“ herrühren, durch dessen 3malige Wiederholung und dem angeschlossenen adonischen Vers die „sapphische Strophe“ gebildet wird (z. B. Nr. 161, 162, 163). — Roswitha (Hrosuita) war im letzten Viertel des 10. Jahrhunderts Nonne im Benediktinerkloster zu Gandersheim. Sie genoß einen hohen Ruf als Dichterin und Quellenschriftstellerin der deutschen Geschichte, indem sie auf den Wunsch Kaiser Otto's II. und ihrer Aebtissin Gerberge, des Kaisers Nichte, die Thaten Otto's I. oder Großen besang. —

S. 431, Z. 14 v. u. In der Zeit der glorreichen Erhebung Preußens (1813) brachte alles Volk freiwillige Beisteuern, Frauen und Jungfrauen verkauften ihr Geschmeide und legten den Erlös auf den Altar des Vaterlandes.

S. 433, Z. 2 u. 8 v. o. Friedrich II. o. Große, König von Preußen (1740—86) führte den 7jährigen Krieg (1756—63). Oestreich, Rußland, Frankreich, das deutsche Reich und Schweden standen mit einer halben Million gegen ihn unter Waffen und doch erfocht er die großartigen Siege in den Schlachten bei: Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz und Torgau. Friedrich hat zahlreiche Schriften geschrieben, darunter auch eine Geschichte des 7jährigen Krieges: „Histoire de la guerre de sept ans.“ — Bei Roßbach (links von der Saale) schlug Friedrich am 5. Nov. 1757 das 3mal größere Heer der Franzosen und Reichsarmee

in die schimpflichste Flucht; dagegen haben die Franzosen 49 Jahre darnach (am 14. Okt. 1806) die für Preußens Geschick so unglückliche Doppelschlacht bei Jena-Auerstädt gewonnen, nach welcher die preußischen Heere auf ihrem ungeordneten Rückzuge die Waffen strecken mußten.

S. 435, Z. 9 v. o. Ottensen ist ein großes und schönes holsteinisches Dorf nahe bei Altona. Auf dem Kirchhof zu Ottensen befinden sich die merkwürdigen Gräber.

S. 435, Z. 14 v. o. Am 30. Mai 1813 rückte Marschall Davoust mit zahlreichen französischen Truppen in Hamburg ein. Durch die härtesten Maßregeln, die er schonungslos ins Werk setzte, sahen sich mehr als dreißigtausend Einwohner Hamburgs genöthigt, die Stadt zu verlassen und 1100 (1200) davon fanden in der Strenge des Winters ihr Grab in Ottensen.

S. 437, Z. 1 v. o. Der greise Herzog K. W. Ferdinand von Braunschweig wurde in der unglücklichen Schlacht bei Jena-Auerstädt (14. Okt. 1806) von einer Musketenkugel getroffen und seiner Augen beraubt. Besinnungslos und mit bluttriefendem Antlitz wurde er aus dem Gewühl der Schlacht getragen und auf einer Bahre in sein Erbland und seine Residenz Braunschweig gebracht. Von dort ließ der blinde Held den Napoleon um Gnade für sein Land und Volk bitten, der aber den unglücklichen Greis noch schmähte und antwortete: „Ich kenne keinen souveränen Herzog von Braunschweig, ich kenne nur den preußischen General Braunschweig". Aus Besorgniß, den Franzosen als Kriegsgefangener in die Hände zu fallen, ließ sich der Fürst mit blutigem Haupt weiter tragen bis gen Ottensen, wo er am 10. Nov. 1813 starb und sein Grab fand. Sein Sohn, der „Oels", fiel am 16. Juni bei Quatre-Bras im Kampf gegen Ney.

S. 439, Z. 9 v. o. Der Dichter Fr. Gottl. Klopstock, geb. am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, der Sänger des Messias und herrlicher Oden zc., zeichnete sich aus durch einen festen Charakter, deutsch-nationalen Sinn, durch glühende Vaterlandsliebe, hohe Sittlichkeit und christlich-gläubiges Gefühl. Neu und einzig war er auch darin, daß er die Maße und Formen des klassischen Alterthums zuerst mit deutschem Stoff und Geist erfüllte. Er starb am 14. März 1803 zu Hamburg und wurde am 22. März, einem heitern Frühlingstage, zu Ottensen neben seiner Meta in die Gruft gesenkt. Sein Leichenbegängniß war eines der großartigsten und feierlichsten, die je einem deutschen Dichter und Gelehrten gehalten wurden. Als 10 Jahre später der Held Blücher im Vorbeifahren die Linden erblickte, welche des Sängers Grab beschatteten, da sprach er zu seinen Begleitern: „Entblößen wir das Haupt, denn hier ist Klopstocks Grab!"

S. 443, Z. 11 v. o. Kaiser Friedrich I. (Barbarossa, Rothbart), ein Hohenstaufe, ward 1152 zu Frankfurt a. M. gekrönt und war in politischer und sittlicher Hinsicht der kräftigste und tüchtigste Fürst seiner Zeit. Auf einem Kreuzzug, den er als Greis unternahm, fand er in Syrien, im Flusse Seleph seinen Tod (1190). Sein Herz ward in Antiochia, die Leiche aber in Tyrus bestattet. Das deutsche Volk konnte die Trauernachricht nicht glauben und meinte: „er ist in den Berg Kyffhäuser eingegangen, der in der güldenen Aue steht und hält Hof drinnen im Berg mit seiner holdseligen Tochter und seinen Helden; an einem Marmortisch sitzt er, durch welchen sein rother Bart gewachsen ist und harret der Stunde, wann die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Dann wird er ausziehen mit seinen Getreuen und seines Schildes Last hängen auf des Birnbaums dürren Ast und wird das deutsche Volk wieder groß machen vor allen Völkern der Erde". —

S. 475, Z. 16 v. u. Die Kaaba ist ein 34 Fuß hoher Tempel in der heiligen Moschee zu Mekka. Die erste Kaaba soll von den Engeln, die zweite von Adam erbaut und mit diesem in den Himmel gehoben worden sein und sich senkrecht über der gegenwärtigen, von Abraham erbauten, befinden. In der Kaaba befindet sich der schwarze Stein, den Gott aus dem Paradiese mit Adam auf die Erde geschickt, während der Sündflut wieder zu sich genommen und dem Abraham, als er die Kaaba zu Mekka erbaute, durch den Engel Gabriel wieder zurückgegeben haben soll. Anfangs sei er weiß gewesen, aber durch die vielen Thränen, die er wegen der Sünden der Menschen vergossen, sei er schwarz geworden. Mahomed machte den Stein zum Gegenstand der Richtung des Gebets der Gläubigen und verordnete die Wallfahrt zu ihm und der Kaaba.

S. 485, Z. 6 v. u. Die Plejaden oder das Siebengestirn (die Gluckhenne) ist ein Häuflein kleiner dichter aneinanderstehender Sterne im Sternbilde des Stiers. Zeus soll die 7 fabelhaften Töchter des Atlas und der Plejone, als sie sich aus Schmerz über den Tod ihrer Schwestern selbst den Tod gaben, an den Himmel versetzt haben.



Inhalt des zweiten Bandes.




Stanford University Libraries
3 6105 010 569 353



